

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 43

31. Januar 1996

Nr. 1

## 1945 – 1949: Chaos und Neuanfang

Aus dem Tätigkeitsbericht der französischen Militärregierung für den Kreis Balingen  
Vortrag zur Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung am 11. November 1995 von Dr. Wilhelm Foth

„Durch Brückenstörungen waren die Eisenbahnverbindungen unterbrochen; der Straßenverkehr war auf wenige Lkw beschränkt, die der Zerstörung und Beschlagnahme entgangen waren. Die Lebensmittelgeschäfte waren schnell geleert. Aller Verbindungen nach außen beraubt, war der Kreis (Balingen), der übervolkert und schon in normalen Zeiten in der Lebensmittelversorgung abhängig war von seinen Nachbarn, unfähig, die Lebensgrundlage seiner Bevölkerung für mehr als einige Wochen selbst zu sichern. Die wenigen Lebensmittellager waren geplündert worden, vorwiegend durch russische und polnische Deportierte, die sich alle Arten von Erpressungen leisteten.

Der größte Teil der 261 Textil-, Metall-, Möbel- und Lederwarenfabriken in den vier industriellen Zentren von Balingen, Ebingen, Tailfingen und Onstmettingen mit 24 500 Arbeitern hatte wegen Mangel an Kohle und elektrischem Strom schließen müssen. Die öffentlichen Kassen waren in wenigen Tagen geleert. Die Banken hatten keine verfügbaren Mittel mehr. Die Preise stiegen.

Die lokale Verwaltung stand einer solchen Lage unfähig gegenüber. Manche Beamte waren Soldaten, und ihren zu alten Vertretern fehlte es an Aktivität und Kenntnissen. Die Polizei war nicht in der Lage, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Feuerwehr und die öffentlichen Dienste waren desorganisiert.

Zu all dem trat hinzu die tiefe Niedergeschlagenheit einer Bevölkerung, die noch kaum die militärische Katastrophe Deutschlands realisierte.“ Mit diesen, von mir etwas gekürzt wiedergegebenen Worten beschreibt der französische Administrateur Gonnet die Lage des Kreises Balingen im Frühsommer 1945. Der Kreis hatte damals 70 300 Einwohner; dazu kamen 9000 deutsche Flüchtlinge aus luftkrieggefährdeten Gebieten, z. B. dem Ruhrgebiet, (noch nicht aus dem Osten) und 8000 Ausländer, nämlich Kriegsgefangene und Zwangsarbeitskräfte aller Nationen, vor allem Russen und Polen.

Der Oberst Gonnet hätte ohne weiteres sein düsteres Bild noch vervollständigen können, wenn er die erheblichen Bombenschäden, vor allem in Balingen, Ebingen und Laufen erwähnt hätte, die vielen tausend jungen Männer und Familienväter, die im Krieg ihr Leben verloren hatten oder die sich in Kriegsgefangenschaft befanden, aus der sie erst sehr allmählich, manche erst nach vielen Jahren, zurückkehrten.

Am 20. April 1945 besetzten die französischen Truppen Balingen, in den folgenden Tagen die anderen Städte und Dörfer des Kreises, z. B. Ebingen am 24. April. In Balingen wurde am 26. April für den Kreis Balingen eine Militärregierung unter Leutnant Laigroz eingerichtet, nachdem dieser schon seit dem 20. April als „Commandant d'Armes“, als „Platzkommandant“, gewirkt hatte. Diese Tätigkeit der Militärregierung dauerte bis zum 21. September 1949, wo sie, nach Errichtung der Bundesrepublik Deutschland, vom Besatzungsstatut abgelöst wurde.

Bevor die örtliche Militärverwaltung ihre Tätigkeit beendete, erhielt sie aus Baden-Baden, wo das französische Oberkommando saß, den Befehl, über ihre Tätigkeit von 1945 bis 1949 einen Abschlußbericht zu schreiben, wo-

zu eine Gliederung vorgegeben wurde. Trotzdem sind diese Berichte für die einzelnen Kreise von sehr unterschiedlicher Ausführlichkeit und von sehr unterschiedlicher Qualität, je nach dem Fleiß und den Interessen dessen, der jeweils mit der Abfassung beauftragt war. Wir in Balingen haben das Glück, daß der Verfasser Oberst Gonnet (er war seit Februar 1946 „Délégué de Cercle“ (wie der offizielle Titel lautete) ein außerordentlich fleißiger Mann gewesen zu sein scheint und daß auch seine Mitarbeiter es ihm nachzutun versuchten.

Die Berichte aller Kreise der französischen Zone, natürlich in französischer Sprache abgefaßt, liegen im Archiv von Colmar und stehen seit einigen Jahren auch deutschen Interessenten zur Verfügung. In Tuttingen ist dieser Bericht, natürlich in deutscher Übersetzung, inzwischen veröffentlicht worden. Für die Kreise Balingen und Hechingen arbeitet das Kreisarchiv zur Zeit an einer Veröffentlichung. Damit wird sicherlich eine der wichtigsten Geschichtsquellen für die Nachkriegszeit erschlossen. Hier will ich nun einige der wichtigsten Entwicklungslinien nachzeichnen; den ganzen Bericht darzulegen ist im Rahmen eines abendlichen Vortrages unmöglich.

### Die Besatzungsmacht in den ersten Monaten ihrer Tätigkeit

Die Geschichte der örtlichen Militärregierung zerfällt, nach Oberst Gonnet, in drei deutlich von einander getrennte Abschnitte:

1. Von April 1945 bis Juli 1945 dauerte der Übergang vom Kriegs- zum Besatzungszustand – alle Gewalt liegt in den Händen des Militärkommandos.
2. Am 24. Juli 1945 wird die militärische von der zivilen Gewalt getrennt; die Dienststelle behält zwar auch weiterhin ihren alten Namen „Délégation de Cercle“, wird auch von Militärs besetzt, ist aber tatsächlich mit zivilen Aufgaben betraut. Dieser Abschnitt dauert bis zum 29. Juli 1947. In dieser Zeit übte die „Délégation“ die volle Autorität über die lokalen deutschen Behörden aus, die praktisch zu rein ausführenden Organen degradiert waren.
3. Das endete erst im dritten Abschnitt 1947, als die tatsächliche Macht schrittweise an die deutschen Behörden zurückgegeben wird und die „Délégation“, obzwar sie gewisse Interventionsrechte besitzt, mehr und mehr zum „Ratgeber“ sich entwickelte.

Welche ersten Maßnahmen traf nun die Militärregierung nach dem Einzug der französischen Truppen? Darüber enthält der Bericht leider nichts; er enthält auch nichts über die Übergriffe französischer Truppen, vor allem Kolonialtruppen, bei der Besetzung, z. B. über Vergewaltigungen, Beschlagnahmen usw. wie es, wenigstens summarisch, der entsprechende Bericht von Tuttingen tut. Das Stadtarchiv Balingen, das ergänzend herangezogen wurde, gibt jedoch einige Auskünfte, wenigstens in Bezug auf Balingen.

Die erste Maßnahme, noch am Tage der Besetzung veranlaßt, schreibt die sofortige Ablieferung aller Waffen sowie von Radio- und Fotoapparaten und Ferngläsern vor. Das Verlassen der Häuser durch die Zivilbevölkerung ist zunächst nur zwischen 8 Uhr und 10 Uhr zum Einkauf von Lebensmitteln unter Androhung „strengster Bestrafung“ bei Nichtbeachtung erlaubt.

Bereits am 27. April 1945 änderte der Kommandant „in Anbetracht der ruhigen und verständigen Haltung der Bevölkerung“ die Ausgangsverbotsstunden wie folgt: In den Städten Balingen, Ebingen, Tailfingen und in Onstmettingen von 9 Uhr abends bis 7 Uhr morgens, in allen übrigen Gemeinden von 8 Uhr abends bis 6 Uhr morgens.

Im übrigen darf sich die Bevölkerung nicht über die Gemeindegrenzen hinaus begeben. Jede Benützung von Fahrzeugen jeglicher Art (Kraftfahrzeuge, Krafträder und insbesondere auch Fahrräder) war verboten mit Ausnahme landwirtschaftlicher Gespanne.

Außerdem wurde nochmals der Zivilbevölkerung verboten, deutschen Soldaten, gleichgültig ob in Uniform oder Zivil, Unterkunft und Verpflegung zu gewähren, wobei es lapidar heißt: „Jede Zuwiderhandlung wird mit dem Tode bestraft“. Obwohl dieses Verbot mit Sicherheit übertreten wurde, ist von einer Bestrafung, erst recht der Verhängung der Todesstrafe, in den vorliegenden Archivalien nicht die Rede.

Eine der schwierigsten, aber auch dringendsten Aufgaben war es, geeignete deutsche Männer zu finden, die die Aufgaben der Bürgermeister oder des Landrats übernehmen könnten. Sie mußten einerseits „unbelastet“ sein, d. h. sie sollten „der“ Partei (d. h. der NSDAP, oder ihrer Gliederungen) nicht angehört haben, andererseits sollten sie, neben demokratischer Gesinnung und Achtung bei den Mitbürgern, möglichst Verwaltungserfahrung, wenigstens aber große Tatkraft mitbringen.

24 Bürgermeister wurden von der Militärregierung sofort abberufen und im allgemeinen durch solche Männer ersetzt, die von ihren Mitbürgern vorgeschlagen wurden. Besonders wichtig war diese Säuberung in den Verwaltungs- und Industriezentren und in den großen Dörfern. So wurden ernannt: Robert Wahl in Balingen, Walker in Ebingen (Näheres siehe

unten), Gonser in Tailfingen, Jetter in Onstmettingen, Rudolf in Bitz, Narr in Frommern, Scheer in Geislingen und Fischer in Meßsteten.

Landrat Dr. Zeller, der zunächst unentbehrlich schien wegen seiner Lokalkenntnisse, wurde erste Anfang Juni 1945 abberufen, inhaftiert und durch den Balingener Bürgermeister Wahl ersetzt, der von nun an beide Ämter in Personalunion ausüben mußte.

Die Charakterisierung Wahls durch Gonnet ist geradezu ein Meisterwerk, und, da manche der hier Anwesenden Wahl noch persönlich gekannt haben werden, möchte ich hier etwas ausführlicher verweilen.

#### Gonnet über Robert Wahl

Gonnet schreibt: „Wahl ist Industrieller, Direktor und Eigentümer einer Kühlmaschinenfabrik. Er ist ungefähr 60 Jahre alt, von kräftiger Statur, er hat eine laute Stimme und ein sicheres Auftreten. Sein rotglühendes Gesicht mit den hervorstehenden Kinnbacken und sein kurzer ergrauter Bürstenhaarschnitt betonen seine breitschultrige Gestalt. Seine Kämpfernatur erlaubt keinen Einwand gegen seine Befehle. Er schlägt gern mit der Faust auf den Tisch und übt über die Bediensteten des Landratsamtes und über die Bürgermeister eine absolute Autorität aus, deren Unerbittlichkeit an das Preußentum erinnert. Er wird gefürchtet, und er schafft sich manche Feindschaften, aus denen er sich nichts macht, weder im Kreise der Beamten noch in seiner Partei und unter den Industriellen.“

Als alter Demokrat, der mit den Naziführern des Kreises manches Hühnchen zu rupfen hatte, zeigt er sich aufgeschlossen für eine Regierung mit politischen Freiheiten, die die Alliierten



Robert Wahl

ten in Deutschland einrichten wollen. Aber als deutscher Patriot und als Württemberger, der den Traditionen seines Landes treu ist, wird er sich niemals herablassen zu einer servilen Haltung, gar als Speichellecker vor der Besatzungsmacht. Er wird seine Fähigkeiten in den Dienst seiner Mitbürger stellen, außerdem, als guter Verwaltungsfachmann, seine Aktivität und seine Schaffenskraft, und er wird sich bemühen, die Lebensbedingungen der Bevölkerung zu verbessern, deren Verwirrung er sieht und deren Ängste er teilt. Seine Beziehungen zur Délégation de Cercle sind, trotz mancher Meinungsverschiedenheiten und einigen stürmischen Unterredungen, geprägt von Verständnis, Rechtschaffenheit und Loyalität. Im ganzen wird Wahl ein ausgezeichnete Landrat sein, der dem Kreis und der Stadt Balingen, wo er gleichzeitig Bürgermeister ist, die größten Dienste erweisen wird. Er muß

leider im Juli 1948 seine Ämter aus Gesundheitsgründen aufgeben. Als Bürgermeister von Balingen kandidierte er bereits im September 1946 bei den ersten Wahlen nicht mehr.“

Die Aufgaben der Bürgermeister bzw. des Landrats waren außerordentlich schwierig: Einerseits waren diese Männer im wesentlichen Befehlsempfänger der Militärregierung und ständig in der Gefahr, des Ungehorsams bezichtigt zu werden, wenn sie untragbare Weisungen mildern oder verweigern wollten. Andererseits standen sie außerordentlichen Schwierigkeiten gegenüber, wenn sie die Interessen der Bevölkerung, denen sie sich natürlich auch verpflichtet fühlten, wahrnehmen wollten.

In welche Konflikte dabei Bürgermeister geraten konnten, zeigte sich besonders deutlich in Ebingen, wovon Gonnet bezeichnenderweise nicht berichtet. Dort war am 1. Mai 1945 Emil Hayer von den Franzosen wieder als Bürgermeister eingesetzt worden. Dieser war, obwohl nicht Mitglied der NSDAP, 1934 zum Bürgermeister ernannt worden, aber im Sommer 1944 zwangsweise in den Ruhestand versetzt worden, weil er als politisch unzuverlässig galt.

Hayer, nun also wieder von den Franzosen eingesetzt, setzte sich nach Ansicht der Besatzungsmacht zu stark für die Ebingener Bürger ein. Bereits nach zwei Monaten, am 2. 8. 1945, wurde er verhaftet und ins Balingener Internierlager eingeliefert. Am 17. November 1945 verurteilte ihn ein französisches Militärgericht zu neun Monaten Gefängnis und zu einer Geldstrafe von 1000 RM. Erst im Juni 1946 wurde er aus der Haft entlassen. Sein Nachfolger wurde, wie bereits erwähnt, Vermessungsrat Walker.

Aber sehen wir uns am Beispiel Balingen (in den anderen Städten war es ganz ähnlich) noch etwas näher die Schwierigkeiten an, mit denen ein Bürgermeister damals zu kämpfen hatte.

(Fortsetzung folgt)

## Von der Nikolaus-Kapelle zur Stadtkirche in Balingen

Neue Erkenntnisse zu Altbekanntem – Von Eugen Gröner/Balingen

Das späte Mittelalter, das Jahrhundert vor der Reformation, war auf kirchlichem Gebiet eine Zeit reger Bautätigkeit. Allüberall in den Städten, vor allem aber auch in den Dörfern, wurden Kirchen um- oder neugebaut. Wir bewundern heute noch die schönen spätgotischen Chöre der Dorfkirchen in Engstlatt, Ostdorf, Endingen, Erzingen, Frommern und Geislingen, um nur einige wenige zu nennen. Auch in den vielen Kleinstädten wetteiferte man, die Kirchen zu vergrößern und zu verschönern, hauptsächlich dort, wo die Pfarrkirchen aus geschichtlichen Gründen außerhalb der Stadtmauern lagen, wie z. B. in Reutlingen, Rottenburg oder in Balingen, wo die Friedhofkirche bis zur Reformation Pfarrkirche blieb. Die ursprünglich als Kapellen innerhalb der Stadtmauern gebauten Bauwerke wurden erweitert und mit reichem Schmuck versehen, um den in der Stadt wohnenden Bürgern die Teilnahme am Gottesdienst zu erleichtern.

Balingen wurde im Jahr 1255 von dem Zollergrafen Friedrich zur Stadt erhoben. Die Stadt wurde mehrere hundert Meter oberhalb des einstigen Dorfes auf der anderen Eyachseite angelegt. Innerhalb der neuen Stadt begann man wohl bald nach der Stadtgründung mit dem Bau einer Kapelle zum heiligen Nikolaus, die 1342 erstmals in einer Urkunde erwähnt wird. Die Kapelle stand – das wissen wir heute sicher – am Platz der heutigen Stadtkirche und war genau gleich lang wie diese. Bei der letzten Renovierung (1987–1990) wurden ihre Fundamentmauern ausgegraben.

Die Zunahme der Heiligenverehrung regte zu Altarspenden an, und so wird von verschiedenen Altarspenden für die Kapelle berichtet. Pfarrkirche war aber nach wie vor die Friedhofkirche. Taufen und Trauungen wurden nur dort abgehalten. Man kann sich denken, daß die Balingener schon von der Stadtgründung an bestrebt waren, die Pfarrkirche in die Stadt herein zu bekommen. Aber so etwas war nur mit Genehmigung des zuständigen Bischofs möglich, und eine Änderung war wohl nur möglich, wenn ein triftiger Grund vorlag. Es galt also, einen solchen zu suchen. Dieser war 1443 gefunden.

Die Balingener gingen klug vor. Sie beantragten beim Bischof von Konstanz, die Kapelle, deren Einsturz drohe, abbrechen und an geeigneter Stelle wieder aufbauen zu dürfen. Die angebliche Einsturzgefahr war reichlich übertrieben, denn, obwohl die jetzige Stadtkirche noch viele Bauteile der alten Kapelle enthält (Dachstuhl, Westgiebel, Teile des Chores), ist bis heute nichts eingestürzt.

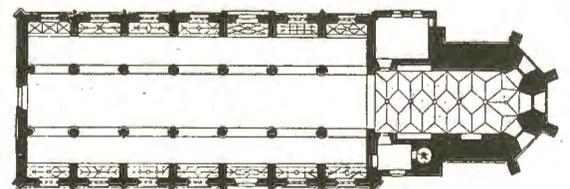
Es wäre denkbar, daß die Kapelle nur auf dem Chorabschluß einen Dachreiter hatte und



Die Fundamentmauer der einstigen Nikolauskapelle. Sie wurde bei der letzten Renovierung in ihrer ganzen Länge freigelegt.

dieser baufällig war. Auf jeden Fall erteilte der Generalvikar des Bistums Konstanz, Nikolaus von Gundelfingen, 1443 die Genehmigung „auf Bitten des Pfarrers, der Heiligenpfleger und der Kirchengemeinde der Pfarrkirche zur heiligen Maria in Balingen, die Filiakapelle dieser Kirche zu St. Nikolais, deren Einsturz droht, abzurechen und an einem geeigneteren Platz wieder aufzubauen“. Der östliche Teil des Chores der alten Kapelle wurde daraufhin abgebrochen.

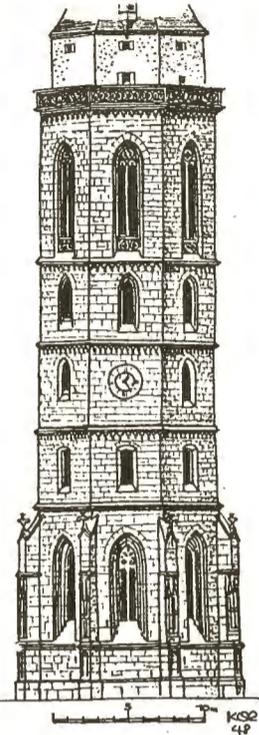
An der östlichen Chorwand in Richtung Marktplatz ist eine (inzwischen erneuerte) Steintafel eingelassen mit folgender Inschrift: „structura haec est incepta proxima feria secunda post octavas pentecostas anno domini MCCCCXLIII“ d. h. „Dieser Bau wurde begonnen am zweiten Tag der Woche (Montag) nach Pfingstoktav“. Also am Montag nach Trinitatis 1443 wurde angefangen. Der frühe Beginn der Bauarbeiten läßt beinahe vermuten, daß der Abbruch des alten Chores schon begonnen wurde, bevor die bischöfliche Genehmigung eintraf.



Grundriß der Stadtkirche. Das Langhaus ohne die Innenpfeiler und ohne die gewölbte Seitenkapelle war die alte Nikolauskapelle, deren östlicher Teil 1443 abgebrochen wurde.

Da Balingen bei der 1442 erfolgten Landes- teilung dem Stuttgarter Landesteil zugeschlagen wurde, wurde Architekt der Baumeister des Grafen Ulrich V., Hänslin Joerg d. Ä. Er fertigte aller Wahrscheinlichkeit nach einen Plan für den ganzen Kirchenumbau und begann zunächst mit dem Bau des für ein Städtchen mit rund 1000 Einwohnern geradezu riesigen Chorturms, dessen Fundamentmauern nahezu drei Meter stark sind.

Der Chorturm der Balingener Stadtkirche, wie er von den Stuttgarter Baumeistern Hänslin Jörg d. Ä. und d. J. geplant und gebaut wurde.

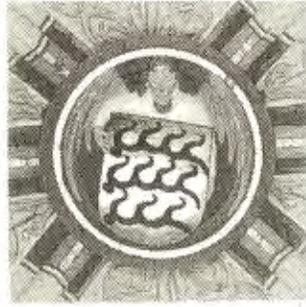


„Der Balingener Turmchor ist eine der imponierendsten Leistungen der schwäbischen Spätgotik auf diesem Gebiet. Städtebaulich und gestalterisch ist dieser Turm ein Werk, das einen fähigen Baumeister voraussetzt. Schon in seiner Komposition ist er ungewöhnlich. Während sonst an einen quadratischen, oben ins Achteck übergehenden Turm im Osten ein Polygon angefügt ist, entwickelt sich der Balingener Achteckturm unmittelbar aus dem Chorpolygon, genauer: aus fünf Seiten des Achtecks, während die drei westlichen Achteckseiten über dem Chorgewölbe durch einen starken Entlastungsbogen abgefangen werden.“ (Koepf)

Als Hänslin Joerg d. Ä. um 1450 starb, war der Bau des Chorturms wahrscheinlich erst einige Meter hoch gekommen. Den Bau übernahm nun der gleichnamige Sohn Joergs, Hänslin Joerg d. J., der vermutlich schon vorher als Gehilfe seines Vaters am Bau beschäftigt gewesen war. Der Chor wuchs langsam in die Höhe, mit ihm wurde auch die Ostwand des Kirchenschiffes neu gestaltet. 1457 wurden lt. Inschrift die beiden Evangelisten Matthäus und Johannes angebracht. Auch der östlichste Halbbogen der Arkadenwand des Schiffes wurde mit gebaut – ein Beweis dafür ist die andere Profilierung dieses Halbbogens.

Vor 1473 muß die Einwölbung des Chores fertiggestellt gewesen sein, denn als württembergisches Wappen ist nur der Schild mit den drei Hirschstangen verwendet. Mit dem Vertrag von Urach vom 12. 7. 1473 wurde auch von der Stuttgarter Linie das vierteilige Wappen Württemberg-Mömpelgard geführt.

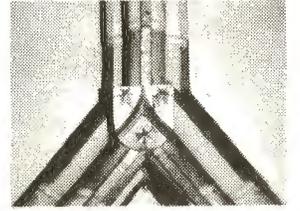
Über dem Chor-Mittelfenster ist das Familienwappen der Baumeisterfamilie Joerg, ein schwarzer Sparren mit drei goldenen Sternen, angebracht. Nach der Einwölbung des Chores wurde am Turm weitergebaut. Ob Hänslin Joerg d. J. die Fertigstellung des Turmes bis zum Umgang noch erlebte, ist fraglich, um 1490 ist er gestorben. Der Turm wurde provisorisch mit einem Ziegeldach abgedeckt.



Das Wappen des Stuttgarter Landesteils vom Württemberg. Ab 1472 wurde auch für diesen Landesteil das viergeteilte Wappen Württemberg-Mömpelgard verwendet.



Das Wappen der Baumeister-Familie Jörg über dem mittleren Chorfenster.



Die Wappentafel von 1613. Sie war vor 1914 das Mittelstück der hölzernen Kassettendecke.

Der erste Schlußstein des Chores von Osten, am einzigen Punkt der Kirche, an dem sich sieben Rippen treffen (sieben ist eine heilige Zahl), ist Maria gewidmet, der zweite Nikolaus. So ist also aus der Nikolauskapelle eine Nikolaus- und Marienkapelle geworden. Warum dies, wo man doch schon eine Marienkirche (Friedhofkirche) hatte. Dies ist ein Beweis dafür, daß von Anfang an beabsichtigt war, die alte Pfarrkirche aufzugeben und die Kapelle zur neuen Pfarrkirche zu machen. Dies war schon 1403 geplant, deshalb ist der Sohn des Grafen, Mülli, wie auch 1408 Graf Mülli selbst in der Kapelle und nicht in der alten Pfarrkirche beigesetzt worden.

Daß die alte Pfarrkirche sich dann bis in unsere Zeit erhalten hat, ist ein glücklicher Umstand. Bis die Kirche im Jahr 1955 zweite Gemeindekirche wurde, waren alljährlich im Frühjahr und im Herbst Gemeindegottesdienste in der Friedhofkirche (Friedhofgottesdien-

ste), zu denen jeweils viele auswärts wohnende Balingener erschienen und die Gräber besonders geschmückt wurden.

Das reiche ikonographische Bildprogramm der neuen Kapelle wurde für das ganze Bauwerk mindestens zum Teil von Hänslin Joerg d. Ä. oder d. J. aufgestellt. Die „Dienste“ des Chorgewölbes sind z. T. als „Fratzen“ gestaltet (Unholde, die zur Strafe für ihre Untaten dazu verurteilt wurden, das Chorgewölbe zu tragen). Die Schlußsteine des Chores zeigen neben den schon erwähnten beiden Patronen der Kirche drei Wappen, von einem Engel gehalten das Wappen des Landes Württemberg, im Vierpaß das Wappen des Bistums Konstanz und im Dreipaß das Wappen der Stadt Balingen.

(Fortsetzung folgt)

## Vogel des Jahres: Der Kiebitz

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Im Norddeutschen Tiefland, in der Hohenloher Ebene oder im Donau-Rißtal können auf Acker- und Wiesenflächen während der Zugzeiten Tausende von Kiebitzen beobachtet werden. Diese Massensammungen geben jedoch von der wirklichen Bestandssituation ein falsches Bild. Ein großer Teil der Vögel stammt nämlich aus den Brutgebieten Osteuropas. Wie aus zahlreichen regionalen Untersuchungen übereinstimmend hervorgeht, nehmen in Deutschland die Kiebitz-Brutpaare ab. Der Naturschutzbund Deutschland und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern wählten deshalb den Kiebitz zum Vogel des Jahres 1996.

Der Kiebitz, auch Kiwit, Riedschnepfe, Feldpflau oder Muttergottestaube genannt, gehört zur Familie der Regenpfeifer. Diese umfaßt Vogelarten, die offenes Gelände nutzen. Sie besiedeln Meeresstrände, feuchte Wiesen, Ufer von Flüssen und Teichen, aber auch trockene Acker- und Wiesenflächen des Binnenlandes. Das Verbreitungsgebiet des 28 bis 32 Zentimeter großen und 150 bis 280 Gramm schweren Kiebitz erstreckt sich von den Britischen Inseln ostwärts durch Europa bis nach Mittelasien und zur Mongolei. In Deutschland kommt der Kiebitz noch in sämtlichen Bundesländern vor. Die Verbreitungsschwerpunkte liegen jedoch an den Küsten und in der Norddeutschen Tiefebene.

In Baden-Württemberg brütet der Vogel in fast allen Landesteilen, sogar in Höhenlagen über 800 Meter. Das Gefieder des taubengroßen Vogels besteht aus einer metallisch glänzenden schwarzen Oberseite und weißer Unterseite mit schwarzem Brustband sowie abste- hender „Federholle“ am Hinterkopf. Im Gegensatz zu einigen anderen Regenpfeifervögeln ist der Kiebitz ein Kurzstreckenzieher. Bei diesen sind der Aufbruch in die Winterquartiere und die Ankunft in den Brutgebieten sehr stark von den Wetterverhältnissen abhängig. Strenge Winter mit Frost und/oder Schneedecken verzögern die Ankunft in den Brutarealen.

Normalerweise kehrt der Hauptteil der Kiebitze in der Zeitspanne von Anfang März bis Anfang April nach Deutschland zurück.

Aus einer 17jährigen Beobachtungsreihe lassen sich für den Osnabrücker Raum folgende Daten ableiten: mittlere Ankunft, 26. Februar; früheste und späteste Beobachtungen der er-



Kiebitz, Kennzeichen: metallisch glänzende Oberseite, weiße Unterseite mit schwarzem Brustband, weit abstehende Federholle am Hinterkopf. Foto: Helmut Rebstock

sten Exemplare, 7. Februar (1990) bzw. 7. März (1986); Hauptdurchzug 1. Märzhälfte. Im Wur-zacher Ried fliegen nach Berichten von Pater Agnellus Schneider die ersten Hähne Ende Februar ein, der Haupttrupp erscheint Mitte März. Beobachtungen aus den Räumen Balingen - Haigerloch bestätigen die Literaturangaben (s. Tab. 1).

Nach der Rückkehr ins Brutgebiet grenzen die Männchen, die bis zu drei Wochen früher ankommen als die Weibchen, mit Flugspielen und Luftkämpfen ihre Reviere ab. Die imposanten Balzflüge können aus Horizontal-, Steig-, Sink- und Kurvenflügen bestehen. Bei letzteren werden abwechselnd die schwarze Oberseite und das Weiß der Bauch- und Flügelunterseite gezeigt.

Das Zeremoniell des „Scheinnistens“, bei dem die eingeknickten Beine scharrende Bewegungen ausführen und Grashalme ruckartig über die Schulter geworfen werden, leitet zur Brutphase über. Eine der vom Männchen während dieser Triebhandlung gedrehten Nistmulden wird schließlich mit Halmen ausgelegt und beherbergt später das gut getarnte Gelege. Die Brutbiotope dieses Bodenbrüters lagen früher hauptsächlich in durch Überschwemmungen oder hochanstehendes Grundwasser vernässten Wiesen sowie in großflächigen Mooren und Sümpfen. Durch die Intensivierung der Landwirtschaft mußte die Vogelart auf neue Brutareale wie Äcker und intensiv genutztes Grünland ausweichen. Dieser Sachverhalt geht aus der Verteilung der Neststandorte einer norddeutschen Population (Raum Osnabrück) deutlich hervor (Tab. 2).

Das Weibchen legt im Durchschnitt vier birnenförmige Eier, die auf olivbraunem Grund schwärzlich gefleckt sind und eine Masse von 25 Gramm haben. Die meisten Kiebitz-Gelege können in der Zeitspanne zwischen der zweiten Aprilwoche und Anfang Juni beobachtet werden. Frühe Legebeginnne fallen schon in die erste Märzwoche, späte Eiablagen kommen Ende Juni vor. Bei letzteren handelt es sich überwiegend um Nachgelege. Zwischen Legebeginn und Anzahl der Frosttage bzw. der Mitteltemperaturen in den Monaten Februar und März bestehen signifikante Zusammenhänge. Die Mesofauna kann in gefrorenem Boden nicht als Nahrung verwertet werden. Dies führt zu einer Verzögerung des Legebeginns. Die Revierabgrenzungen und Balzhandlungen verbrauchen nämlich in der Vorbrutphase Energie, die aber zuerst gespeichert werden muß. Beide Altvögel beteiligen sich an der Bebrütung, die sich 24 bis 29 Tage hinzieht. Der Schlupfvorgang dauert in der Regel 48 bis 72 Stunden. Die Küken bleiben nur kurze Zeit im Nest.

Jung-Kiebitze gehören zu den Nestflüchtern. In der Nahrungsaufnahme sind sie von Anfang an selbständig. Sie werden lediglich in den

Tabelle 2

| Standorte            | Anzahl | %  |
|----------------------|--------|----|
| Brachacker           | 66     | 24 |
| Sturzacker           | 74     | 27 |
| Mais                 | 57     | 21 |
| Wintergetreide       | 3      | 1  |
| Sommergetreide       | 16     | 6  |
| Rüben                | 1      | 1  |
| Grünland             | 44     | 16 |
| Regenrückhaltebecken | 11     | 4  |

ersten zwei Wochen nachts vom Weibchen gehudert. Die Altvögel schützen und verteidigen ihren Nachwuchs vehement. Eindringlinge werden mit Alarmrufen, Drohgebärden und Angriffsflügen verscheucht. Die Kiebitze ernähren sich von Würmern, Schnecken, Insekten und deren Larven sowie von Samen und Früchten verschiedener Wiesenpflanzen. Nach 35 bis 40 Tagen können die Jungen fliegen. Flüge Jungvögel streifen noch einige Monate lang in der Nähe des Brutgebietes umher (Strichvögel), bevor sie dann den Altvögeln zu den Mauserplätzen folgen und später zu Kurzstreckenziehern werden. Solche Mauser- oder Zwischenzug-Plätze gibt es z. B. an der Nordseeküste, im Rheindelta, im Radolfzeller Achried und Wollmatinger Ried.

Einige Altvögel brechen bereits Ende Mai zu diesen Plätzen auf. Der Hauptabzug geschieht jedoch in den Monaten Juni und Juli. Die wichtigsten Winterquartiere europäischer Kiebitze liegen auf den Britischen Inseln, an der Westküste Frankreichs, im Süden Frankreichs, dort vor allem im Rhonedelta und in der Crau, in Italien (hauptsächlich Exemplare aus den osteuropäischen Brutgebieten), in Spanien, Marokko und Algerien sowie auf den Mittelmeerinseln. In milden Wintern bleiben Kiebitze vorwiegend in Norddeutschland und am Bodensee (Ermatinger Becken), aber gelegentlich auch in anderen Landesteilen. Die ab und zu am Salenhof schon im Januar zu beobachtenden Kiebitze gehören sicher zur Gruppe der rastenden Winterdurchzügler (50 Exemplare am 3. 1. 1982; Beobachter M. Schön, E. und H. Fuchs). Auf dem Zug fliegen Kiebitze häufig in Höhen von 1600 bis 2000 Meter, manchmal sogar über 3000 Meter und erreichen Fluggeschwindigkeiten bis zu 72 Stundenkilometern (Radarbeobachtungen).

Ein großer Teil der ursprünglichen Lebensräume ist durch Entwässerung von Mooren und Sümpfen, Trockenlegung von feuchtem Grünland, Intensivierung der Landwirtschaft und durch die Ausweitung von Siedlungen und Industrieanlagen verschwunden oder umgestaltet. Bestandsrückgänge waren und sind die Folgen. So verringerte sich beispielsweise auf

einer 600 Hektar großen Fläche in Norddeutschland (Gegend von Bergenhusen) der Bestand während der letzten zehn Jahre von 113 auf 24 Brutpaare. Im hessischen Landkreis Waldeck-Frankenberg wurde ein Rückgang um 92 Prozent ermittelt. Die Niedermoorflächen, potentielle Brutplätze, nahmen im württembergischen Allgäu zum Teil auf weniger als ein Drittel durch Intensivierung der Bewirtschaftung ab, die Kiebitzbrutpaare seit 1980 entsprechend um 84 Prozent.

Im Bodenseegebiet schrumpfte die Population zwischen 1980/81 und 1990/91 um 27 Prozent. Auch im Zollernalbkreis sind bekannte Brutplätze verschiedenen Maßnahmen zum Opfer gefallen bzw. aufgegeben worden. Bereits Anfang der 80er Jahre verschwand der Kiebitz als Brutvogel von den Gemarkungen Gruol und Geislingen-Ostdorf. In den Brutrevieren in Owingen, Trillfingen, am Saalenhof und am Brielhof, die 1994 noch besetzt waren, konnten 1995 keine Bruten mehr nachgewiesen werden. Wegen ihrer ausgeprägten Standorttreue kehren Kiebitze an alte Brutplätze zurück, auch wenn nach ihrer Rückkehr aus dem Winterquartier aus der Wiese ein Getreide- oder Maisfeld geworden ist. Doch auf vielen Äckern werden etwa ein Drittel aller Nester durch Umpflügen, Eggen, Walzen und Säen zerstört. Die Schlupferfolge sind noch am höchsten, wenn die Gelege in Mais-, Getreide- und Rübenfeldern liegen.

Auch auf trockengelegten, stark gedüngten Wiesen ist das Überleben erschwert. Die üppige Vegetation und der harte Boden behindern die Nahrungsaufnahme und schränken die Beweglichkeit ein. Durch die frühe Mahd und die schnell fahrenden Kreiselmäher werden viele Gelege vernichtet und bereits geschlüpfte Küken getötet. Nach wissenschaftlichen Untersuchungen müßten pro Kiebitzpaar jährlich 1,3 Jungvögel flügge werden, um die natürliche Sterberate auszugleichen. Der Nachwuchs reicht jedoch in Deutschland kaum noch aus, um den Bestand zu erhalten. In vielen Regionen liegt der Bruterfolg zwischen 0,2 und 0,6 Jungvögeln pro Paar, einige Populationen sind sogar ohne Erfolg.

Kiebitze werden bis zu 25 Jahre alt. Einmal erwachsen geworden, versuchen sie jedes Jahr aufs neue, sich fortzupflanzen - vielleicht ein Leben lang vergeblich. Durch folgende Maßnahmen könnte dem Kiebitz geholfen werden: Renaturierung von Auen und Feuchtwiesen, Wiedervernässung von trockengelegten Wiesen, Verzicht auf Mineraldünger und Gülle, Weidebestockung mit nicht mehr als einem Rind pro Hektar.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lizststraße 35  
72336 Balingen

Eugen Gröner, Hofmannstraße 6  
72336 Balingen

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Am Stettberg 9  
72336 Balingen

Tabelle 1

| Beobachtungszeit     | Anzahl der Kiebitze | Beobachtungsort             | Beobachter                                 |
|----------------------|---------------------|-----------------------------|--|
| 12. 2. 1979          | 15                  | Haigerloch-Stetten          | H. Fuchs                                   |
| 26. 2. 1979          | über 300            | Gruol                       | H. Matzewitzki                             |
| 17. 3. 1979          | 180                 | Salenhof                    | K. Siedle                                  |
| 9. 2. 1980           | 9                   | Salenhof                    | A. Beiter                                  |
| 24. 3. 1980          | über 200            | Trillfingen                 | E. und H. Fuchs                            |
| 28.2. 1981           | 2                   | Heselwangen                 | K. Siedle                                  |
| 7.3. und 11. 3. 1982 | über 300            | Trillfingen                 | E. und H. Fuchs,<br>M. Schön, A.<br>Beiter |
| 6.3. 1994            | 5                   | Zementwerk<br>Dotternhausen | C. und K. E.<br>Maulbetsch                 |

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 43

29. Februar 1996

Nr. 2

## Von der Nikolaus-Kapelle zur Stadtkirche in Balingen

Neue Erkenntnisse zu Altbekanntem – Von Eugen Gröner/Balingen – 2. Folge (Schluß)



Apostel Judas Thadäus aus der Apostelreihe an den Außenpfeilern. An den Innenpfeilern sind zwölf alttestamentliche Könige angebracht. Vermutlich ein Gedanke von Meister Franz.

Der Evangelist Matthäus, wie auch der Evangelist Johannes, wurden an der Ostwand des Langschiffes schon 1457 (lt. Inschrift) angebracht, also etwa drei Jahrzehnte vor dem Beginn des Langhausumbaus.

Für das Kirchenschiff waren geplant die vier Evangelisten als äußere Gewölbeanfänger der Seitenschiffe (zwei davon, Matthäus und Johannes, wurden schon 1457 angebracht). Als innere Gewölbeanfänger der Seitenschiffe waren wohl geplant die vier Kirchenväter. Einer davon, Hieronymus, war bereits gefertigt und wurde, da dieser Plan später aufgegeben wurde, im Boden vergraben und bei der Renovierung von 1913/14 gefunden. Er wurde jetzt in die südliche Chorwand eingelassen.

Ob die Reihe der zwölf Apostel an den Außenpfeilern und der zwölf alttestamentlichen Könige an den Innenpfeilern zum ursprünglichen Bildprogramm gehören oder später hinzugefügt wurden, läßt sich nicht mehr ermitteln. Im Jahre 1501 wurde von Balthasar Rüber ein Predigtamt gestiftet. Der Prediger oder Prädikant hatte das Wort Gottes sowohl in der Pfarrkirche als auch in der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle zu predigen. Gepredigt wurde zunächst von einem beweglichen hölzernen Gerüst, dem Predigtstuhl aus. Wie in anderen Kirchen, z. B. in Marbach, Tübingen oder Herrenberg, wollten die Balingen auch in ihrer Kirche einen steinernen Predigtstuhl, der Name Kanzel setzte sich erst nach und nach durch.

Da Hänslin Joerg bereits um 1490 gestorben war, galt es nun, für den Weiterbau der Kirche einen Baumeister zu suchen. Man fand ihn in dem Meister Franz aus Tübingen, der bisher nur kleinere Kirchen wie Breitenstein, Dußlingen, Weilheim bei Tübingen, gebaut hatte. Franz war, wie er bewiesen hat, ein tüchtiger Baumeister. Bisher war man der Ansicht, Meister Franz habe das Langschiff der Stadtkirche selbständig nach eigenem Plan geschaffen.

Das ist insofern unrichtig, weil ja, wie bereits erwähnt, die beiden östlichen Halbbogen des Mittelschiffes bereits mit dem Chor gebaut

wurden und somit die Höhe und Breite der Arkadenreihe bestimmt war. Außerdem war durch die Gewölbeanfänger in den Seitenschiffen die Gestaltung der Seitenschiffe festgelegt. Freiheit hatte Meister Franz nur in der Gestaltung der Pfeiler (ob rund oder achteckig). Man muß also annehmen, daß Meister Franz nach einem fertigen Plan von Hänslin Joerg d. Ä. oder d. J. gebaut hat.

Die in dem Werk „Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben“ von Hans Koepf aufgestellte These „Ganz sicher ist nur, daß die Balingen Langhausanlage nichts mit dem Joergkreis zu tun hat“ ist zum mindesten anzuzweifeln. Wohl bald nach 1500 hat Meister Franz mit dem Umbau begonnen. Die über dem Südportal eingehauene Jahreszahl 1510 ist vermutlich, wie dies bei den meisten Jahreszahlen der Fall ist, die Beendigung, nicht des Beginns der Maßnahme.

Meister Franz ist vermutlich bei der Verbreiterung des Langschiffes der Kirche so vorgegangen, daß er zuerst die Außenpfeiler aufgemauert hat, dann die dazwischen liegenden Kapellennischen wölbte, das Dach verbreiterte und erst dann die alten Wände entfernte. So konnte man die alte Kirche während des gesamten Umbaus für den Gottesdienst benutzen. 1510 war man mit der Südseite fertig. In einer der Kapellen hat Meister Franz am Gewölbe sein Steinmetzzeichen, ein durchgestrichener Winkelhaken, angebracht. Ein zweites Zeichen von einem Meister, dessen Namen wir nicht kennen, ist daneben.

1512 wurde ein zweiter Vertrag mit dem Meister abgeschlossen, er habe den Bau „auszumachen“ (fertigzumachen), dazu zwölf achteckige Schäfte (Innenpfeiler) und an die hintere Giebelwand zwei halbe Schäfte zu machen. Dazu soll er den Predigtstuhl bauen mit fünf Nischen, daß man fünf Bilder darein machen könne. (Die fünf Bilder an der Kanzel sind die vier Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus, Gregorius und Augustinus sowie Maria mit dem Kind). Man soll ihm außerdem die Bühne machen, so er wölben will.

Meister Franz hat den Bau in allen Stücken nach diesem Vertrag ausgeführt und der Kirche ihr jetziges Aussehen gegeben. Zum Wölben ist er allerdings nicht mehr gekommen, sei es wegen Geldmangels oder aus sonstigen Gründen. Die Kirche war bis 1913 flach gedeckt, die Wölbung bekam sie erst bei der Renovierung 1913/14. Die Kanzel wurde zweimal versetzt und steht jetzt am östlichsten Südpfeiler.

Schon um 1502 erhielt die Kirche im Chor einen prächtigen Hochaltar mit mehreren lebensgroßen Skulpturen, der leider dem Bildersturm zum Opfer fiel. Er wurde bisher dem jüngeren Syrlin zugeschrieben, neuere Forschungen haben ergeben, daß der Ulmer Bildhauer Weckmann sein Schöpfer war. Die als „Balingen Madonna“ bekannte Figur im Dominikanermuseum Rottweil war die Mittelfigur in diesem Hochaltar, eine Kopie davon steht in

### Berichtigungen:

In der 1. Folge waren die Bildtexte vertauscht. So ist's richtig:



Das Wappen der Baumeister-Familie Jörg über dem mittleren Chorfenster.

Die Wappentafel von 1613. Sie war vor 1914 das Mittelstück der hölzernen Kassetendecke.

Im Bildtext zu „Das Wappen des Stuttgarter Landesteils von Württemberg...“ muß es weiter heißen: „Ab 1473“ (statt: ab 1472). Im Bildtext zum Grundriß der Stadtkirche hätte es heißen müssen: „Das Langhaus ohne die Innenpfeiler und ohne die gewölbten 14 Seitenkapellen...“ (statt: „ohne die gewölbten Seitenkapelle“).



Die Kanzel von Meister Franz und der Kanzeldeckel von Meister Simon Schweitzer.



Der Altar mit kunstgeschmiedetem Gitter und dem Altarkruzifix von Simon Schweitzer.

der (katholischen) Heilig-Geist-Kirche in Balingen.

1534 führte Herzog Ulrich die Reformation in Württemberg ein, die Kirche wird evangelische Stadtkirche. 1541 wurde der bisher nur notdürftig abgedeckte Turm durch die Meister Stephan, Groz und Witthan, alle aus Tübingen, aufgestockt und mit einem Kupferhelm versehen. Das Kupferblech mußte damals in Augsburg (bei Fugger) geholt werden. Der Turm erhielt damals sein jetziges Aussehen.

1612 besuchte Herzog Johann Friedrich (reg. v. 1608–1628) „auf der Widerrufung von der Befestigung Hohentwiel“ die Stadt Balingen. Der Obervogt Hans Friedrich von Tegernau führte ihn in die Stadtkirche und bat ihn um Genehmigung, die Kirche „als ein ansehnlich Gebäu mit biblischen Historien illuminieren zu dür-

fen“. Der Herzog stimmte zu und der Rottweiler Maler Melchior Drescher malte das Mittelschiff der Kirche aus. An diese Ausmalung erinnert eine runde Wappentafel, die früher das Mittelstück der flachen Decke war und jetzt als befristete Leihgabe das Balingener Heimatmuseum schmückt. Es bleibt zu hoffen, daß die Tafel eines Tages wieder in die Kirche zurückkehrt.

In Balingen lebte und wirkte in damaliger Zeit der bedeutende Renaissance-Bildhauer Simon Schweizer. Er ist in Balingen nachgewiesen von 1593 bis 1623. Für die Stadtkirche schuf er das große Altar-Kruzifix, ein kleines Kruzifix (in der Sakristei), den Kanzeldeckel, die zwei Epitaphien im Chor. Die farbige Fassung der Kanzel mit dem Kanzeldeckel stammt ebenfalls von Melchior Drescher. Die Balingener Kanzel ist eine der wenigen farblich gefaßten Steinkanzeln. 1681: Hans Ehmman, Bürger und Orgelmacher in Ulm, baut die (wahrscheinlich erste) Orgel der Stadtkirche. Sie wird wahrscheinlich auf einer Empore im Chor aufgestellt. Nach 1767 wird sie nach Winterlingen verkauft.

1760: Der später so berühmte Pfarrer Philipp Matthäus Hahn schuf als Student die Sonnenuhr am Kirchturm.

1767: Johann Sigmund Hausdörffer in Tübingen baute eine neue Orgel, die sich mit vielen Reparaturen bis 1913 erhalten hat. Ihr Prospekt (Vorderfront) besteht heute noch. Hausdörffer war ein Enkelschüler des berühmten Gottfried Silbermann und brachte dessen Prospektformen nach Württemberg. So hat die Balingener Orgel sehr viel Ähnlichkeit mit der Silbermann-Organ in Rötha bei Leipzig.

1780: Der erste Blitzableiter des (alten) Oberamtsbezirks Balingen kommt auf den Turm der Stadtkirche.

1809: Beim großen Stadtbrand schmolzen die bleiverglaste Fenster im Westen der Kirche. Es gab große Schäden im Innern, hauptsächlich an der Orgel.

1812: lagerte die Königliche Kameralverwaltung 1200 Scheffel Frucht auf dem Dachboden der Kirche, weil alle Fruchtkästen abgebrannt waren.

1875–79: Großreparatur am Turm, Erneuerung sämtlicher Gurtgesimse.

1900: Oberbaurat Dometsch von Stuttgart renoviert den Chor der Kirche. Das Gewölbe erhält einen hellen Anstrich mit Blumenranken. Kommerzienrat Behr (damals der bedeutendste Fabrikant Balingens) stiftete drei farbige Chorfenster. Der Chor wird mit Bänken versehen. Die Glockenseile, die bisher direkt vor dem Choraltar herunterhingen, werden

verkürzt, es wird jetzt von der ersten Bühne über dem Chorgewölbe geläutet.

1913/14: Außen- und Innenrenovierung der ganzen Kirche. Die fehlenden Gewölbe im Mittelschiff und den beiden Seitenschiffen werden eingezogen, neues Gestühl, neue Orgel, Einbau einer Heizung und Beleuchtung. Erste Versetzung der Kanzel. Die Bemalung des Chorgewölbes von 1900 wird wieder überstrichen. Zur Finanzierung wird eine Lotterie mit einem Hauptgewinn von 15 000 Mark, damals ein Vermögen, veranstaltet.

1943: Mitten im zweiten Weltkrieg wird die Fünfhundertjahrfeier der Stadtkirche begangen. Landesbischof D. Wurm hält die Festpredigt. Neue Kanzel- und Altargedecke werden beschafft.

1948: Umbau der Orgel mit Bau zweier Rückpositive.

1948–1955: Stiftung des sechsstimmigen Geläutes h° – cis' – e' – fis' – gis' – h' durch die Familie Kraut. Balingen erhält damit eines der schönsten Geläute der württembergischen Landeskirche.

1961: werden die acht großen Schallfenster am Turm repariert. Die seit dem Stadtbrand von 1724 fehlenden Mittelsprossen werden wieder eingesetzt.

1978: wird das Dach des Turmes neu mit Kupferblech gedeckt. Die Flaschnerei Schai-ble benötigt dazu rund 200 Quadratmeter Kupferblech. Die rund 700 Jahre alte ehemalige Feuerglocke kann bei dieser Gelegenheit durch eine Stiftung von Adolf und Alfred Ehinger wieder läutbar gemacht werden und wird jetzt als Segensglocke benützt.

1982–1983: Generalrenovierung des Turmes, Bestandsicherung durch Einzug von Ringankern.

1984–1986: Außenrenovierung des Kirchenschiffes, Sanierung des Dachstuhles und Neudeckung des Daches mit ca. 46 000 Dachplatten (Kirchenbibern).

1987–1990: Innenrenovierung der Kirche, Versetzung der Kanzel, neues Gestühl (Verzicht auf den Mittelgang), Aufdeckung der Gewölbemalerei im Chor von 1900, Neufassung der gesamten Skulpturen. Durch diese Renovierung ist die Kirche zu dem geworden, was sie heute ist: eine der schönsten spätgotischen Stadtkirchen der Württembergischen Landeskirche.

#### Quellen:

Hans Koepf: Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben, 1958, Kohlhammer-Verlag; Hans Koepf: Die Stuttgarter Baumeisterfamilie Joerg. Schwäb. Lebensbilder Bd. VI. Jürgen Sydow: Eine Zeit tiefer und lebendiger Frömmigkeit. Spuren religiöser Erneuerung in spätmittelalterlichen Kirchen und Klöstern. Beiträge zur Landeskunde Oktober 1995.

## 1945 – 1949: Chaos und Neuanfang

Aus dem Tätigkeitsbericht der französischen Militärregierung für den Kreis Balingen – 2. Folge  
Vortrag zur Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung am 11. November 1995 von Dr. Wilhelm Foth

Am 22. April 1945 war Wahl zum Bürgermeister ernannt worden, was der Bevölkerung durch Anschläge und durch „Ausschellen“, zusammen mit den neuen Sperrstunden, den Öffnungszeiten der Ladengeschäfte und der Androhung schwerer Strafen „bei weiteren Plünderungen“ bekanntgegeben wurde.

Wenige Tage später (25. 4.) mußte Wahl alle Ansammlungen strengstens verbieten; insbesondere wurde die frühere Hitlerjugend, unter Androhung der Todesstrafe (!) aufgefordert, sich keiner sportlichen Betätigung hinzugeben. Und dann kommt ein Absatz, der viele Rückschlüsse zuläßt: „Ich habe Veranlassung, die Bevölkerung nochmals allen Ernstes und nachdrücklichst darauf hinzuweisen, daß sie unbedingt Ruhe und Disziplin bewahren muß. Dazu gehört auch die Unterlassung von Angebereien aller Art, die lediglich Unruhe unter die Bevölkerung bringen und den in dieser Zeit bitter notwendigen Frieden stören.“

Die Denunziation blühte also, weniger aus dem Streben, wirklich Schuldige der Bestrafung zuzuführen als auch persönlicher Rachsucht, wie Gonnet selbst schreibt.

#### Plünderungen an der Tagesordnung

„In den letzten Tagen“, so heißt es in einer weiteren Bekanntmachung vom selben Tag, „sind Plünderungen in Fabriken, Lebensmittel- und Bekleidungs-lagern, Eisenbahnwagen und Haushaltungen auch durch die Zivilbevölkerung erfolgt“ (besonders aber auch durch polnische und russische Elemente, wie es im Bericht des Oberst Gonnet heißt). An jedermann ergeht die Aufforderung, die geplünderten Gegenstände in der Städtischen Turnhalle, übrigens noch immer in der „Adolf-Hitler-Straße“ gelegen, abzugeben, unter Androhung

strengster Bestrafung bei Nichtbefolgung. Diese Bekanntmachung wurde übrigens Ende Mai wiederholt und als Strafe für Häuser, wo solche Gegenstände noch angetroffen werden, angedroht, „daß das Anwesen zur Abschreckung den Flammen übergeben wird“.

Wie ernst die Lage war, geht aus einer Bekanntmachung Wahls vom 26. 4. hervor: „Die Fernleitungen zur Stromversorgung unserer Stadt sind stromlos. Der Zeitpunkt, bis wann sie uns wieder versorgen können, ist wegen Störung der Telefonverbindungen und anderen Schwierigkeiten unbekannt“. Wahl richtet eine Notstromversorgung zur Herstellung des Telefonnetzes und der Versorgung der lebens- und ernährungswichtigen Betriebe ein. Und dann heißt es: „Alle Einwohner ohne jede Ausnahme dürfen weder für Licht- noch für Kochzwecke usw. Strom entnehmen... Wenn jemand Strom entnimmt, wird er strengstens bestraft und der Stromanschluß gesperrt.“ Ein



Unmittelbar nach Kriegsende Sitz der Verwaltungen – die ehem. Kreispflege und heutige Polizeidirektion in Balingen. Foto: schn

besonders spektakuläres Ereignis geschah am 28. Mai 1945, als fünf mit Munition der ehemaligen Wehrmacht beladene Güterwagen, die beim ehemaligen Zementwerk (heute Firma Baustoffring) abgestellt waren, in die Luft flogen, glücklicherweise ohne größeren Schaden anzurichten. Die Franzosen vermuteten einen Sabotageakt, und der Bürgermeister mußte eine „Außerordentlich wichtige Bekanntmachung“ erlassen, in der er, unter Aussetzung einer Belohnung von 5000 RM, die Bevölkerung aufforderte, die Täter zu benennen. Sollte das keinen Erfolg haben, müßte die Bevölkerung eine Strafe bezahlen und die Stadt für drei Tage verlassen; das wurde übrigens auch den Endingern angedroht, die als Täter auch in Frage kamen. Bürgermeister Wahl konnte die Räumung verhindern, mußte aber zehn Geiseln benennen, fünf erwachsene Parteimitglieder und fünf 15- bis 16jährige Jugendliche, die HJ-Führer gewesen waren; sie wurden ins Balinger Gefängnis eingeliefert. Wie gefährlich das für die Betroffenen war bzw. sein konnte, zeigt das Beispiel Reutlingen, wo vier völlig unschuldige Geiseln erschossen wurden als Vergeltung für die angebliche Ermordung eines französischen Unteroffiziers, der in Wirklichkeit durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Die Urheber des Balinger Falls wurden nicht ermittelt – es waren sehr wahrscheinlich Russen, die mit der gefundenen Munition Schießübungen veranstalteten, wobei sie das Reisig, das die Munition bedeckte, in Brand schossen, was die Kettenreaktion auslöste.

Das Rathaus wurde in dieser Zeit mit immer neuen Forderungen der französischen Behörden bestürmt. Beschlagnahme von Wohnungen und von Gebäuden für die französischen Truppen, von Betten und Matratzen, ja von einzelnen Bestecken. Jede Familie mußte, wohl für die ausländischen Arbeiter, „Anzüge mit Weste und Hut“ abgeben. Dazu kamen die Forderungen der örtlichen Kommandanturen der „Fremdarbeiter“ und viele wilde Beschlagnahmen und Übergriffe, die bei der Bevölkerung Angst und Schrecken auslösten, wie das Auffinden von sechs Leichen im Ostdorfer Wald, offensichtlich von Männern, die in der russischen Kommandantur gefoltert und totgeschlagen worden waren.

Mit großem Geschick und Charakterstärke gelang es Bürgermeister Wahl, Balingen durch dieses Chaos durchzusteuern, wobei er auch deutliche Worte gebrauchte, als er, so wird berichtet, französischen Offizieren gegenüber erklärte: „Ich glaubte, Sie seien als Befreier gekommen, offensichtlich wollen sie uns aber lediglich von dem befreien, was uns noch geblieben ist.“

Diese erste „wilde“ Zeit beruhigte sich allmählich im Herbst 1945, vor allem, als die Russen und ein großer Teil der Polen in ihre Heimat abtransportiert worden waren.

### Die Gründung der politischen Parteien

Eine der wichtigsten Aufgaben der Militärregierung war ohne Zweifel die Demokratisie-

rung des politischen Lebens in ihren jeweiligen Zonen. Von 1933 bis 1945 hatte es keine demokratisch gewählten Institutionen und keine demokratisch legitimierten politischen Amtsträger gegeben – das gesamte politische Leben war, wie allgemein bekannt, von der NSDAP beherrscht worden. Die anderen Parteien waren 1933 aufgelöst worden bzw. hatten sich unter Zwang selbst aufgelöst, ihre aktiven Mitglieder waren teils verhaftet und verfolgt, teils wenigstens mundtot gemacht worden. Jetzt, 1945, obliegt es gerade ihnen, das politische Leben wiederzuerwecken, obwohl sie alle zwölf Jahre älter geworden sind – Jugend fehlt, wenigstens zunächst, völlig; sie befindet sich in Kriegsgefangenschaft oder ist so enttäuscht, daß die Parole „ohne mich“ umgeht!

Offiziell erhalten die politischen Parteien in der französischen Besatzungszone im Februar 1946 die Erlaubnis, sich zu konstituieren – später als in den übrigen Besatzungszonen. Im Kreis Balingen stehen drei Parteien am Anfang: Die KPD, die SPD und die CDU; wenig später kommen die „Demokraten“, die spätere DVP bzw. FDP hinzu.

Die erste Partei, die dabei auf den Plan tritt, ist erstaunlicherweise die KPD, die, so der Bericht von Gonnet, einen doppelten Vorteil hat, nämlich: Sie hat ein fertiges Programm, und sie hat einen Kern von „Militanten“, d. h. von energischen Männern. Diese Männer, von denen vor allem der spätere Bürgermeister Reiber von Ebingen und Gonser, der 1945 eingesetzte Bürgermeister von Tailfingen zu nennen sind, konzentrieren sich ganz bewußt auf die Industriezentren Ebingen, Tailfingen, Onstmettingen und Balingen, wo sie Ortsgruppen gründen und innerhalb von acht Monaten (Januar bis September 1946) 34 Versammlungen abhalten.

Ist die Politik der KPD zunächst loyal gegen die Franzosen, in deren Regierung einige kommunistische Minister amtieren, so wird sie in dem Maß, wie sich der Ost-West-Konflikt vergrößert, aggressiv gegen die Besatzungsmächte, insbesondere Washington. Dabei gibt sie sich, als „Sprachrohr Moskaus“, als „Vorkämpfer für die deutsche Einheit“ und den „politischen Zentralismus“ aus. Während Gonser schon bei den Bürgermeisterwahlen 1946 sein Amt in Tailfingen verliert, gelingt es Reiber, der geschickt die bürgerlichen Parteien in Ebingen gegeneinander ausspielt, Bürgermeister in Ebingen zu werden, einen Posten, den er bis 1948 innehat.

Fridolin Reiber, der in Ebingen sich in weiten Bevölkerungskreisen gewisser Sympathien erfreut, scheitert aber auch 1949 bei der ersten Bundestagswahl als Direktkandidat der KPD. Daraufhin zieht er sich aus dem politischen Leben zurück und richtet sich eine kleine Trikotfabrik ein, wobei er von zwei reichen Ebinger Industriellen, dem Demokraten Friedrich Haux, seinem ehemaligen Chef, und seinem Amtsnachfolger Groz unterstützt wird.

Auch wenn die KPD bei der Bundestagswahl 1949 im Kreis noch 8,4 Prozent der Stimmen erhalten konnte, so war doch ihre gute Zeit vorbei. Eine Bevölkerung, die, so Gonnet, „tief religiös“ war, lehnte den Moskauer Atheismus und Materialismus ab. Genauso war es bei den Flüchtlingen, die aus dem Osten kamen und dort die Rote Armee erlebt hatten, nicht zuletzt auch bei allen denen, deren Männer und Söhne in russischer Gefangenschaft waren.

Die Anfänge der SPD sind, wie Gonnet berichtet, viel mühsamer, was mehrere Gründe hat: Den maßgebenden Männern, unter denen Jakob Beutter merkwürdigerweise nicht erwähnt wird, fehlt die „innere Flamme“, so sehr sind sie mit eigenen materiellen Sorgen belastet. Dazu kommt, daß die Partei fast zerrissen wird durch den internen Kampf zwischen einer extremen Richtung unter Schaudt, der einer Vereinigung mit der KPD zuneigt und einer gemäßigten unter Mebold, der der antikommunistischen Haltung Kurt Schumachers verpflichtet ist. Sie setzt sich schließlich bei der



Oberst Gonnet

SPD im Kreis, die sich im Mai 1946 konstituiert, durch.

Innere Schwierigkeiten bestimmen zunächst auch die Geschichte der CDU, die im Kreis im Juni 1946 definitiv gegründet wird. War die ursprüngliche Absicht, eine „Christlich soziale Partei“ zu gründen, die sowohl die alten Anhänger des Zentrums (vorwiegend Katholiken) und des Christlich sozialen Volksdienstes (vorwiegend Protestanten) sowie Sozialisten und Demokraten umfassen sollte, so zeigte sich schon bald, daß Letztere auf eigenen Parteien bestanden, so daß auch die „Christen“ eine eigene Partei zu gründen hatten. Im Kreis verfügte die CDU über das Wählerpotential der kleinbäuerlichen katholischen Landgemeinden, über einen gewissen Anteil bäuerlicher evangelischer Wähler sowie über meist evangelische Kaufleute und Industrielle in den Städten. Die Führung dieser Partei lag im Kreis bei dem (katholischen) Ebinger Thomas Schwarz und dem Balinger Franz Sonner, einem ehemaligen Zentrumsabgeordneten. Die Partei war also im Kreis katholisch dominiert, weil kein Protestant zur Übernahme einer Führungsposition bereit war. Bezeichnend für die CDU ist, daß sie wenig Mitglieder, aber viele Sympathisanten hat und daß ihre Öffentlichkeitsarbeit gering ist. Sie vertraut, wie es Gonnet vornehm ausdrückt, „mehr auf die diskreten Handlungen des Klerus als auf eine laute Propaganda“, womit sie mit einem Minimum an Aktivität bald zur stärksten Partei wird.

Die DVP wird erst im August 1946 auf Kreisebene gegründet. An der Spitze steht Schulrat Euschner von Ebingen; außerdem gehören dem Vorsitz mehrere Industrielle an, u. a. Friedrich Haux von Ebingen, Landrat Wahl und Fabrikant Schäfer von Balingen, die sich allerdings, so Gonnet, „starke Antipathien“ entgegenbrachten. Zur Gründungsversammlung hatte man keinen geringeren als den späteren Bundespräsidenten Heuss gewonnen. Besonders auffällig in der DVP war, wie Gonnet berichtet, die „weite Verbreitung des weiblichen Elements“! Für das weitere Schicksal der DVP war entscheidend, wenn man Gonnet folgt, einerseits die Rivalität zur CDU, die der DVP viele potentielle Anhänger weggenommen hatte, auf deren baldigen Verfall die DVP aber fast untätig wartete, andererseits das starke Selbstbewußtsein und Eigeninteresse, um nicht zu sagen Egoismus, vor allem von Fabrikant Haux. Um nur ein Beispiel zu nennen: Bei der Bürgermeisterwahl von 1946 unterstützte er, und damit ein Großteil der protestantischen Wählerschaft, den kommunistischen Kandidaten Fridolin Reiber gegen den katholischen Bewerber Schwarz, weil er, so ging das Gerücht bei der Erneuerung der Stromkonzession mit Reiber leichteres Spiel hätte als mit Schwarz. Die Amtszeit Reibers hatte, nach Gonnet, „bejammernswerte Folgen für die Verwaltung und die Finanzen der Stadt Ebingen“. Deshalb verbündete sich bei der nächsten Wahl Haux mit der CDU und unterstützte deren Kandidaten den (evangelischen) Fabrikanten Walter Groz, der dann auch die Wahl gewann.

### Das Finanzministerium angeboten

Bei der Landtagswahl von 1947 wurde Haux neben Schwarz/CDU und Renner/SPD Landtagsabgeordneter des Kreises. Ihm wurde sogar das Finanzministerium angeboten, das er allerdings mit Rücksicht auf seine Fabriken ablehnte. Wenig später wurde sein Ansehen schwer erschüttert durch den Vorwurf, enge Verbindungen zu den Nazis gehabt und politische Gegner bei der Gestapo denunziert zu haben. Auch wenn diese Vorwürfe sich als haltlos erwiesen und in einem außergerichtlichen Vergleich beigelegt wurden, so ist doch sein Ruf und damit auch der der DVP stark ramponiert, so daß deren Niedergang einsetzt. Immerhin erreichte sie bei der ersten Bundestagswahl 1949 im Kreis noch 25,7 Prozent der Stimmen (nach allerdings 31 Prozent bei der Landtagswahl von 1947, ein Ergebnis, von dem heute niemand in der FDP zu träumen wagt.

Ausführlich berichtet Oberst Gonnet über die politischen Wahlen; nur einige Betrachtungen seien hier wiedergegeben. Bei den ersten Bürgermeisterwahlen 1946 waren von 45 Bürgermeistern 19 nicht wählbar, da sie Mitglieder der NSDAP gewesen waren, viele andere bewarben sich nicht mehr, da sie das Amt zu schwer fanden, aufgerieben zwischen den Anforderungen der französischen und deutschen Behörden und den Bürgern, die sich weigerten, den Ablieferungen an Vieh und Getreide nachzukommen.

Diese ersten Wahlen, bei denen übrigens drei Prozent der Bevölkerung aus politischen Gründen das aktive Wahlrecht aberkannt war, zeichnete sich durch eine hohe Wahlbeteiligung aus, weil diese Wahlen nach 13 Jahren etwas wirklich Neues waren und weil viele Bürger ein großes Interesse an den Gemeindeangelegenheiten hatten.

Das sollte sich aber bald ändern: Schon bei den einen Monat später stattfindenden Kreiswahlen lag die Wahlbeteiligung bei nur 59 Prozent, in vier Dörfern waren es gar nur 30 Prozent. Die Bauern kannten offensichtlich die in der Stadt wohnenden Kandidaten nicht und gingen deshalb nicht zur Wahl.

Bei der Landtagswahl 1947 fällt die Wahlbeteiligung auf 54 Prozent; die Wahlversammlungen waren, trotz zum Teil sehr prominenter Redner, schlecht besucht. Als Grund nennt Gonnet: „Die Deutschen sind weniger an Wahlen als an einer besseren Lebensmittelversorgung interessiert; das politische Leben wird als eine Angelegenheit der Besatzungsmächte erachtet, und für viele Unzufriedene und besonders für die Jugend ist die Wahlenthaltung eine legale und gefahrlose Art, Widerstand gegen die Besatzungsmacht zu leisten.“ Diese schlechte Wahlbeteiligung richtet sich also nicht nur gegen die politischen Parteien und die alten Männer, die dort zwangsläufig das Sagen haben (die jungen sind vielfach noch in Gefangenschaft, soweit sie nicht gefallen sind), sondern gegen die Franzosen selbst.

Besonders schlecht war die Wahlbeteiligung bei der ersten Bundestagswahl 1949, wobei Gonnet anmerkt: „Es hieße, den partikularistischen Geist der Schwaben schlecht zu kennen, wenn man hoffen würde, daß dieser einmal hinausgetragen würde über den begrenzten Horizont seiner unmittelbaren Interessen und dieser Wahl ein höheres Interesse gewähren würde.“ Den Vogel schoß dabei Leidringen mit einer Wahlbeteiligung von 12,3 Prozent ab, während Brittheim mit 17,3 Prozent und Engstlatt mit 24,2 Prozent nur wenig besser waren. Insgesamt lag sie in den Städten des Kreises bei 57 Prozent, in den 17 katholischen ländlichen Gebieten bei 75 Prozent und in den 24 evangelischen ländlichen Gemeinden bei 65 Prozent.

Die CDU erzielte 39 Prozent, die SPD 26,6 Prozent, die DVP 25,7 Prozent und die KPD 8,4 Prozent. Gonnet bemerkt, daß der Wahlsieg der CDU in erster Linie auf die Aktivität des katholischen Klerus und auf das liberale Wirtschaftsprogramm der CDU zurückgeht. Die Frauen haben, vor allem in den katholischen Zentren, viel zum Sieg der CDU beigetragen, während „die Jugend in mürrischer Resignation geblieben“ sei.

### Industrie und Handwerk – Requisitionen und Demontagen

Gestatten Sie mir, daß ich mich noch einem Thema zuwende, von dem ich glaube, daß es allgemeines Interesse findet, nämlich das Thema der Industrie und Requisitionen bzw. Demontagen.

Die deutsche Industrie war, spätestens seit Verkündung des „Totalen Luftkrieges“ 1943, voll auf Kriegsproduktion umgestellt; die Zivilbevölkerung erhielt nur das Allernotwendigste. Durch die Bombenangriffe, vor allem auf die Groß- und Mittelstädte, wurde die Rüstungsproduktion zunächst erstaunlicherweise wenig betroffen – sie erreichte im Spätsommer 1944 ihren höchsten Ausstoß an Rüstungsgütern. Allerdings ging dann die Produktion vom Herbst 1944 und vor allem in den ersten Monaten 1945 sehr stark zurück.

Der hohe Produktionsstand war erreicht worden durch die Verlagerung wichtiger Betriebe in weniger luftgefährdete Gebiete, z. B. gab es in Balingen Zweigwerke von Mauser und Siemens, durch Umstellung aller Betriebe auf Rüstungsproduktion, durch den Bau unterirdischer Industrieanlagen, wofür auch der Atomkeller in Haigerloch als Beispiel dienen kann, und durch den rücksichtslosen Einsatz ungeheurer Massen an Fremdarbeitern, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen, besonders auch beim Ölschieferabbau des „Unternehmens Wüste“.

Nach der Besetzung durch die französischen Truppen lagen alle Industrie- und Handwerksbetriebe zunächst still. Die Besatzungsmacht und die örtliche Militärregierung hatten an der deutschen Industrie ein doppeltes Interesse: Einerseits waren sie daran interessiert, daß die deutsche Zivilbevölkerung mit dem Nötigsten, wenn auch nur mit dem Allernötigsten, z. B. Strom, Wasser, Brot, aber auch Schuhen und Kleidung, versorgt wurde. Viel wichtiger aber war die Versorgung der französischen Truppen und ihrer allmählich nachkommenden Familien; außerdem sollten für den Export nach Frankreich Produkte hergestellt werden, z. B. chirurgische Instrumente, Möbel und Baracken, um nur einige Produkte zu nennen. Andererseits aber wollte die Militärregierung, wie Gonnet schreibt, „das deutsche Industriepotential, das sich während des Krieges stark entwickelt hatte, reduzieren“, nämlich durch Requisitionen und Demontagen.

Im Frühjahr 1945 und dann im ganzen Sommer und Herbst dieses Jahres versuchte der französische Wirtschaftsoffizier, sich durch zahlreiche Erhebungen und Besuche in den Betrieben ein Bild von den vorhandenen Maschinen, den Rohstoffen, den Fertig- und Halbfertigwaren und den Produktionskapazitäten zu verschaffen.

Am 30. Juni 1945 erhielten die Handwerksbetriebe die Erlaubnis zur Wiedereröffnung; wenig später folgten die Textilindustrie, Leder-, Holz- und Seifenfabriken. Im August durften dann auch Großbetriebe, wie die Bizerba oder Groz-Beckert, ihre Produktion wieder aufnehmen.

Wie kümmerlich das alles aber aussah, sieht man etwa daran, daß am 1. Januar 1946 etwa 50 Prozent der Textilfabriken (verglichen mit 1939) ihre Arbeit wiederaufgenommen hatten. Sie beschäftigten 35 Prozent der Arbeiter von 1939, und ihre Produktion lag bei fünf Prozent

der von 1939. In anderen Branchen war es nicht anders. Natürlich durften die produzierten Waren nur gegen die von der Militärregierung ausgestellten Bezugsscheine bzw. an die französischen Dienststellen direkt abgegeben werden. Um die Produktion für den Export nach Frankreich zu steigern, wurden „usines prioritaires“ eingerichtet, „bevorzugt Fabriken“, die bevorzugt mit Rohmaterialien und Energie beliefert wurden, aber auch mit Lebensmitteln, Kleidung und Schuhen für die Arbeiter. Das steigerte verständlicherweise deren Arbeitseifer enorm; auch der hohe Krankenstand ging stark zurück. Den Gewerkschaften war diese Spaltung der Arbeiterklasse (der Ausdruck stammt von mir) ein Dorn im Auge – sie protestierten lebhaft, aber vergeblich.

Die Beschlagnahme von Maschinen begann durch die Truppen sofort nach der Besetzung, ohne daß die Militärregierung des Kreises davon benachrichtigt worden wäre. Am schwersten betroffen waren die Metallindustrie, wo sofort rund 360 Maschinen beschlagnahmt wurden und die Lederindustrie mit rund 100 Maschinen, wie spätere Erhebungen ergaben.

Im Bericht der Militärregierung heißt es bezeichnenderweise: „Es ist bedauerndwert, daß diese Arbeiten nicht durch richtige Techniker geleitet wurden, denn dadurch war der Verlust sehr hoch und der Nutzen für die französische Wirtschaft sehr gering.“ Mit anderen Worten: Viele Maschinen gingen kaputt infolge unsachgemäßen Abbaus, ungenügender Verpackung und nicht sachgemäßem Transport. Die deutsche Volkswirtschaft war schwer geschädigt, ohne daß es der französischen Nutzen gebracht hätte.

Wesentlich systematischer gingen diese Beschlagnahmungen ab 1946 vor sich. Die aus Frankreich kommenden Prospektoren, vielfach Vertreter großer französischer Firmen, die mit der Besichtigung und Auswahl der abzubauenen Maschinen beauftragt waren, „besuchten“ die einzelnen Fabriken, wobei sie von einem Vertreter der örtlichen Militärregierung begleitet wurden. Der Abbau und der Transport der Maschinen wurde von Spezialisten vorgenommen, wobei die Schäden auf ein Minimum begrenzt wurden. Davon waren im Kreis rund 2500 Maschinen betroffen, „gut für Frankreich, aber schlecht für den Kreis“, wie der Bericht sicher richtig bemerkt!

Besonders gravierend war, daß es sich dabei meist um die modernsten Maschinen handelte, die vielfach im Produktionsprozeß eine Schlüsselstellung einnahmen. Daß bei den Beschlagnahmungen vielfach bewußt deutsche Konkurrenzfirmen ausgeschaltet wurden, machte sie besonders bitter. Der Bericht nennt dabei ausdrücklich die Möbelindustrie in Frommern und die Spiralbohrerfabrik Gühring in Ebingen.

(Schluß folgt)

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lizststraße 35  
72336 Balingen

Eugen Gröner, Hofmannstraße 6  
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 43

31. März 1996

Nr. 3

## Vom Umbau des Balinger Bahnhofs 1911

Städtebauliches und Randerscheinungen / Von Hannes Schneider, Balingen

Diese Abhandlung beschäftigt sich mit den städtebaulichen Auswirkungen durch den Umbau des Balinger Bahnhofs im Jahr 1911; dabei soll auch auf kleine Details eingegangen werden. Davor schauen wir uns aber noch den alten Bahnhof an. Auch wollen wir uns einen Stadtplan aus dem Jahr 1907 ansehen.

Bevor gebaut werden konnte, mußte natürlich erst einmal geplant werden. Man wollte die Behrstraße mit der Schulstraße durch eine Eisenbahnbrücke (Schellenbergbrücke) verbinden, so daß auch die Bewohner des Heu-bergs gut in die Stadt kamen.

Die Breite der Fahrbahn wurde auf 4,5 m festgesetzt, die Breite der Brücke auf 6,5 m. Zu guter Letzt entschied man noch, daß die Brücke über den Grottengraben auf 6 m erweitert werden muß. Grund dafür war, daß zwei beladene Heuwagen aneinander vorbeikommen konnten.

Diese Planung war aber einigen Bewohnern gar nicht recht, und so sendeten sie am 19. Februar 1910 eine Eingabe an den „Volksfreund“, in der es u. a. hieß:

„Durch den Bau der Schömberger Bahnlinie wird ein neuer Straßenzug vom Lindle über die Sichel mit einer Bahnüberführung hergestellt, welcher sodann in die Schulstraße einführt und von da an der Kirche und den beiden Schulhäusern vorbei in die Hauptstraße beim Marktbrunnen einmündet. Diese teilweise neue Straße soll hauptsächlich den Einwohnern am Lindle zu ihrem Verkehr mit der Stadt dienen, da das Lindle durch den Wegfall des schienengleichen Uebergangs daselbst keinen sonstigen Zugang hat, auch wird die Straße von einem großen Felderkomplex benützt werden. Aber nicht nur für diesen Verkehr wird die Straße in Betracht kommen, sondern auch vielfach für den Verkehr nach Ostdorf und Geislingen, denn solange der schienengleiche Uebergang an dieser Straßenabzweigung besteht, wird manches Fuhrwerk hier während des Rangierens nicht halten, sondern wird über das Lindle fahren, weil der Weg nur unbedeutend weiter ist. Es ist selbstverständlich, daß hiernach die Schulstraße künftig sehr stark befahren und begangen werden wird, und hierdurch werden für Kirche und Schule höchst bedauerliche Zustände eintreten. . . .“

Und: „Wie steht es künftig mit der Sicherheit für unsere Schulkinder? Hunderte von Kindern machen auf dem ohnehin engen Raum vor den Schulhäusern ihre Spiele und sind während der Schulpausen auf die Schulstraße angewiesen. Wo sollen sich unsere Schulkinder aufhalten, wenn die Schulstraße künftig einen Hauptzug zur Stadt bildet? Wie kann verhindert werden, daß Kinder durch Fuhrwerke oder Automobile beschädigt werden? Auch für den Schulunterricht ist eine Vermehrung des Verkehrs auf der Schulstraße garnicht angebracht, weil der Unterricht unter dem Gerassel der Wagen notleidet und die Aufmerksamkeit der Kinder abgelenkt wird. . . .“

Diese Eingabe wurde im Gemeinderat besprochen und mit folgender Begründung abgelehnt:

1) Da es sich hier größtenteils um landwirtschaftlichen Verkehr mit Heuwagen handelt

und dieser auch nur werktags zu erwarten ist, sieht man den Gottesdienst nicht gestört.

2) Wenn auf diesem Platz ein neues Schulhaus errichtet wird, baut man Richtung Straße sowieso eine Einfriedung.

### Der Fußsteg und der neue Verladeplatz

Durch die neuen Gleisanlagen wurde die Geislinger Straße zerteilt. Die Bürger forderten nun einen neuen Fußsteg, um bequem von einer zur anderen Seite zu kommen. Dazu sandte man am 12. September 1910 eine Eingabe an den „Volksfreund“.

„Damals ist klar verlangt worden: ein Fußgängersteg in der Richtung der alten Geislingerstraße oder, wenn dies technisch nicht ausführbar ist, ein Weg möglichst in der Richtung der Geislingerstraße, unbedingt aber südlich dem Postgebäude und ein Fußweg vom Steg zur Straße, entlang dem Verladeplatz, ausmündend am Lindle. Ein Baubeitrag seitens der Stadt war in Aussicht genommen und beschlossen. Hut ab vor diesen Beschlüssen! Was nun weiter geschah, ist jedem denkenden Menschen unfaßbar. Auf den eigenen Antrag der an der Sache interessierten Gemeindevertreter der unteren Stadt wurde der frühere Beschluß umgestoßen und erklärt, daß man mit dem Projekt der Generaldirektion einverstanden sei, wonach der Steg zwischen Post- und Bahng Gebäude einmünde. Nur noch so viel Rückgrat zeigte man, daß man am Fußweg festhielt. Die ganzen schönen Reden, welche Stadtvorstand, Bürgerausschußobmann und noch einige Herren „drum rum“ in der Juni-Sitzung über die Notwendigkeit einer Verbindung zur Stadt gehalten haben, sind vergessen gewesen. Vergessen war, daß die Lindlesbewohner und das aufstrebende Hinterland keinen Weg zur Post und zum Bahnhof brauchen, sondern einen Weg, der sie auf kürzester Strecke in die Stadt und an ihre Arbeitsstellen bringe. . . .“

„Wir Bewohner vom Lindle verlangen keinen Steg für einige Fabrikanten und keinen Steg für Post und Bahnhof, auch keinen Steg für die Hotels. Wir verlangen für uns und die Mandschureibewohner eine Steg- und Wegverbindung da, oder tunlichst da, wo wir seither Gang und Wandel hatten. Das ist zur Stadt und nicht zum Bahnhof.“

Diese Eingabe wurde im Gemeinderat besprochen, doch blieb es beim Steg zur Bahn/Post. Um nun noch einen neuen Verladeplatz, von der Geislinger Straße aus zugänglich zu bekommen, mußten zwei Gebäude abgebrochen werden. Das Gelände mit den beiden Gebäuden erwarb dann die Königliche Generaldirektion für 3600 Mark.

### Der elektrische Anschluß

Nach dem Abschluß der Planarbeiten konnte mit dem Bau des neuen Bahnhofs und dessen Umfeld begonnen werden. Zu guter Letzt mußte er jedoch einen elektrischen Anschluß bekommen. Am 24. Oktober 1908 fragte das Stadtschultheißenamt bei der Generaldirektion der Königlich Württembergischen Staatseisenbahn an, wann denn Stromanschluß zu erwarten sei, da das städtische E-Werk Interesse zeigte. Am 31. Oktober 1908 antwortete die Generaldirektion:

„Bei einem angemessenen Strompreis kann ein Anschluß ins Auge gefaßt werden, aber eine Angabe des Zeitpunktes ist leider nicht möglich.“ Nun sollte der neue Bahnhof am 24. Oktober 1911 eröffnet werden und es bestand immer noch kein Stromanschluß. Was tun? So beschloß der Gemeinderat am 20. Oktober 1911, beim städtischen E-Werk anzufragen, ob ein provisorischer Stromanschluß möglich wäre. Da das E-Werk endlich zustimmte, konnte der neue Bahnhof eröffnet werden.

Am 30. September 1912 war es so weit. Zwischen der Königlich Württembergischen Staatsregierung und der Stadtgemeinde Balingen (städtisches E-Werk), wurde ein Vertrag über die Lieferung von elektrischem Strom für den Bahnhof abgeschlossen.

### Der lange Weg zum Südbahnhof

Da der Balinger Bahnhof im Norden der Stadt lag, waren deren südliche Bewohner der Meinung, ihr Teil sei vom Verkehr abgeschnitten. So stellte nun der Gemeinderat am 18. Januar 1907 einen Antrag bei der Württembergischen Staatsbahn auf Errichtung eines Haltepunktes beim Wärterhaus 4 b mit der Begründung:

„Leute, die im Süden Geschäfte zu verrichten haben, müssen 1 km laufen, um überhaupt dorthinzukommen.“ Dieser Weg wiederholte sich bei der Heimreise. Und dieser Weg werde manchen von der Benutzung der Bahn abhalten.

Für die Württembergische Staatsbahn bestand hier kein Bedürfnis und so lehnte sie den Antrag am 27. März 1909 mit folgender Begründung ab:

Es sei kein größeres Bedürfnis dafür nachgewiesen, da alle größeren Betriebe in der Nähe des Bahnhofs liegen, so daß der Südbahnhof keinen nennenswerten Arbeiterverkehr habe. Auch die Arbeiter des Zementwerks werden wohl in Endingen aussteigen und nicht im Südbahnhof.

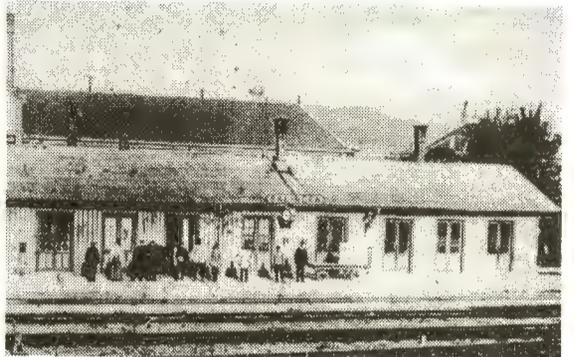
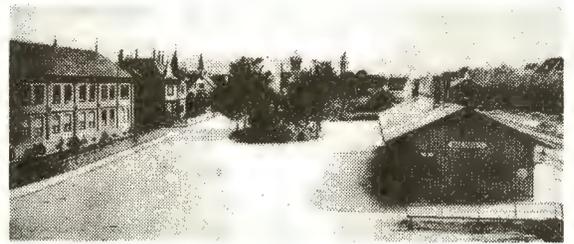
Die Stadt aber blieb hart - hatte dieser Punkt doch große Bedeutung für sie. So wurde nun am 27. März 1909 der Antrag wiederholt. Am 9. September 1910 gab die Gemeinde zusätzlich noch eine Verpflichtungserklärung ab.

„Die Gemeinde muß die Kosten selber tra-



So sah der Balingen Hauptbahnhof in den „goldenen zwanziger Jahren“ aus. Beide Bilder zeigen das Bahnhofsgebäude in seiner ursprünglichen Form – mit Türmchen auf dem Dachfirst.

Alle Bilder aus den Bildbänden des Hauses Daniel „Alt Balingen und Umgebung“ sowie „Alt Balingen, Band II“.



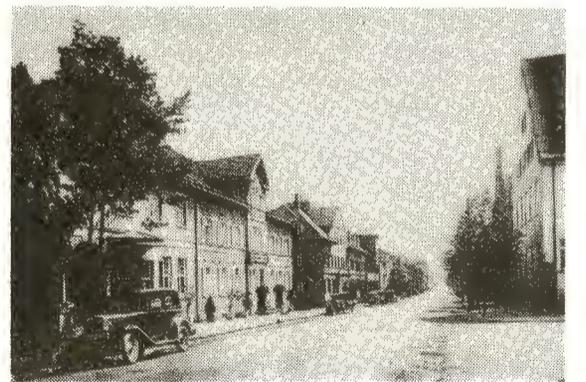
Im Jahr 1874 hatten die Gleise von Tübingen her Balingen erreicht. Recht stiefmütterlich: der erste Bahnhof – eine armselige Holzbaracke.



Eine Fotografie der Bahnhofstraße aus dem Jahr 1904. Rechts das Postamt – noch mit hohem Ziergiebel. Das Gebäude Bahnhofstraße 20 hatte damals noch einen turmartigen Anbau mit Aussichtsplattform.



Stadtplan aus dem Jahr 1907



Zwei Aufnahmen der Bahnhofstraße aus dem Jahr 1933. Oben: die damals bedeutendsten Hotels der Stadt, die „Post“ (später „Württembergischer Hof“) und „das Roller“. Unten: das ältere der beiden Postgebäude hatte damals noch einen über den Dachfirst hinausragenden Ziergiebel.



Beiderseits Vorgärten in der Bahnhofstraße von seinerzeit. Links hinten wieder das Postamt, davor ein Garten, dessen Böschung bis an den Straßenrand vorstieß.



gen, bei ungenügender Verkehrsentwicklung ist eine Aufhebung durch die Eisenbahnverwaltung möglich. Es bestehen keine Ersatzansprüche.“ Das überzeugte die Staatsbahn, und am 7. Dezember 1910 wurde der Antrag angenommen.

### Die Kläranlage der Viehwagenreinigungsanlage

Der neue Bahnhof hat allerdings auch ein

ständiges Sorgenkind mit sich gebracht: die Viehwagenreinigungsanlage. Am 4. Juni 1912 erhielt man die Genehmigung zum Bau der Kläranlage. Und auch mit dieser gab es immer wieder Schwierigkeiten.

Besonders übel war es offenbar im Jahr 1924. Es war ein warmer Sommer, und der anfallende Dung aus den Viehwagen wurde einfach auf einen Haufen geworfen. Man kann sich denken, wie das stank!

Besonders schlimm war dies natürlich auch für die Betriebe ringsherum. Eine heftige Be-

schwerde der Firma C. C. Schäfer führte letztendlich dazu, daß Bewegung in die Sache kam. Am 27. März 1928 wurde zwischen dem Reichsbahnbetriebsamt Sigmaringen und der Stadtgemeinde Balingen ein Vertrag über die Neuerstellung der Kläranlage abgeschlossen.

#### Quellen:

- Stadtarchiv Balingen
- Akten vom Umbau des Bahnhofs
- Stadtplan 1907
- Balinger Volksfreund 1910/1911
- Alle Bilder Stadtarchiv Balingen.

## 1945 – 1949: Chaos und Neuanfang

Aus dem Tätigkeitsbericht der französischen Militärregierung für den Kreis Balingen – 3. Folge  
Vortrag zur Hauptversammlung der Heimatkundlichen Vereinigung am 11. November 1995 von Dr. Wilhelm Foth

### Großmut oder zuviel gefordert?

Im Jahr 1947 wurde von den Franzosen ein anderer Weg beschritten, um der heftigen deutschen Polemik gegen die Beschlagnahmungen den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die oberste Militärregierung in Baden-Baden verlangte von den deutschen Behörden in Südwürttemberg 4000 Maschinen im Wert von mindestens 10 Millionen RM zu benennen, wobei auf den Kreis Balingen Werkzeugmaschinen von 767 000,- RM entfielen. Eine deutsche Kommission, bestehend aus Vertretern des Landratsamtes, der Industriellen, der Handwerker und der Gewerkschaften, benannte trotz allem Druck der Franzosen „nur“ 210 Maschinen im Wert von 600 000,- RM. Abgebaut wurden schließlich 190 Maschinen. Ob die Franzosen anfangs zuviel gefordert hatten, um trotz des zu erwartenden deutschen Widerstandes an das von ihnen von vornherein viel niedriger angesetzte Ziel zu kommen oder um sich, nach dem Abbau von weniger Maschinen als zunächst gefordert, eines gewissen Großmutes zu rühmen, sei dahingestellt.

Ins Kreuzfeuer der Kritik geriet bei dieser Aktion, wie der Bericht von Oberst Gonnet vermerkt, Landrat Wahl, der zugleich Präsident der oben genannten deutschen Kommission und bekanntlich Eigentümer einer wichtigen Kühlmaschinenfabrik war. Ihm wurde von den deutschen Kritikern vorgeworfen, sein eigenes Unternehmen „übersehen“ zu haben bei der Aufstellung der Liste der Betriebe, die Maschinen zu liefern hatten. „Die Délégation de Cercle nahm zu diesen inneren Streitigkeiten nicht Stellung“, bemerkt der Bericht lakonisch!

War der Verlust so vieler wertvoller Einzelmaschinen schon eine Angelegenheit, die die Gemüter bis zur Weißglut erhitzt hatte, so war das noch viel mehr der Fall, als es um den Abbau ganzer Fabriken ging, der „Usines disponibles“, der „verfügbaren Fabriken“, wie der Bericht bemerkt. Auch wenn die Militärregierung des Kreises weder mit der Auswahl dieser Betriebe noch mit ihrem Abbau beschäftigt war, verursachten diese Totaldemontagen ihr mehr Ärger als jede andere Beschlagnahmeoperation und sie bedeuteten, wie der Bericht ohne Umschweife zugibt, einen außerordentlichen Verlust für den Kreis.

Auf der ersten Liste von Mai 1946 standen u. a. die Spiralbohrerfabrik Gühring in Ebingen und die Kühlmaschinenfabrik Robert Wahl in Balingen. Dem Kreisdelegierten Gonnet gelang es durch Intervention bei seinen vorgesetzten Dienststellen, daß die letztgenannte Fabrik von der Liste gestrichen wurde, da sie dem Landrat von Balingen gehöre, dem Vorsitzenden der DVP, dem Nazigegner, der vom Wunsch beseelt sei, mit den Franzosen zusammenzuarbeiten. Daß Wahl selbst dabei nicht

untätig war, ist wohl selbstverständlich, auch wenn es sich im einzelnen nicht nachweisen läßt. Aber natürlich war bei den anderen Fabrikanten der Zorn umso größer, als dann später nicht einmal einzelne Maschinen dieser Fabrik demontiert wurden.

In der Folge wurde die Liste der zu demontierenden Fabriken immer länger und umfaßte zu Beginn des Jahres 1947 sieben Fabriken, von denen die Bizerba-Waagenfabrik mit 352 Arbeitern weitaus am größten war; die Firma Gühring hatte 131 Arbeitsplätze, während die übrigen Fabriken dieser Liste, samt und sonders Metallfabriken, zwischen 36 und 18 Arbeitern hatten.

In der Folge begann ein harter Kampf von seiten der deutschen Behörden, Gewerkschaften, Industriellen und Parteien, um die Zahl der zu demontierenden Betriebe zu reduzieren. Die öffentliche Meinung, so Gonnet, betrachtete „dieses Problem nicht nur als entscheidend für die württembergische Wirtschaft, sondern auch für die künftigen deutsch-französischen Beziehungen“. In den anderen Kreisen der französischen Besatzungszone gab es ähnliche Auseinandersetzungen. Schließlich fand am 9. 8. 1948 aus diesem Grund sogar ein Generalstreik im ganzen Land statt.

Der größte Erfolg war den Bemühungen der Bizerba beschieden, die schließlich von der Liste gestrichen wurde. Letztendlich blieben drei Fabriken für die Totaldemontage übrig, nämlich Gühring in Ebingen mit 241 Maschinen, Fahrion in Bitz mit 49 Maschinen und Mehrer in Balingen mit 73 Maschinen.

Erst am 21. 12. 1949, also lange nach der Währungsreform, die das „Wirtschaftswunder“ einleitete, wurde die Demontage bei Gühring als letztem Betrieb abgeschlossen!

Sicher ist die Feststellung von Gonnet richtig, daß die durch die Demontage entstandenen Störungen keineswegs so groß waren wie befürchtet, daß vor allem die befürchtete Arbeitslosigkeit ausblieb. Schnell konnten die Chefs der betroffenen Fabriken Maschinen ausleihen oder neue kaufen, oft bessere als die demontierten, worauf nicht zum wenigsten der deutsche Wirtschaftsaufschwung, das Wirtschaftswunder, beruhte. Trotzdem, die Demontagen sind mit am stärksten in der Erinnerung haften geblieben und bestimmen vielfach noch heute das Bild von den damaligen Sieger- und Besatzungsmächten.

### Überblick über eine bewegte Zeit

Ich muß zum Schluß kommen, obwohl ich das Thema keineswegs erschöpfend behandeln konnte.

Da wäre noch zu berichten von den Gewerkschaften, die von den Franzosen als am besten geeignet angesehen wurden, „das wahre Deutschland zu repräsentieren und den Massen die Prinzipien der Demokratie beizubrin-

gen“. Sie wurden als „Einheitsgewerkschaften“ konzipiert, nicht mehr als politische oder konfessionelle Richtungsgewerkschaften wie vor 1933, was zur Spaltung der Arbeiterklasse gegenüber den Arbeitgebern geführt hatte. Und diese Gewerkschaften unter der Leitung von Max Schuster, der 1933 einige Monate im KZ Heuberg gesessen hatte, führten einen engagierten Kampf um höhere Lebensmittelrationen, gegen Demontagen und für bessere Löhne.

Da wäre weiter zu berichten von der Eröffnung der Schulen Ende Oktober/Anfang November 1945 und von den Reformen, die getroffen werden mußten, um zu verhindern, wie Gonnet schreibt, „daß die jungen Gehirne angesteckt würden von nationalistischen, totalitären und nazistischen Gedanken“. Deshalb mußten die alten Schulbücher bei der Militärregierung abgeliefert werden, neue aber gab es nicht. Dann wurden die Lehrer entnazifiziert, wobei, nach Ansicht Gonnets, „zu viele zu leicht freigesprochen wurden“... Und dann kam der leidenschaftliche Kampf um die Konfessionsschule, der schließlich durch eine Volksabstimmung entschieden wurde.

Um den Deutschen die französische Kultur nahezubringen, wurde 1947 in Balingen, in Ebingen und Tailfingen je eine „Université populaire“ gegründet, Volkshochschulen, die im oberen Bezirk mit je einem französischen Dozenten florierten, die in Balingen aber, da ohne französischen Dozenten, dahinsiechte.

Es gibt im Bericht ausführliche Angaben über die Lebensmittelversorgung, über die Ablieferungsmengen der Landwirte, über die Deportierten und ihre Heimkehr, über die Sportvereine und Jugendgruppen und vieles mehr. All das muß ich übergehen, aber vielleicht habe ich Sie neugierig gemacht auf die Zeit, da der Bericht übersetzt und gedruckt vorliegt. Der Bericht von Oberst Gonnet und seinen Mitarbeitern gibt also einen umfassenden Überblick über eine bewegte Zeit, den Neuanfang nach dem Chaos des Kriegsendes.

### Lok voraus

Bevor die 24,6 km lange Strecke Tübingen – Hechingen am 29. Juni 1869 eingeweiht wurde fuhr schon am 17. Juni die erste Lok. Es war die Güterzugmaschine „Ipf“, eine württembergische Lok der Klasse F, die 1868 von der Maschinenfabrik Esslingen unter der Fabriknummer 931 gebaut wurde. Die Lok, 1907 zur Gattung F 2 umgebaut, wurde dann aber von der Deutschen Reichsbahn nicht übernommen. H.Sch.

#### Quellen:

- Kreisarchiv Zollernalb, Sammlung Walldorf
- Ingo Hütter, Verzeichnis der Lokomotivnamen in Deutschland
- Lohr/Thielmann, Lokomotiven württembergischer Eisenbahnen, Alba Verlag

# Von Wersig und Keel, Badenka und Kohlraisle

Schwäbische Pflanzennamen – von Rudolf Linder / Albstadt

In unserer Mundart gibt es Namen für Pflanzen, Sträucher und Bäume, die vom Hochdeutschen mehr oder weniger stark abweichen. Leider geraten diese alten Namen immer mehr in Vergessenheit, und manche Ausdrücke verstehen nur noch die Älteren. Der rasche Schwund der alten Wörter ist auf mangelnden Sprachgebrauch zurückzuführen: Im Supermarkt findet kein Verkaufsgespräch statt, und die Werbung bedient sich nur der Schriftsprache.

Auch gibt es durch die Verstädterung immer weniger Haus- und Schrebergärten, so daß der Austausch von Gartentips und Setzlingen zwischen Gartenliebhabern immer geringer wird.

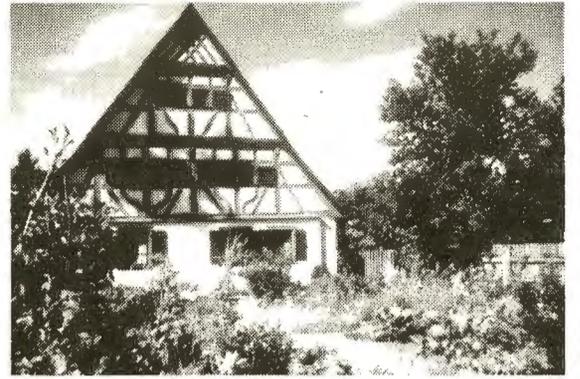
Geringe Sprachunterschiede zwischen Hochsprache und Mundart gibt es bei Salad (Salat), Andieve (Endivien), Gresse (Kresse) und Kerbiss (Kürbis). Bei Keel (Kohl), Wersig (Wersing), Baona (Bohnen) und Ziba bzw. Zwibbel (Zwiebel) ist die Abweichung schon etwas größer. Zu Äarbsa (Erbsen) sagt man auch Brockeke. Wer versteht noch den Spruch: „Hast Honger, so schlupf in a Guggomer, hast Durst, so schlupf in a Wurst“? Hier ist beim Wort Guggomer unsere Mundart dem lateinischen cucumis näher als der hochdeutschen Gurke, deren Namen aus dem Osten eingewandert ist. Auch Fasole (Gartenbohnen) ist aus dem lateinischen phaseolus gebildet. Das ph in phaseolus deutet darauf hin, daß die Römer das Wort und wohl auch die Pflanze von den Griechen übernommen haben. Man sieht: die Pflanzen und ihre Namen haben zum Teil einen weiten Weg hinter sich.

Geale Rüaba sind gelbe Rüben, wogegen die roten Rüben bzw. die roten Beeten bei uns Raana heißen. Ob die Beeten über die Kelten oder über die Römer in unsere Sprache Eingang gefunden haben, bleibt offen, denn für die Römer ist „beta, betae“ ein Lehnwort aus dem Keltischen. Der Pöppelekehl (Rosenkohl) hat seinen Namen von den kugelförmigen Rosen. Eine weitere Kohllart ist der Blumenkohl, der bei uns früher Karfiol hieß. Das italienische cavolfiore = Kohlblume hat man also beim Eindeutschen umgedreht. Auch der Kohlrabi

kann seine Herkunft aus Italien nicht verleugnen: in der dortigen Mundart hieß er cauliravi – eine Zusammensetzung von Kohl und Rübe. Der Kohlrabi wird schon im „Capitulare“ Ludwigs des Frommen (9. Jahrhundert) genannt. Beim Wort Rettich gab es seit dem Mittelhochdeutschen bei uns keine Veränderung. Die Bayern sind konservativer geblieben: sie essen heute noch mit Genuß ihren Radi (aus althochdeutsch ratih, das auf das Lateinische radix = Wurzel zurückgeht). Ein beliebtes Wintergemüse ist der Lauch (mittelhochdeutsch Louch), zu dem man auch Porree (althochdeutsch forro) sagt. In neuhochdeutscher Zeit wurde das lateinische Wort porrum neu entlehnt über die altfranzösische Bezeichnung porrée.

Als Gewürze dienen Kemme oder Kemmich (Kümmel), Peterling (Petersilie) und Schnittlauch (Schnittlauch). Auch die Nellen (Zwiebelröhrchen) dürfen in keinem Garten fehlen. Zur Teebereitung verwendet man Gamilla (Kamille), Käarkrout (Thymian) und Schmeckata (Minze). Magische Kräfte schrieb man dem Baldrian zu, der die Namen Moowurzel (Mondwurz) und Hexakrout (Hexenkraut) bekam. Katzawuuz (Katzenwurz) deutet darauf hin, daß vom Geruch des Baldrians Katzen angezogen werden.

Zum Einkochen von G'sälz (Marmelade) pflanzt der Gartenliebhaber Bodabeere oder Breschdleng (Erdbeeren), Treible (Johannisbeeren), Katzabeera (Schwarze Johannisbeeren), Brennbeere bzw. Braubeera (Brombeere) – auch Hirschbolle genannt – und Hintele bzw. Heitla (Himbeeren), die im Mittelhochdeut-



Bauerngarten beim Bauernhausmuseum Hohenstein-Ödenwaldstetten (Kr. Reutlingen).

schen „Hintberen“ heißen. Den Stachelbeera gab der Volksmund den Namen Nonnenfärzle. Aus den Früchten vom Holder (Holunder), vor dem man sich bekanntlich verneigen soll, macht man den heilsamen Holdersaft. Zu den kleinen Walderdbeeren sagt man Erbela oder ganz einfach Beera. Steinbeeren heißen bei uns treffender Glasbeera.

Was wären unsere Gärten ohne die Rose! Über 200 Arten wurden gezüchtet, von den vielen Sorten ganz zu schweigen. Der Zusammenklang von Form, Farbe (außer blau) und Duft machten sie zur „Königin der Blumen“. Besonders von den Mönchen wurde die Edelrose (lateinisch rosa) in den Klostersgärten gepflegt und hielt dann in den Bauerngärten ihren Einzug. In den Gärten blühen auch in vielen Farben die Dulliban (Tulpen). Ihren Namen erhielten sie über das Italienische aus dem Persischen dulbänd = Turban. Die Tulpen kamen erst im 16. Jahrhundert aus Kleinasien zu uns und stiegen zu Beginn des 17. Jahrhunderts zur Modeblume auf. Seit dieser Zeit waren es besonders die Niederländer, die in die Tulpenzucht und in den Tulpenhandel groß eingestiegen sind. Für neue Spielarten wurden große Summen gezahlt – es brach unter den Tulpenspekulanten ein regelrechtes „Tulpenfieber“ aus.

(Fortsetzung folgt)

## Brücke aus sog. Flußstahl

Das ist auch die Schellenbergbrücke

Das Thema Schellenbergbrücke legt nahe, sich einmal näher mit dem Brückenbau und den Materialien dazu – bis zum Jahr 1935 jedenfalls – zu beschäftigen.

Die ersten Eisenbahnbrücken wurden aus Holz gebaut, wobei die erste große Eisenbahnbrücke im Jahr 1837 bei Riesa gebaut wurde und die Elbe überbrückte. Sie gehörte zur Strecke Leipzig–Dresden, die 1839 eröffnet wurde. Der Baustoff Holz mußte später durch Stein ersetzt werden, da sich die Ansprüche steigerten. Sehen wir uns z. B. die Lokomotiven an: der „Adler“ (die Lokomotive der ersten deutschen Eisenbahn) wog nur etwa 10 t, die 1845 gebauten Lokomotiven hatten bereits 14 t, 1865 hatte sich das Gewicht bereits verdoppelt, und so ging es weiter. Als besondere Steinbrücke sei nur der Göltzschthalviadukt (bei Reichenbach im Vogtland) genannt.

Nächster Stoff war dann der Stahl. Doch erst einmal zu seiner Geschichte:

Im 19. Jahrhundert ging es mit der Erz-Erzeugung gut voran. Alfred Krupp (Krupp in Essen) gelang es, Stahl im Tigel zu schmelzen und in Blöcke zu gießen – womit wir beim Gußstahl (Gußeisen) wären.

Die ersten gußeisernen Brücken entstanden 1840 in Baden. Es waren Balkenbrücken, deren Träger T- oder U-förmigen Querschnitt hatten. Wegen seiner Sprödigkeit eignete sich der Gußstahl aber nicht für längere Brücken; drum zur nächsten Stahlart, dem Schweißstahl (Schweißisen).

Der Name hat nichts mit schweißen zu tun, sondern kommt von seiner Herstellung. Er ist

ein teigiger, unterhalb der Schmelztemperatur gewonnener Stahl. Dieser Stahl eignete sich dazu, sowohl Druck- wie auch Zugspannungen aufzunehmen; er war trotz seiner Nachteile der Baustoff im deutschen Eisenbahnbrückenbau bis in die 90er Jahre des letzten Jahrhunderts.

Eine große Änderung brachte die Einführung der nächsten Stahlart – dem Flußstahl (Flußisen). Die erste Brücke in Deutschland aus diesem Material war die Weichselbrücke in Fordon in Ostpreußen. Dieses Material löste in kürzester Zeit das Schweißisen ab und sorgte auch bei der deutschen Stahlindustrie für einen bedeutenden Aufschwung.

Auch unsere Schellenbergbrücke ist aus diesem Material. In rascher Folge entstanden durch den wirtschaftlichen Aufschwung, der auch der Eisenbahn zugute kam, immer neue Brücken.

Ab Anfang der 20er Jahre wurden die Festigkeitseigenschaften immer weiter verbessert. Eine besondere Bedeutung hatte die Einführung des Schweißens – jetzt konnte auf die Verbindung mit Bolzen verzichtet werden.

Hannes Schneider

### Quellen:

- 100 Jahre deutsche Eisenbahn Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn
- Brockhaus Enzyklopädie 1968, Eisen/Seite 330 – 339.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 35  
72336 Balingen

Rudolf Linder, Heilig-Brünnle-Straße 55  
72461 Albstadt-Tailfingen

Hannes Schneider, Auf Schmiden 52  
72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 43

30. April 1996

Nr. 4

## Die ehemalige Feste Plettenberg und das Schloß in Dotternhausen<sup>1)</sup>

von Dr. Andreas Zekorn

Der Plettenberg, markante Erhebung am Trauf der Schwäbischen Alb bei Dotternhausen, ist weithin sichtbar und bekannt. Schon weniger bekannt sind die Ruinenüberreste, die am südlichen Ende des Plettenbergs, Richtung Ratshausen, aufzufinden sind. Gar nicht bekannt waren bisher irgendwelche schriftlichen Überlieferungen, die über das einst dort errichtete Bauwerk Nachricht geben<sup>2)</sup>. Im Zusammenhang mit Nachforschungen für das Heimatbuch Dotternhausen, das 1994 erschien, kamen schriftliche Aufzeichnungen über die „Veste“ Plettenberg, wie sie genannt wurde, zum Vorschein. Dies gab Anlaß, der Geschichte der alten Feste und der Geschichte des Schlosses Dotternhausen nachzugehen.

Ein Ortsadel, die Herren von Dotternhausen, wird erstmals in der Zeit zwischen 1228 und 1314 urkundlich faßbar. Es war ein Ministerial-, d. h. ein Dienstmannengeschlecht, welches unter anderem im Gefolge der Grafen von Urach und Zollern und dann vor allem der Grafen von Hohenberg auftrat. Zusammen mit Roßwangen bildete Dotternhausen ein Rittergut, das vor 1388 in die Hände der Herren von Bubenhofen gelangte. Die Hohe Gerichtsbarkeit stand Hohenberg bzw. Österreich zu. 1527 ging das Rittergut an Hans von Stotzingen über. Das Rittergut gehörte nach dem Zusammenschluß des reichsunmittelbaren Adels zum schwäbischen Ritterkanton Neckar-Schwarzwald<sup>3)</sup>. Damit ist in ungefähr der bisherige Wissenstand über die Herrschaftsgeschichte Dotternhausens bis in die frühe Neuzeit skizziert.

Aus der Zeit der Herren von Stotzingen liegen uns nun weitere schriftliche Zeugnisse über die Burg bzw. das Schloß Dotternhausen vor<sup>4)</sup>. Diese Quellen geben zugleich Aufschluß über die mittelalterliche Herrschaftsgeschichte. In einem Urbar, einem Lagerbuch der Herren von Stotzingen aus dem Jahre 1613 heißt es, daß sich laut „uralten brieflichen documenten... die burg der herrschaft nicht in dem dorff zu Dotternhausen herunden, sondern auf dem darbey gelegenen Berg gestanden ist.“ Die Burg habe man die „vöste Plettenberg“ genannt, die nach dem Aussterben der Herren von Plettenberg an die „Grafen von Lupfen-Hohenberg und die von Alberspach“ fiel.

Mit denen „von Alberspach“ ist eventuell das Kloster Alpirsbach gemeint. Später habe Alpirsbach seinen Anteil an die Grafen von Württemberg verkauft, die die Feste mit einer Mannschaft unter einem Hauptmann Hans von Zimmern besetzten. 1309 soll der Graf von Lupfen-Hohenberg den Kaiser darum gebeten haben, die Feste zu belagern. Württemberg habe von der beabsichtigten Belagerung erfahren, worauf der auf der Feste Plettenberg stationierte Hauptmann die Belagerung nicht hätte abwarten wollen und „selbige (s. c. Feste) auf den grundt zerschleiffen lassen, damit khein thail nuzen hätte.“ Der Hauptmann habe also selbst den Befehl gegeben, die Feste bis auf die Grundmauern zu zerstören, um sie unbrauchbar zu machen.

Die Nachrichten aus dem Urbar halten einer kritischen Überprüfung nicht in jedem Falle stand. So gab es beispielsweise keine Grafen von Lupfen-Hohenberg. Zu bedenken ist, daß das Urbar circa 300 Jahre nach den beschrie-

benen Ereignissen abgefaßt wurde. Ein Körnchen Wahrheit dürfte jedoch in dem Bericht des Urbars stecken. Versuchen wir den möglichen Wahrheitsgehalt im folgenden herauszuschälen:

Sicher ist mit Grabungsfunden belegt, daß eine Feste auf dem Plettenberg stand, über die wir aus dem Urbar nun erstmals auch schriftlich unterrichtet werden<sup>5)</sup>. Diese Burg entstand um oder sogar bereits vor dem Jahr 1150, wie die Auswertung von Bodenfunden ergab<sup>6)</sup>.

Dotternhausen gehörte des weiteren zum Besitzkomplex der Hohenberger, ohne daß der Ort als Bestandteil der Grafschaft Hohenberg ausdrücklich aufgeführt würde: im 13. und 14. Jahrhundert gab es hohenbergische Dienstleute in Dotternhausen, die Hochgerichtsbarkeit in Dotternhausen blieb bei den Inhabern der Grafschaft Hohenberg, nach 1388 befand sie sich in den Händen Österreichs, den Besitznachfolgern der Hohenberger<sup>7)</sup>.

„Herren von Plettenberg“, wie sie im Urbar genannt werden, sind nun urkundlich für das 13./14. Jahrhundert in unserem Raum bisher nicht belegt<sup>8)</sup>, es ist aber durchaus denkbar, daß sich die Herren von Dotternhausen auch nach ihrer auf dem Plettenberg stehenden Feste genannt haben können. Die Herren von Plettenberg wären demnach mit den Hohenberger Dienstmannen, den Herren von Dotternhausen, identisch.

Die Zerstörung der Burg Plettenberg könnte sich nun wie folgt zugetragen haben: Die im Besitz der Hohenberger bzw. ihrer Ministerialen befindliche Burg Plettenberg oder ein Teil von ihr gelangte auf irgendeine Art - gewaltsam, auf dem Verkaufs-, Schenkungs- oder Erbwege, dies sei hier offen gelassen - in württembergische Hände. Denkbar wäre beispielsweise eine Erbteilung, bei welcher ein Teil des Besitzes an die Herren von Lupfen, die Dienstleute der Hohenberger<sup>9)</sup> waren, oder an die Grafen von Hohenberg selbst fiel. Der andere Erbteil könnte an das Kloster Alpirsbach, das eine zollerische Gründung war und zu dem die Hohenberger als zollerische Seitenlinie enge Beziehungen unterhielten und das sie häufig beschenken<sup>10)</sup>, gefallen sein.

Alpirsbach verkaufte anschließend seinen Besitzanteil an Württemberg. Dies könnte möglicherweise im Urbar gemeint sein, wenn berichtet wird, daß die Feste an die Grafen von Lupfen-Hohenberg und „die von Alberspach“ gekommen sei. Es sind aber nur vage Vermutungen zu dem Bericht des Urbars, das, wie bemerkt, mit Vorsicht zu behandeln ist.

Nachdem Württemberg gewisse Besitzansprüche und -rechte an der Feste erlangt hatte, könnte es die Burg ganz für sich in Anspruch genommen und mit einer Besatzung unter einem Hauptmann Hans von Zimmern belegt haben, wie das Urbar berichtet.

Die Nachrichten über die Zerstörung der Feste Plettenberg klingen ebenfalls ganz plausibel und sind mit gesicherten historischen Ereignissen in Einklang zu bringen. Als die Burg angeblich 1309 geschliffen wurde, regierte Graf Eberhard von Württemberg. Nun führte König Heinrich VII. 1310 einen Reichskrieg gegen Graf Eberhard. Der König wollte damit den Hauptgegner seiner böhmischen Hausmachtspolitik ausschalten. Anlaß zum Krieg bot die Beschwerde einiger Reichsstädte über den Grafen. Eberhard verlor damals vorübergehend sein gesamtes Land<sup>11)</sup>.

In dieser Situation bat Graf Rudolf von Hohenberg möglicherweise den König darum, die Feste Plettenberg zu belagern, wie das Urbar berichtet. Die Grafen von Hohenberg hätten folglich den Krieg als günstige Gelegenheit angesehen, die von Württemberg besetzte Burg für sich zurückzugewinnen. Daraufhin könnte vor oder während des Krieges die Burg Plettenberg zerstört worden sein. Ob sie der dort stationierte Hauptmann angesichts der drohenden württembergischen Niederlage eigenhändig schleifen ließ, um einer Belagerung vorzubeugen, mag dahingestellt bleiben.

Der Zeitraum für die Zerstörung der Burg kann zusätzlich mit archäologischen Bodenfunden abgesichert werden: Die Scherben von Ofenkacheln, die im Bereich der Feste gefunden wurden, stammen aus der Zeit zwischen 1150 und 1300<sup>12)</sup>. Der Zeitraum nach 1300 ist nicht mehr durch Überreste belegt.

Als Fazit kann damit festgehalten werden: Die Feste Plettenberg wurde um 1150 oder schon früher errichtet. Als Datum für die Zerstörung der Feste können die Jahre 1309/10 einigermaßen sicher angegeben werden.

Bewegen wir uns weiter fort in der mittelalterlichen Geschichte Dotternhausens, die aufgrund der mangelnden Quellenbelege weiterhin spekulativ bleiben muß: Nach der mutmaßlichen Zerstörung der Feste ist für das Jahr 1314 bisher ein Werner von Dotternhausen sicher belegt; von ihm wird angenommen, daß er ein hohenbergischer Ministeriale war<sup>13)</sup>. Dotternhausen hätte sich also wieder in hohenbergischen Händen befunden.

Möglicherweise kam Dotternhausen später, ungefähr in der Zeit Herzog Friedrichs II. von Österreich (Regierung 1337 - 1344), in die Verfügungsgewalt Habsburgs, denn das Urbar von 1613 berichtet, daß der Herzog den Plettenberg mit dem Recht, dort eine Festung zu errichten, „samt den umliegenden derffern (Dörfern), so in den alten Schriften ordentlich“ genannt sind, an Wilhelm von Thieringen und Ludwig „von Landtau“, die beide Hauptleute und Rit-



# Rosenfeld – Feld zwischen Rausen

Woher kommt der Name des Heuberg-Städtchens? – Von Manfred Seeger

Sehr lange hat man sich wohl noch nicht mit dem Ursprung des Namens beschäftigt, mindestens sind in der Beschreibung des Oberamts Sulz von 1863 noch keine diesbezüglichen Überlegungen aufgezeigt. Erst 1886, in der königlich württembergischen Landesbeschreibung, findet sich eingangs des Artikels von Rosenfeld ein anhand der mittelalterlichen Namensschreibung gemachter etymologischer Deutungsversuch: (1275 Rosvelt von Rossen?)<sup>1)</sup>

Die Herkunft des Stadtnamens von Rossen = Pferden, wie auch ein anderer Deutungsversuch als rauhes Feld, zog in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts der Rosenfelder Historiker Dr. phil. Paul Schmid (1897 - 1928) in Zweifel, der in einem Aufsatz über die *Gründung und Frühgeschichte der Stadt Rosenfeld* sich eigene Gedanken zu diesem Thema machte.<sup>2)</sup> In dieser Abhandlung lehnt Schmid beide Namensdeutungen ab und leitet als neue Variante Rosenfeld entsprechend dem Stadtwappen als *Feld der Rosen*, welche wohl auch früher hier gewachsen sein könnten, her. In Schmid's romantischer Auslegung der damaligen Zeit „erreichte der Kult der Rose seinen Höhepunkt. Da wird es uns klar, warum der Gründer, der ein Kind dieser Zeit war, seine Stadt Rosenfeld nannte. Er tat es aus der alten und eingewurzelten Liebe unserer Vorfahren zu der Rose, in der sie verehrten, was ihnen heilig war, Sonne und Frühling, Kampf und Liebe.“<sup>3)</sup>

Im Frühjahr 1942 verfaßte auch Oberlehrer Gottlob Mayer sein Manuskript *Heimatliches von Rosenfeld und Umgebung*. Mayer schreibt darin: „Der Name Rosenfeld hat wohl als Hintergrund die Rose. Eine weiße Rose in rotem Feld ist heute noch das Wappen der Stadt. Aber es ist nicht gewählt worden, weil die Gründung der Stadt etwa in einem Feld der Rosen geschah, wie bisher angenommen wurde, sondern weil die Schalksbürger (Vorfahren der Herren von Rosenfeld! Anm. d. V.), die sich ja auch von Eberstein schrieben, schon die Rose im Wappen führten.“<sup>4)</sup>

Diese Namensdeutung wird schon 1955 im Vorabdruck der Amtlichen Kreisbeschreibung Balingen mit der Begründung angezweifelt, daß das Einflußgebiet der Grafen von Eberstein schon bei Horb aufhörte.<sup>5)</sup> Statt dessen wird darauf hingewiesen, daß der Name vermutlich älter als die Stadt ist und von der von Gustav Bossert<sup>6)</sup> vermuteten Burg stammen würde, die hier einmal im Bereich der Stadtkirche gestanden haben könnte.<sup>7)</sup> Leider haben sich weder bei den letzten Renovierungen 1955 und 1992/93 in der Kirche, die auch in das Erdreich eingriffen, noch bei Kanalisationsarbeiten im Bereich der Kirche, Reste einer Burg nachweisen lassen.

Als neueste Deutung des Namens Rosenfeld taucht in der Ortschronik von Tübingen die Vermutung auf, daß der Ortsname Rosenfeld möglicherweise von einem alemannischen Reihengräber-Friedhof herrührt: „Es ist bekannt, daß Rosen auf den Friedhöfen gehegt wurden. Zum Beispiel liegt der Alemannenfriedhof in Heilbronn auf dem Rosenberg und auch in Lörrach-Stetten ist ähnliches festzustellen.“<sup>8)</sup>

Soweit zu den bisherigen Deutungen des Namens Rosenfeld. Ich möchte anschließend eine weitere, wie ich glaube, einleuchtende Variante hinzufügen:

Wenn Rosenfeld eine Stadtgründung *aus wilder Wurzel*<sup>9)</sup> ist, so kann man nicht ausschließen, daß ein so markantes Gelände schon früher einen Flurnamen hatte und dieser bei der Stadtgründung für die Namensgebung übernommen wurde. Nachdem nicht nachgewiesen ist, daß sich hier alemannische Reihengräber befanden oder eine Vorgängerbürg stand, muß die Herkunft des Namens anders gedeutet werden.

Vor ca. 20 Jahren bekam ich von einem meiner Kollegen<sup>10)</sup> den ersten entscheidenden Hinweis. Wenn ich mit ihm von meiner Heimatstadt sprach, nannte ich diese nicht schrift-

deutsch Rosenfeld, sondern in der einheimischen Ausdrucksweise R'äûs'feld<sup>11)</sup>. Für meinen Kollegen war der Ausdruck R'äûs' durchaus geläufig, und zwar in Verbindung mit dem Steilhang eines Bach- bzw. Flußbetts. Auch einige ältere Einheimische, die ich darauf befragte, konnten sich gleichfalls daran erinnern, daß man früher einen Abhang Räûsam nannte.

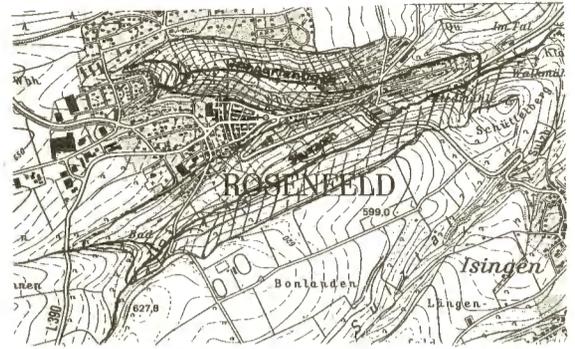
Laut Kreisbeschreibung Balingen hat die „Landschaft um Rosenfeld . . . ihr besonderes Gepräge, einen reizvollen Wechsel von Hochflächen und Tälern, durch die Stunzach erhalten . . . Von Nordosten her hat dieser Bach eine tiefe Kerbe in die Keuperstufe gerissen und sie, unterstützt von seinen Seitenbächen, vom Bubenhofer Tal her aufgelöst . . . Wie die gespreizten Finger einer Hand greifen die Quelläste der Stunzach gegen den First des kleinen Heubergs vor . . . Ein dreieckiger Sporn aus Arietenkalk in der Talgabel von Weingartenbach und Stunzach bot guten Baugrund für die Anlage der Stadt . . .“<sup>12)</sup> Etwas altertümlicher formuliert die Beschreibung des Oberamts Sulz von 1863 die natürliche Beschaffenheit der Liaspartie um Rosenfeld: „Flache, langgestreckte Rücken, zwischen denen leicht eingefurchte Mulden hinziehen . . . die in die Hochfläche einschneidenden Täler beginnen mit spitzen, scharf eingeschnittenen Rinnen, die sich bald zu engen Thälchen ausbilden . . .“<sup>13)</sup>

Zur Unterstützung meiner Rosenfelder Ortsnamen-These verweise ich auch auf das für Orts- und Flurnamen in Württemberg zentrale, bereits 1951 erschienene Werk von Dr. Walther Keinath.<sup>14)</sup> Dort sind eine ganze Reihe von Flurnamen gedeutet bzw. abgeleitet, die auch sonst über Rosenfelder Flurnamen interessante Aufschlüsse geben, worüber ich mich zu einem späteren Zeitpunkt noch äußern werde.

Im Keinath finden wir zu dem Begriff *räûs* folgenden Hinweis: „Die Namensüberlieferung ist von großer Bedeutung und läßt mancherlei Beobachtungen zu über die sprach- und lautgesetzliche sowie durch volkstümliche Umdeutung bedingte Entwicklung der Namen. So ergibt mhd. (= mittelhochdeutsch) . . . steinrüns (d. i. Rinnsal) mdal. (= mundartlich) – räûs . . .“<sup>15)</sup> Weiter lesen wir: „Rinne bezieht sich auf natürliche Rinnsale, wasserhaltende oder wasserlose Einschnitte: An der Rinne, Beinrinne, Rinnzeil, Rinsel, Renzel. Verwandt ist der Runs (schwäbisch äû, daher oft Rauns geschrieben). Er bezeichnet einen Wassergraben, eine Wasser- oder Flußrinne, eine die Wiese überströmende Quelle, oft einen Einschnitt an einem Abhang, so Brunnenrauns, Rons(t)graben, Runzen, Rünsenacker, entstellt: Alte Rose, Reinelsenacker, wohl auch Bachrausch. Dazu als Sammelbegriff: Gerunse, Grauns“<sup>16)</sup>.

Hierhin gehört laut Keinath auch der „Reiß . . . für Bodenrinnen und Grenzfurchen; anklingend, auch Roeße . . . hierher auch die Runse . . .“<sup>17)</sup> Zwar bringt auch Keinath, daß „Namen wie Rosenberg, Rosenau, Rosengarten . . . sich gelegentlich auf Siedlungen und Gräber der Kelten- und Alemannenzeit beziehen“ können.<sup>18)</sup> (Vgl. oben den Deutungsversuch von Walter in der Ortsbeschreibung von Tübingen!) Doch da, wie erwähnt, Gräberfunde aus dieser Zeit im Kernstadtbereich nicht bekannt sind, spricht vieles für die etymologische Deutung *räûs* = Rinne, womit sich der Name aus der Geländeform, als Feld zwischen den Rausen (Stunzach- und Weingartenbach), ableitet!<sup>19)</sup>

Wenn wie auch die Kreisbeschreibung zu-



recht vermutet, der Name Rosenfeld älter als die Stadt ist und auch einige Flurnamen (Braike, Lehr, Steinbrunnen, Weiler etc.) schon auf eine frühere Zeit hinweisen, zieht dies folgenden Schluß mit sich: Als die Stadt ihr Wappen erhielt, – die ältesten Siegel reichen bis in das 14. Jahrhundert – wählte man als Wappenbild, dem Zeitgeschmack folgend, als „redende“ Wappenfigur die Rose. An den alten Ursprung des Namens Rosenfeld/R'äûs'feld von räûs = Rinne, dachte man nicht mehr. Somit hat nun auch die romantische Deutung von Paul Schmid in begrenztem Sinn wieder ihre Gültigkeit. An dieser Stelle sei noch angemerkt, daß trotz moderner Straßenbezeichnungen auch weiterhin ältere Flurnamen weiterleben. Als Beispiel aus dem Rosenfelder Stadtgebiet kann die Gemarkungsbezeichnung *Taugstein* angeführt werden. Das dort in den 60er Jahren angelegte Wohngebiet mit Königsberger oder Danziger Straße wird von den Einheimischen weiterhin allgemein Taugstein genannt. Auch die Weingartenstraße mit Einzugsgebiet wird im Volksmund *im Lager* genannt, obwohl dort nur kurze Zeit das weibliche RAD-Lager stand. Man kann daraus entnehmen, daß Ortsnamen, die bei der Bevölkerung einmal erst eingepägt sind, zuweilen auch in unserer schnelllebigen Zeit weiter fortbestehen. Umso mehr werden sich Flurbezeichnungen in einer Zeit, in welcher kein ständiges Kommen und Gehen üblich war, gehalten haben.

<sup>1)</sup> Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Hg. v. dem Königlichen statistischen Landesamt. 3. Bd. Buch V. Bezirks- und Ortsbeschreibung. Stuttgart 1886, S. 399

<sup>2)</sup> In: Paul Schmid, Rosenfeld. Beiträge zur Geschichte der Stadt Rosenfeld, O. O. u. J. (1926). Das 64 Seiten umfassende Heft enthält neben dem angeführten Aufsatz einen weiteren über *Stadt und Amt Rosenfeld im Dreißigjährigen Krieg*.

<sup>3)</sup> Ebd., S. 9.

<sup>4)</sup> Gottlob Mayer, Heimatkundliches von Rosenfeld und Umgebung. Masch. 1942, S. 38.

<sup>5)</sup> Die Stadt Rosenfeld. Vorabdruck aus der Beschreibung des Landkreises Balingen. Hg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg. Balingen 1955, S. 9 = S. 677 Die Stadt und Landkreise in Baden-Württemberg. Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung Band II. Hg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verb. mit dem Landkreis Balingen. O. O. 1961. Es wird im folgenden nur noch nach letzterer zitiert.

<sup>6)</sup> Gustav Bossert, Aus Horb u. Umgebung. O. O. 1936, S. 9

<sup>7)</sup> Landkreis Balingen II, S. 677.

<sup>8)</sup> S. Walter, Tübingen, Heilbronn 1994, S. 25.

<sup>9)</sup> Landkreis Balingen II, S. 676.

<sup>10)</sup> Ingenieur Gerhard Keinath, Rottenburg/N., dem ich hierfür danke!

<sup>11)</sup> Erst seit einiger Zeit – wohl mit dem Zuzug vieler Neubürger in das Heubergstädtchen – ist diese Ausdrucksform allmählich außer Gebrauch geraten.

<sup>12)</sup> Landkreis Balingen II, S. 674 f.

<sup>13)</sup> Beschreibung des Oberamts Sulz, Hg. v. d. Königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1863, S. 5.

<sup>14)</sup> Walther Keinath, Orts- und Flurnamen in Württemberg. Hg. vom Schwäbischen Albverein e.V. Stuttgart 1951.

<sup>15)</sup> Ebd., S. 14

<sup>16)</sup> Ebd., S. 42

<sup>17)</sup> Ebd., S. 56

<sup>18)</sup> Ebd., S. 167

<sup>19)</sup> Siehe auch Hermann Fischer und Hermann Taigel, Schwäbisches Handwörterbuch. 2. verb. Auflage Tübingen 1991, S. 353: Runs m., Runse(e) f.: 3. f. Rinne (räûs).

# Von Wersig und Keel, Badenka und Kohlraisle

Schwäbische Pflanzennamen - von Rudolf Linder / Albstadt - 2. Folge (Schluß)

Als Gartenschmuck - und besonders als Grabschmuck - dienen die Veigele (Veilchen), auch Paseela (französisch Pensée), Sammet-schühle oder Tag-ond-Nacht-Bleamla genannt. Näggele (Nelken) verbreiten einen feinen Duft, während die Studentenblumen (Tagetes) überaus stark riechen, weshalb sie auch Stinkbluma heißen. Dieser Gestank hält selbst die Schnecken davon ab, an die Gemüsepflanzen zu kriechen, wenn man diese mit einer Reihe von Tagetes umgibt. Herb und eigenartig duften die hellgelben bis dunkelorange Rengelbluma. Für diese Korbbütler war der Name der ringförmigen Anordnung ihrer Blütenblätter namensgebend, wobei Rengel die Verkleinerungsform von Ring ist.

Die Ringelblumen durften früher in keinem Garten fehlen, waren sie doch billige und sichere Wetterkinder. Öffnen sich morgens die Blütenköpfe nicht, so kommt mit Sicherheit Regen. Haben sie jedoch die Blüten vor sieben Uhr geöffnet, so steht unweigerlich ein schöner Tag ins Haus. So wird jedenfalls behauptet. Die Blütenblätter verwendet man in der Volksmedizin zur Herstellung von Salben. Auch die Wetterkerze (großblütige Königskerze) und die Silberdistel (Eberwurz) - das Symbol der Schwäbischen Alb - sind Wetterkinder.

Das alte Wort für Lilie, die Ilge, findet man noch bei Wirtshausnamen. An den Zäunen klettern die Ackerranka (Zaunwinde) hoch. Zirinka (von syringa vulgaris) kennt kaum noch jemand, wohl aber den Flieder; doch dieser war ursprünglich der Name des Holunders, und Schweißtee aus Holunderblüten (die Holderblüt' im Volkslied) nennt man heute noch Fliedertee.

Im Obstgarten reifen Epfel (Äpfel) vom Afalter (Apfelbaum), man erntet auch Biara (Birnen) und Pflomma (Pflaumen) bzw. Zwätschga (Zwetschgen). Sie werden heute noch gedörst sowie zu Mus verarbeitet, oder man gewinnt aus ihnen sowohl Most als auch Schnaps. Unsere Kriäsa sind den französischen cerises sprachlich näher verwandt als den deutschen Kirschen. Früher waren die Wälder viel reicher an Wildobstbäumen. Die Amelbeeren des Amelboms (Weichselkirsche) wurden gerne auf Kuchen gegessen.

Von der Verwendung her hat die Birke den Namen Beasaboom: man machte aus ihren Zweigen gute Besen. Aus Wieda (Weiden), althochdeutsch wida, fertigt man heute noch Körbe. Die Weiden werden auch Felben genannt. Neben Danna (Tannen), Föära (Föhren), Buocha (Buchen) und Oacha (Eichen) wachsen in der freien Natur Alber (Pappeln), Aspen (Espen), Maßholder (Feldahorn), Augschnüss (Haselnüsse) sowie Reckholder (Wacholder), deren Früchte - die Weackelbeera (Wacholderbeeren) - dem Sauerkraut und dem Wildbraten einen besonderen Geschmack verleihen. Früher „ging man in die Büachala“ (die Frucht der Rotbuche), aus denen man ein wertvolles Speiseöl preßte. Ein Jahr mit guter Büchelesernte nannte man ein Büchelesjahr. Büchele und Eichele zusammen heißen Äckerich oder Kes oder Mast: sie wurden zur Schweinemast verwendet. In Notzeiten wurde das Dinkelmehl mit Eichelemehl „gestreckt“.

Die Hagebuoche (Hainbuche), aus althochdeutsch haganbuooha, wird häufig als Hecke angepflanzt. Weit verbreitet ist an Rainen die Heega oder Hagebutte (Heckenrose). Die Germanen umhegten ihre heiligen Bezirke mit der gemeinen Hundsrose. Die roten Früchte der Heckenrose - die Butten (Butzen) oder Haguhaifa - werden im Herbst zur Gewinnung von Heegemark und Kernlestee gesammelt. Auch die Früchte des Weißdorns (Buabahägele) und die Früchte der roten Heckenkirsche (Hundsbeera) sind essbar. Die roten Beeren der Adels-

beere (Eberesche, Vogelbeere) werden gern von den Vögeln gefressen. Man glaubt es kaum, daß die Kastane oder Käste (Robkastanie) erst 1576 aus dem Balkan nach Wien gekommen ist und von dort eine weite Verbreitung in ganz Europa gefunden hat.

An Feldfrüchten gedeihen Woaza (Weizen), Gäarschta (Gerste), Sauriaba (Futterrüben) und Schweddariaba (Kohlrüben). Die ehemalige Hauptbrotfrucht auf der Schwäbischen Alb, das Koarn (Korn) schlechthin, also Dinkel (und der verwandte Emer = Sommerdinkel), wird heute wieder angebaut. Der durch den Gerbgang der Mühle von den Spelzen befreite Dinkel heißt Kernen, der noch nicht abgegerbte Dinkel heißt Fesen (Veesen). Der Ertrag beim Dinkel ist geringer als beim Weizen, jedoch eignet sich das Dinkelmehl hervorragend für unsere Spätzle, und die sind uns „Spätzleschwaben“ wichtig!

Für die Kartoffeln, die wir zwar auch verzehren, die aber erst seit dem 18. Jahrhundert bei uns gesteckt werden, gibt es je nach Sprachlandschaft verschiedene Bezeichnungen: Härdepfel, Erdepfel, Jardepfel, Grombiara (Grundbirne und daraus entstellte krumme Birne), Bodabiara, Aidepfel und Aibiara. Man unterscheidet im Schwäbischen sozusagen äpfel- und birnenförmige Kartoffeln. Das Welschkoarn (Mais) - wie die Kartoffel ein Gewächs aus der neuen Welt - ist hierzulande erst nach dem Kriege richtig heimisch geworden; allerdings findet es nur als Viehfutter Verwendung. Konservativ in der Form blieben Flaaß (Flachs), althochdeutsch flahs, Haber (Hafer), althochdeutsch habaro sowie (Mohn), althochdeutsch mago, aus dem man früher Mohnöl gewann und den Kläpperlestee (Schlaftee) für die kleinen Kinder braute.

Vor dem Einsatz von Unkrautvernichtungsmitteln (ein Wort, so scheußlich wie die Pestizide selbst) blühten überall auf den Äckern in Mengen Ackerweiza (Acker-Wachtelweizen), Ackerveigele (Stiefmütterchen), Koarnbeißer (blaue Kornblume) und Ackerdocke bzw. Ackerschnalla (roter Klatschmohn). Beim Aufblühen „schnällen“ die grünen Blütenhüllen der Ackerschnalla auseinander und erzeugen einen leichten Knall.

Schließlich weichen auch die Namen für Wiesenblumen vom allgemeinen Sprachgebrauch ab. Im Frühjahr blühen Baddängele (Schlüsselblumen) bzw. Badenka, aus Betonica gebildet. An Bächen leuchten in gelben Farben die Bachrolla oder Bachkättera (Sumpfdotterblumen) und auf den Wiesen die Butterbluma bzw. die Schmalzkachla (gelber Hahnenfuß). Wie genagelte Schuhsohlen sehen die Kissen der Schusternägele (Frühlingsenzian) aus. Die blauen Traubenhyazinthen heißen Kohlraisle, Mausöhrle oder Kriegle (nach deren Form), Baurabüble (nach den blauen Kitteln der Bauern) oder Hemmelfahrtsbleamle (nach der Blütezeit).

Gut beobachtet haben unsere Vorfahren, indem sie den Löwenzahn Sonnawirbel nannten: hier führten Form und Farbe zu der Namensgebung. Der weiße Saft des Löwenzahns war Grund für weitere Namen: Milcherleng, Milbuscha sowie Bettsoicher (bei den Franzosen pissenlit), Soichblom und Wegsoicher, weil die harntreibende Wirkung dieser Pflanze in der Volksmedizin eine Rolle spielte. Bettnässern gab man am frühen Abend Löwenzahntee, damit sie die Blase vor dem Einschlafen entleerten. Sicherheitshalber rief man noch vor dem Einschlafen den heiligen Vitus (der „Veit im Häfele“) mit dem Sprüchlein an:

Heiliger Sankt Veit,  
Weck mi beizeit,  
Weck mi zor Stond,  
Wenn mir 's Bronza kommt!

Weitere Heilpflanzen sind der Augentrost mit der Bezeichnung Hirnkraut, Kopfwehkraut und Katzaäugele sowie der Ehrenpreis mit den Namen Frauulist oder Männertreu. Wurde der Ehrenpreis wie der Rosmarin von den Frauen als Zaubermittel benützt, damit ihnen die Männer treu blieben?

Dem Aggamunda (Odermennig) merkt man an, daß er vom botanischen Wort agrimonia herrührt; der Volksmund formte es weiter zu Ackermännle. Nach der Verwendung heißt der Ackerschachtelhalm in der Mundart Zinnkrout, Polierkrout oder Kannakrout. Der Schachtelhalm enthält viel Kieselsäure und wurde deshalb zum Scheuern von Kannen und Tellern aus Zinn verwendet. Die Bezeichnungen Katzaschwanz und Katzawedel weisen auf das Aussehen des Schachtelhalmes hin. Während Esparsette zu Äschbr und Kornrade zu Radda verkürzt wurden, verlängerte man Farn zu Farrakrout. Für Habermark (Wiesenbocksbart), Surhefl (Sauerampfer) und Beasakrout (Beifuß) waren wohl die Eigenschaften namensbildend.

Bei selteneren Pflanzen konnte selbst Gradmann im Jahre 1950 keine einheimischen Namen angeben, doch sind in seinem „Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“ noch weitere mundartliche Pflanzennamen aufgeführt. Auch das „Schwäbische Handwörterbuch“ von Fischer/Taigel ist eine Fundgrube für viele alte Pflanzennamen. Hoffentlich bleiben uns diese - und vor allem die Pflanzen selbst - noch lange erhalten!

Vor rund 80 Jahren hat der Mundartdichter Matthias Roth aus Tübingen eine zarte Frühlingsstimmung in diesem Gedicht eingefangen:

D Kohlraisle blühat wiedr,  
S ganz Deuffatal isch blob!  
Ond Lüftle streichat drübr,  
Die send so lend on lob!  
Heut send mir na spaziera,  
No sait mei' kleine Lies:  
„O Vatr, guck, da leit jo  
Dr Hemml auf dr Wies!“

#### Literatur:

Bitzer, Tailfinger Heimatbuch, Tailfingen 1953  
Der große Brockhaus, Wiesbaden 1956  
Duden, Das Herkunftswörterbuch, Mannheim 1963  
Fischer/Taigel, Schwäbisches Handwörterbuch, Tübingen 1991  
Gradmann, Pflanzenleben der Schwäbischen Alb II, Stuttgart 1950

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Rudolf Linder, Heilig-Brünnle-Straße 55  
72461 Albstadt-Tailfingen

Manfred Seeger, Panoramastraße 8  
72348 Rosenfeld

Dr. Andreas Zekorn, Horber Straße 5/3  
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

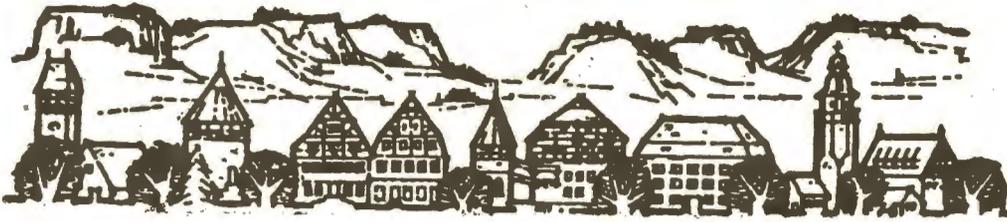
Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 43

31. Mai 1996

Nr. 5

## Zum Gedenken an Friedrich Roemer

Am 18. Mai 1996 verstarb der Ehrenvorsitzende der Heimatkundlichen Vereinigung Friedrich Roemer, Landrat und Regierungspräsident a. D., kurz vor seinem 84. Geburtstag in Esslingen. Als Landrat des Altkreises Balingen hat er sich nicht nur mit seiner ganzen Persönlichkeit und seinem fundierten juristischen Wissen und Können für die Belange des Kreises eingesetzt, sondern seiner Initiative ist auch die Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung zu verdanken. Ebenfalls auf seine Initiative hin entstand die amtliche Kreisbeschreibung des Landkreises Balingen. Friedrich Roemer machte sich damit in hervorragender Weise um die Aufarbeitung der Geschichte des Altkreises Balingen und auch des heutigen Zollernalbkreises verdient. Die Beisetzung von Friedrich Roemer fand am 23. Mai in Stuttgart statt.

Friedrich Roemer wurde am 2. Juni 1912 in Stuttgart geboren. Er entstammte einer Familie, die über 300 Jahre hinweg dem Lande Juristen und Theologen stellte. Der Urgroßvater war demokratischer Abgeordneter im Landtag, dessen Präsident er war, und Justizminister im Jahre 1848. Der Großvater und dessen Bruder waren über lange Jahre hinweg Reichstagsabgeordnete. Der Vater von Friedrich Roemer schließlich war Amtsgerichtsrat. Über Generationen war die Familie damit dem Lande Württemberg verbunden.

Nachdem Friedrich Roemer 1933 das Abitur in Ellwangen/Jagst abgelegt hatte, studierte er an der Universität Tübingen Rechtswissenschaft. Das erste juristische Staatsexamen bestand er 1938. Es folgte das Referendariat bei den Amtsgerichten Böblingen und Esslingen sowie beim Landgericht und Oberlandesgericht Stuttgart. Im September 1939 ehelichte er Olga Rieger aus Esslingen. Der Ehe entstammen zwei Töchter. Ab 1940 mußte Friedrich Roemer Kriegsdienst leisten, der unterbrochen wurde von einem Examensurlaub, so daß Roemer 1943 sein zweites juristisches Staatsexamen ablegen konnte. Das Kriegsende erlebte er als Offizier in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, aus der er Ende Mai 1945 nach Esslingen entlassen wurde.

Als Regierungsassessor, aber ohne NSDAP-Mitglied gewesen zu sein, war Roemer eine gefragte Person. Von Juni bis August 1945 war er zunächst persönlicher Referent beim damaligen Oberbürgermeister Dr. Arnulf Klett, anschließend ebenfalls persönlicher Referent im Kultusministerium, erst bei seinem früheren Lehrer Dr. Carlo Schmid, dann bei Prof. Theodor Heuss. Ab 1. Oktober 1945 fand Roemer Verwendung als Leiter der Hauptabteilung 1 (Kanzleidirektor) bei der Landesdirektion des Innern des Staatssekretariats für Württemberg-Hohenzollern in Tübingen. Nach dem 27. August 1946 übte er die gleiche Funktion beim Innenministerium in Tübingen aus. Roemer befaßte sich in dieser Zeit intensiv mit der Wiederherstellung der Verwaltung. Er schuf beispielsweise die Einrichtung der Landräte tagungen, die alle zwei bis drei Monate stattfanden. 1947 erfolgte die Ernennung zum Regierungsrat, ein Jahr später zum Oberregierungsrat.

Im Jahre 1948 erfolgte die Versetzung Roemers als Landratsamtsverweser nach Balingen, 1949 ernannte man ihn zum Landrat. In Balingen setzte er sich für die Verbesserung der kulturellen Verhältnisse ein, beispielsweise für das Schulwesen sowie die Gemeinde- und Lehrerbüchereien. Zudem erteilte er Unterricht an der Verwaltungsschule in Haigerloch. Bei seiner Tätigkeit als Landrat sei insbe-

sondere hervorgehoben, daß er sich für die Integration der Flüchtlinge einsetzte, den Wohnungsbau aktivierte und die Einrichtung der Krankenhäuser förderte.

Ein besonderes Anliegen war Friedrich Roemer stets die Erforschung der Regional- und Heimatgeschichte. Noch während seiner Tätigkeit im Innenministerium 1946/47 betrieb er die Wiederaufnahme der amtlichen Kreisbeschreibungen. Sofort nach seiner Berufung zum Landrat des Kreises Balingen leitete er die Beschreibung dieses Kreises ein. Das Statistische Landesamt für Württemberg-Hohenzollern begann 1951 mit den Arbeiten, die später vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg weitergeführt wurden. In Fortsetzung der früheren württembergischen Oberamtsbeschreibungen erhielt der Landkreis Balingen als erster Kreis des Regierungsbezirks auf Betreiben Landrat Roemers eine amtliche Beschreibung in neuer Form. 1960 erschien der erste Band mit dem allgemeinen Teil zum Kreis Balingen, ein Jahr später folgte der zweite Band mit den Ortsbeschreibungen. Die beiden Bände, ergänzt durch einen Kartenteil, sind nach wie vor Standardwerke für die Geschichte des Altkreises Balingen und heutigen Zollernalbkreises.

Im Zusammenhang mit der Kreisbeschreibung initiierte Friedrich Roemer die Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen. Am 22. Oktober 1953 fand auf Anregung des Landrats eine Vorbesprechung zur Gründung eines heimatkundlichen Vereins und zur Herausgabe eines Mitteilungsblattes statt. Bereits Anfang 1954 erschienen die Heimatkundlichen Blätter als Beilage zum „Volksfreund“; seit dieser Zeit bis heute liegen die Blätter einmal monatlich der Zeitung, heute dem ZOLLERN-ALB-KURIER, bei. Am 7. Juli 1954 erfolgte die eigentliche Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung, deren erster Vorsitzender Friedrich Roemer wurde. Als Landrat und Vorsitzender der Vereinigung setzte sich Friedrich Roemer in herausragender Weise für die Zielsetzungen des Vereins, nämlich die Information der Bevölkerung über Heimatkunde mittels Vorträgen, Exkursionen und Veröffentlichungen, ein. Bei der Gründung zählte der Verein 67 Mitglieder, als Roemer den Vereinsvorsitz 1968 niederlegte, war die Mitgliederzahl auf 143 gestiegen. Diese Zahlen seien als ein Indiz für das erfolgreiche Wirken der Vereinigung unter ihrem Vorsitzenden Friedrich Roemer genannt.

Im Jahre 1967 wurde Friedrich Roemer Regierungspräsident von Nordwürttemberg, Regierungspräsidium Stuttgart. Den Vorsitz der Heimatkundlichen Vereinigung übergab er ein Jahr später, am 7. Dezember 1968, seinem



Nachfolger Regierungspräsident Wolfgang-Jürgen Freiherr von Brandenstein. Friedrich Roemer blieb der Heimatkundlichen Vereinigung weiterhin verbunden: Bis zu seinem Tode war er Ehrenvorsitzender des Vereins, mit Vorträgen und Aufsätzen für die Heimatkundlichen Blätter beteiligte er sich weiterhin aktiv am Leben der Heimatkundlichen Vereinigung. Trotz der Belastungen infolge seiner beruflichen Tätigkeit fand Roemer immer wieder Zeit, mit eigenen Forschungsbeiträgen in Erscheinung zu treten.

Friedrich Roemer blieb bis zu seiner Pensionierung 1977 Regierungspräsident in Stuttgart. Als wichtigste Ehrungen erhielt er das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse sowie das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Nach seiner Pensionierung lebte Friedrich Roemer in Esslingen. Seine Frau Olga unterstützte ihn während der ganzen Jahre des beruflichen Lebens tatkräftig. Ihr sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Mit Friedrich Roemer ging ein Mann von uns, der in ganz besonderer Weise die Erforschung der regionalen und heimatlichen Geschichte anregte und förderte. Für die Heimatkundliche Vereinigung war er der Gründervater. Die Mitglieder der Heimatkundlichen Vereinigung werden ihrem Gründungsvorsitzenden und Ehrenvorsitzenden ein ehrendes Gedenken bewahren.

Dr. Andreas Zekorn

### Quellen und Literatur

Kreisarchiv Zollernalbkreis, Akten 361.13/2 (Sammlung zu Landrat Roemer); Kreischronik 1950, 1951, 1967; Archiv der Heimatkundlichen Vereinigung (HKV 1-2 c)  
Theodor Ambacher, Landräte und Bürgermeister im Gebiet des Zollernalbkreises 1945-1985, Albstadt 1987, S. 26; Peter Thaddäus Lang, Hans Schimpf-Reinhardt, Andreas Zekorn, Register für die Heimatkundlichen Blätter 1954-1993, Albstadt, Balingen 1994; Andreas Zekorn, Oberamtmänner und Landräte im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises 1806-1992. In: Zollernalbprofile 3, hrsg. v. Zollernalbkreis, Sigmaringen, 1993, S. 27-69

# Fronleichnamsprozessionen in Tailfingen

Von Hans Daub/Dr. Peter Thaddäus Lang – Albstadt

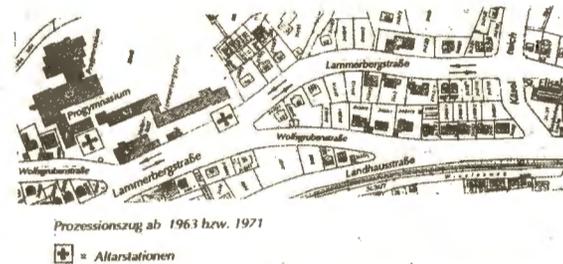
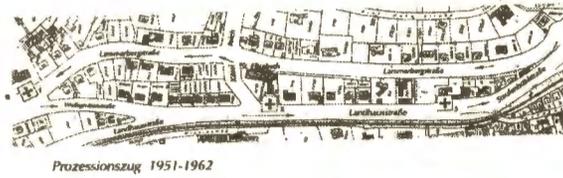
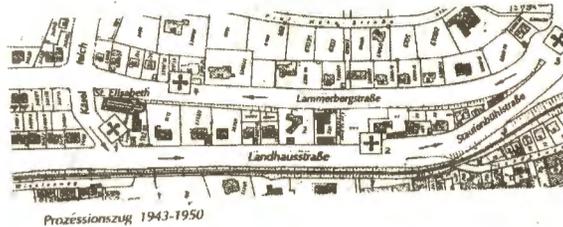
Prozessionen, Umgänge, Festumzüge – wie auch immer man sie nennen mag: Bereits in den heidnischen Religionen der Antike waren sie üblich, um die Götter zu verehren. Nachdem das Christentum im Jahr 313 n. Chr. im römischen Reich toleriert wurde, übernahmen die Christen derartige liturgische Formen.

Im Mittelalter entwickelte sich vielfältiges frommes Brauchtum, das sich unter anderem auch auf Umgänge und Prozessionen bezog – Prozessionen kamen der Freude der mittelalterlichen Menschen an augenfälligen und theatralischen Handlungen sehr entgegen. Als Papst Urban IV. im Jahre 1264 mit der Bulle „Transiturus“ das Fronleichnamfest für die gesamte abendländische Christenheit vorschrieb, da erschien die Prozession schon sehr bald in deren Folge, so im Jahre 1277 in Köln oder im Jahre 1286 in Benediktbeuren. Seit dem 15. Jahrhundert wurde es im deutschen Sprachraum üblich, bei der Fronleichnamprozession an vier Stellen haltzumachen, nach den vier Himmelsrichtungen die vier Evangelienanfänge zu singen und den Segen zu erteilen – ein Brauch, der später von der Kirche offiziell gebilligt wurde. Bereits ein Jahrhundert früher hatte es sich eingebürgert, unter einem Traghimmel eine Monstranz mit der geweihten Hostie mitzuführen. Priester im Meßgewand, Kerzen oder Reliquien tragend, gingen als Begleitung. Daneben erscheinen Sänger, Spielleute, Engelknaben, vor allem aber auch lebende Bilder mit bekannten Geschichten aus der Bibel – Adam und Eva waren da zu sehen, oder Kain und Abel, desgleichen Jakob bei seinem Ringkampf mit dem Engel oder Mose mit seinen Gesetzestafeln.

An dieser Stelle soll aber nicht verschwiegen werden, daß das Prozessionswesen sich weithin mit allerlei Unsitten verband – bisweilen war kaum mehr ein Unterschied zwischen weltlichen und kirchlichen Umzügen zu erkennen. Im Rheinland beispielsweise wurden auch Prozessionen von einem Spaßmacher angeführt und obendrein pflegten Fahnschwenger bei solchen Gelegenheiten ihre Künste darzubieten. Andernorts verursachte bei den Zuschauern stets die Figur des Teufels großes Hallo, wenn dieser, von Rauch und Gestank umgeben, mit Pferdeäpfeln und anderem Unrat um sich warf.

Einen gewaltigen Einschnitt stellte dann die Reformation dar: Die Gottesverehrung beschränkte sich nunmehr fast ausschließlich auf Gebet und Wortverkündung, weshalb viele andere, augenfälligere Frömmigkeitsformen verschwanden. In katholischen Gegenden wurden die Prozessionen zwar einerseits weitgehend von weltlichem Beiwerk gereinigt, andererseits jedoch als ein konfessionelles Unterscheidungsmerkmal besonders gepflegt. Dort, wo Protestanten und Katholiken dicht beieinander lebten, konnte eine Prozession leicht zur Provokation werden – dies geschah denn auch 1609 in der Reichsstadt Donauwörth, als die protestantische Mehrheit in der Stadt sich durch eine Prozession der katholischen Minderheit derart brüskiert fühlte, daß sich im Nu Handgreiflichkeiten ergaben. Dieses Ereignis zog weite Kreise bis hin auf die höchste Ebene des deutschen Reiches und spielte eine bedeutende Rolle in der Vorgeschichte des Dreißigjährigen Krieges.

Die beiden Konfessionen mußten in diesem Krieg ein furchtbares Lehrgeld für ihre Intoleranz bezahlen. In der Folgezeit bemühten sich beide Seiten, größere Provokationen zu unterlassen. Um der Ruhe und des Friedens willen unterblieben somit Prozessionen künftighin dort, wo die Protestanten in der Überzahl waren und dabei blieb es jahrhundertlang. Selbst die Industrialisierung konnte daran zunächst nichts ändern, als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts katholische



Arbeitskräfte in zuvor nahezu ausschließlich evangelische Landstriche und evangelische Arbeiter in katholische Gegenden zogen. Auf diesem Wege stieg im evangelischen Württemberg die Zahl der Katholiken ständig an – vor allem in Orten mit stark expandierender Industrie, wozu in unserer Gegend beispielsweise Tailfingen gehörte. Dort betrug die Zahl der Katholiken im Jahr 1871 erst sieben, um jedoch 1930 das runde Tausend zu erreichen. 1943 waren es dann bereits 1400.

In diesem Jahr – also mitten im Zweiten Weltkrieg – fand in Tailfingen die erste Fronleichnamprozession seit der Reformation statt. Die Zeit war hierfür wohl allmählich reif geworden: Der Nationalsozialismus wie auch der Weltkrieg bildeten für beide große Konfessionskirchen sehr prägende, sehr leidvolle Erfahrungen: Erfahrungen, die Gemeinsamkeiten schufen und die Unterschiede in den Hintergrund treten ließen.

Der Prozessionszug als solcher bewegte sich 1943 zunächst noch durch wenige kurze Abschnitte von Seitenstraßen in der unmittelbaren Umgebung der katholischen Kirche. Er führte nämlich von der erst neun Jahre zuvor eingeweihten Elisabethenkirche zur Landhausstraße hinunter, bewegte sich dann links ab der Bahnlinie entlang bis zur Staufenhühlstraße, bog anschließend in die Lammerbergstraße ein, führte von dort bis zum Käselteich und endete sodann wieder bei der Kirche.

Die vier Altäre waren auf die genannten vier Straßen verteilt und alle mit herrlichen Blumentepichen geschmückt. Manche der ansonsten eher zu Sparsamkeit und Schmucklosigkeit neigenden evangelischen Tailfinger bewunderten diese überaus üppige Blumenpracht: So etwas hatten sie in ihrer Stadt wohl noch nie zuvor gesehen!

Freilich erforderte das Beschaffen der Blumen und Blüten für die Blumenteppeiche eine langwierige und sorgfältig ausgeklügelte Vorbereitung. Es galt nämlich zunächst, sich zu überlegen, wieviele Blumen von welcher Farbe notwendig waren. Sodann mußte man sich darüber Gedanken machen, ob in der Umgebung Tailfingens Pflanzen mit Blüten der gewünschten Farbe zur fraglichen Zeit überhaupt gefunden werden konnten. Je nach

Strenge des vorangegangenen Winters konnten somit von Jahr zu Jahr ganz unterschiedliche Blumen und Blüten zur Verfügung stehen. Aber das war noch nicht alles: Der zuständige Förster oder Grundstücksbesitzer wollte ja schließlich noch um seine Erlaubnis gefragt werden!

Sobald alle diese Fragen abgeklärt waren, rückten an den Tagen vor Fronleichnam ganze Schwärme von Blumenpflückerinnen und Blumenpflückern mit Eimern und Körben aus, um die vorgesehenen Pflanzen herbeizuschaffen – zumeist waren es Frauen und Kinder. Über Nacht wurden die Blumen in wassergefüllte Eimer gestellt, damit sie frisch blieben. Fein gezupfte Blumen oder Blüten wurden der Teppichvorlage entsprechend in Behältnissen sauberlich geordnet und bereitgestellt, denn bei der ersten Morgendämmerung des Fronleichnamstages begann die Arbeit an den Altären, und da hatte jeder Handgriff zu sitzen, denn man mußte ja rechtzeitig vor Beginn der Prozession fertig sein.

Nicht immer konnten sich die fleißigen Blumenblütenlegerinnen (überwiegend übten sich Frauen in dieser Fertigkeit) ihrer Arbeit erfreuen, denn manchmal fegte ein Regenguß oder auch ein Sturmwind das farbenprächige Kunstwerk hinweg. Das jedoch war eher die seltene Ausnahme. Zumeist aber konnten sie doch mit stolzer Genugtuung sich an dem Staunen der Zuschauer und Prozessionsteilnehmer gütlich tun – sie hatten es sich redlich verdient. Dieser Stolz ist auch heute noch zu spüren, wenn man die Fotos betrachtet, auf welchen einige dieser Blumenteppeiche im Bild festgehalten wurden.

Die Blumenteppeiche waren jedoch nicht die einzige pflanzliche Ausschmückung: Hinzu kam noch in der Mitte des gesamten Prozessionsweges ein 60 bis 70 Zentimeter breiter Grasteppich. Ihn durfte nur der Priester betreten, der die Monstranz mit der geweihten Hostie trug. Mit dem Grasteppich hatte sich eine Wetterregel verbunden – es hieß nämlich, die Ernte des betreffenden Jahres werde gut werden, wenn die Halme des Grases bis zur Mittagzeit des Fronleichnamstages vertrocknet seien.

Zu Gras und Blumenzier kam die musikalische Ausgestaltung. Hierfür sorgte bei der Prozession des Jahres 1943 der evangelische Posaunenchor – ein hoffnungsfrohes Zeichen ökumenischer Eintracht! Als ein weiteres Zeichen des einträchtigen Zusammenlebens der beiden Konfessionen darf die große Zahl der evangelischen Zuschauer gewertet werden, die sich an den Straßenrändern eingefunden hatten.

Mit Fug und Recht konnte der damalige katholische Stadtpfarrer von Tailfingen, Franz Grimm, diese erste Prozession erfolgreich nennen, denn rund 800 Gläubige nahmen daran teil – das war mehr als die Hälfte der gesamten Gemeinde. Die Fronleichnamprozession sollte hinfort als feste Einrichtung regelmäßig Jahr für Jahr durchgeführt werden.

Ab 1951 konnte durch die Verlängerung der Lammerbergstraße hin zur Wolfgrube die Prozession einen umfänglicheren Verlauf nehmen. Nun ging es in Begleitung der Tailfinger Stadtkapelle durch die Lammerbergstraße nordwärts bis zu jener Stelle, wo später das Schulzentrum errichtet werden sollte. Daraufhin schwenkte man in die Wolfgrubenstraße ein und schritt von dort die Landhausstraße entlang. In einem engen Bogen durchmaß man danach die steile Staufenhühlstraße und bog sodann wieder in die Lammerbergstraße ein, um das letzte Stück auf demselben Weg wie in früheren Jahren wieder zur Kirche zu gelangen.

Wenn die Prozession mit dem Fronleichnamsgottesdienst beendet worden war, gingen die Prozessionsteilnehmer aber noch lange nicht nach Hause: Man versammelte sich anschließend zu einem Gemeindefest, das in der „Linde“ gefeiert wurde, einem beliebten Tailfinger Gasthaus mit großem Nebenraum. Der Gemeindefestsaal unter der Elisabethenkirche stand 1943 für ein Fest nicht zur Verfügung, denn dort waren Kriegsgefangene untergebracht. Sobald diese nach Kriegsende wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren, feierten die Tailfinger Katholiken in ihrem Gemeindefestsaal oder auch – bei schönem Wetter – im Pfarrhof hinter der Kirche unter dem großen Kastanienbaum. An dem Brauch des Gemeindefestes wird auch heute noch festgehalten.

Das zweite Vatikanische Konzil führte mit seinen liturgischen Vereinfachungen nach 1963 zu einer Veränderung des Prozessionsverlaufs: Nun bewegte sich der Zug die Lammerbergstraße entlang bis zur Einmündung der Wolfsgrubenstraße, wo auf dem Platz vor dem evangelischen Kindergarten Station gemacht wurde. Anschließend kehrte der Prozessionszug wieder zurück nach St. Elisabeth.

Eine weitere Veränderung ergab sich aus dem Bau der St.-Franziskus-Kirche, auf der Höhe westlich des Ortskerns im Wohngebiet Langenwand gelegen. Als das Gotteshaus im Oktober 1969 feierlich eingeweiht worden war, stellte sich die Frage, wie man denn künftighin das Fronleichnamsfest gestalten sollte. So ergab sich dann die Regelung, alternierend einmal bei St. Franziskus und dann wieder bei St. Elisabeth die Prozession abzuhalten. Die Prozessionen auf Langenwand endeten ebenfalls mit einem Gemeindefest, das traditionsgemäß bei schönem Wetter im Hofraum von St. Franziskus oder bei schlechtem Wetter im dortigen Gemeindefestsaal abgehalten wird.

Nachdem das Tailfinger Progymnasium an der Wolfsgrubenstraße im Jahr 1971 fertiggestellt war, diente dessen Vorplatz regelmäßig als Ort des Meßopfers, und fürderhin wurde auf dem gesamten Prozessionsweg nur noch an dieser Stelle ein Altar gebaut, und auch der Blumenschmuck erreichte nicht mehr die üppige Fülle früherer Zeiten. So mag es denn so mancher Katholik bedauern, wenn man heutzutage bei Glaubensbezeugungen mit Schmuck und Farbenpracht etwas zurückhal-



tender geworden ist. Dafür jedoch hat die Prozession als Unterscheidungsmerkmal zwischen den Konfessionen an Bedeutung verloren – Protestanten und Katholiken sind sich damit ein Stück näher gekommen.

## Historische Bäume in Balingen

Lebendige Denkmäler – Von Waldemar Rehfuß / Balingen

**Wir haben uns an die Bäume gewöhnt. Sie sind Teil der Natur und mittlerweile halten sie wieder vermehrt Einzug in unsere Städte. Ob mit oder ohne Überlebenschance in oft kärglichen Gruben im Straßengrund, stellt sich manchem kritischen Beobachter die Frage.**

Nun gibt es verschiedene Arten mit unterschiedlichen Nutzungsarten für uns Menschen. Angefangen von den ersten Brettlein, aus denen die Wiege für das Neugeborene entstand, bis zu den mit traurigem Schwarz versehenen für den letzten Schrein ist ihr Holz unser ständiger Begleiter. Andere Baumarten bringen im Herbst unserer Nahrung dienende Früchte.

Es gibt jedoch noch Bäume, die eine andere Funktion haben. Abgeleitet wohl vom „Lebensbaum“ oder „Stammbaum“ werden zu bestimmten Anlässen oder für besondere Personen des öffentlichen Lebens Bäume gepflanzt. Dies wohl in der Absicht, über viele Jahre hinweg die Erinnerung wachzuhalten.

Teilweise werden sie gepflegt, soweit sie sich im nahen Umfeld einer Stadt befinden. Ist der Standort jedoch etwas abseits, fristen sie ein fast nur geduldetes Dasein. Dies ist auch nicht verwunderlich, wenn seit ihrer Pflanzung oft über 100 Jahre ins Land gezogen sind. Trotzdem grünen sie jedes Jahr aufs neue und legen einen weiteren Jahresring am Stamm zu. So ist es möglich, daß einer dieser Veteranen hier in Balingen mittlerweile einen Stammumfang von fast 3,6 Metern aufweist. Ihm und den weiteren „lebenden Denkmälern“ soll unsere Erinnerung und fernere Aufmerksamkeit dienen.

In einer historischen Aufnahme unseres Balingener Fotografen Fr. Speidel um die Jahrhundertwende ist der Standort auf dem „Ländle“ (heute: Lindle), damals noch frei, gut sichtbar. Drei dieser Geschichts-Denkmäler sind hier vereint. Vom vierten Baum war bislang keine Erklärung auffindbar.

Beginnen wir mit dem ältesten und zugleich größten Baum in dieser Reihe. Es ist die Kronprinzen-Eiche. König Wilhelm I. heiratete im Jahre 1820 in dritter Ehe seine Kusine Pauline von Württemberg (1800–1837) welche ihm am 6. März 1823 den Thronfolger Karl gebar. Ihm, dem Kronprinz zur Ehre, wurde diese Eiche gepflanzt und im Gemeinderatsprotokoll finden wir folgende Niederschrift:

„Zur Bethätigung der Freude und Theilnahme an der Geburt eines Kronprinzen haben sich Stadtrath und Bürger-Ausschuß dahin vereinigt: daß am nächsten Sonntage vom Rathhause aus ein gemeinschaftlicher Kirchgang zur Anhörung der Dankpredigt gehalten,

2. nach dem Mittags-Gottesdienste sich mit angemessener Musik auf das sogenannte Lindle verfügt, und zum bleibenden Denkmale eine Eiche mit der Benennung

### KRONPRINZEN-EICHE

eingesetzt, sodann, 3. nach dieser Handlung in dem Gasthofs zur Krone in vereinten Gefühlen die Ausdrücke ächter Freude durch Erquickung und geselliges Beisammensein näher gebracht, und so für die Gewähr der längst gehaltenen Hoffnung der Dank gegen die Vorsehung, somit die Liebe und besondere Verehrung gegen das Königspaar und den neugeborenen Kronprinzen durch That gerechtfertigt werde.“

Anscheinend wurden die Ereignisse hier in Balingen dem Königshaus mitgeteilt, denn ein höchst persönliches Dankschreiben ihrer Majestät der Königin mit folgendem Wortlaut ging hier ein:

„Ich habe das Schreiben der Herren Stadträthe zu Balingen vom 22. d. M. nebst der ihm beygefügt Beschreibung des aus Veranlassung der Geburt des Kronprinzen, Meines Sohnes, daselbst statt gehaltenen Feyerlichkeiten erhalten, und aus beydem mit wahrhafter Freude den Ausdruck des aufrichtigen Antheils entnommen, welchen auch sie an diesem für uns alle höchst glücklichen Ereignis nehmen. Indem Ich ihnen dafür Meinen Dank mit eben der Herzlichkeit erwidere, mit welcher sie ihre Anhänglichkeit Mir dargethan, kann Ich nicht unbemerkt lassen, wie schon vor Empfang ihres Schreibens Mir kund gewordene Nachricht von der Pflanzung einer Kronprinzen-Eiche Mich innigst gefreut und gerührt hat, wobey Ich ihnen zugleich zu erkennen gebe, daß Ich an Meine Privat Casse die Weisung erlassen, ihnen einen Beytrag von 50 f. zu dem in ihrem Schreiben besagten Endzweck zu übersenden. Ich bin mit Versicherung Meines Wohlwollens, der Herren Stadträthe zu Balingen.

Stuttgart, den 28. April 1823 Wohlgeneigte Pauline“

Ein zusätzliches Dankschreiben des Herrn Staats-Sekretärs Veltmeyer im Auftrag seiner Majestät des Königs ging ebenfalls hier ein. Die Freude der hiesigen Verwaltung und Bürgerschaft über dieses Ereignis kommt in einer

weiteren Niederschrift besonders zum Ausdruck, was durch ein alljährlich zu veranstaltendes Fest immer wieder aufs neue zur Geltung kommen sollte. Hier im Wortlaut die damalige Verfügung:

„Mayenfest, die künftige Feyer der Geburt des Kronprinzen unter der – zu deren Andenken gesetzten Kronprinzen-Eiche auf dem sogenannten Ländle betr.: werden 2 von des Königs und der Königin Majestät an den Stadtrath Huldvollst erlassene Handschreiben vom 25. und 28. v. Mts. verlesen wornach Höchstdieselben die erst kürzlich allerunterthänigst überschickte 2 Exemplarien der Beschreibung der dahier stattgefundenen Feyer der Geburt des Kronprinzen mit wohlgefallen aufgenommen, für den aufrichtigen Antheil den die hiesige Einwohnerschaft an diesem glücklichen Ereigniß genommen, Huldvollst danken, und die Königin noch überdieß zu dem angegebenen Zwecke einen Beytrag von 50 f. aus ihrer Privat Casse angewiesen haben.

Diese 50 f. wurden auch wirklich überbracht, als die erwähnten Schreiben verlesen wurden und da hiedurch der 1. te Grund zu einem Fond für alljährliche Abhaltung des bezweckten Festes gelegt wird, so wurde bey Überraschung dieser zuvorkommenden Güte und im freudigsten Gefühl der Dankbarkeit beschlossen: „vor allem in einer besonderen Adresse Ihrer Majestät der Königin für dieses Huldvollste Geschenk den Dank der hiesigen Bürgerschaft ehrebetigst auszudrücken, und zugleich den Herrn Hofrath Lehe, Geheimen Sekretär Ihrer Majestät für den Empfang der 50 f. zu bescheiden, und solche einstweilen dem Stadtschultheißen-Amt zur Verwahrung zu übergeben, und – um das Fest so viel möglichst allgemein zu machen, und auch die unermöglichen Kinder hieran Theil nehmen lassen zu können – freywillige Beyträge zu sammeln, auch den Überschuß des Erlöses der grad im Druck erschienenen Beschreibung hiezu verwenden, die Art und Weise, wie dieses Fest jezt und in Zukunft gefeyert werden solle hingegen biß zu Eingehung dieser Beyträge im Anstande zu lassen.“

In südlicher Richtung und Abstand zur Kronprinzen-Eiche von 17 Metern wurde am 28. September 1841 die

### WILHELMS-LINDE

gepflanzt. Anlaß hierzu war das silberne Regierungsjubiläum seiner Majestät des Königs Wilhelm I. (1816–1864).



Balinger Heuberg mit Lindle um 1900 mit den historischen Bäumen, Aufnahme von Fr. Speidel/ Archiv W. Rehfuß

Bis zu diesem Zeitpunkt, wie aus den Unterlagen hervorgeht, war das Lindle noch teilweise in Allmand Stücke aufgegliedert. Nun sollte der Ausläufer des Balinger Heuberges in eine würdige Anlage umgestaltet werden. Dies geht aus dem Protokoll zur Pflanzung der Linde hervor.

„Verhandelt am 24. September 1841: Um das Andenken das auf den 28. d. M. fallende Regierungs Jubiläums Feier unseres Königs bleibend zu mahnen hat der Stadtrath unter Zustimmung des Bürgerausschusses heute beschlossen: am Tage des Festes in Anwesenheit der geistlichen und weltlichen Behörden der Stadt und unter Zuziehung der Schul Jugend auf dem Ländle neben der Kronprinzen Eiche einen Linden zu setzen und diesem Baum die Bezeichnung Wilhelms-Linden beizusetzen.

Zur Verschönerung des Ereignis wurde weiter angeordnet, die an solchem befindlichen Allmand Theile zurückzunehmen und das Ganze in einen geregelten Wasen Grund umzuwandeln auch den Platz mit Anlagen nach einem vom Sachverständigen zu entwerfenden Plan zu versehen. Der Vorstand des Stadtrates



Dr. Martin Luther – ein überliefertes Ölbild des Balinger „Originals“ Kunstmaler und Propheten Emil Bock (gest. vor 50 Jahren). Eine Eiche, gepflanzt 1883, erinnert heute noch an Luthers 400. Geburtstag.

und der Stadtbaumeister sind mit der Ausführung dieser Beschlüsse beauftragt.“

Der letzte geschichtlich nachgewiesene Baum auf dieser Anhöhe ist die

#### LUTHER-EICHE

Sie ist der nördlichste Baum in dieser Gruppe. Zwei Besonderheiten fallen mit dieser Aufarbeitung der Geschichte dieses Baumes zusammen. Das Jahr 1996 ist zum Luther-Jahr, in Anlehnung an den 450. Todestag, erklärt. Gepflanzt wurde die Eiche zum 400. Geburtstag im Jahr 1883. Nun zur zweiten Besonderheit. Sie ist das hier beigefügte Bildnis des Reformators. Kein Geringerer, als der uns Alt-Balingern noch bekannte Kunstmaler und Prophet Emil Bock, war der Künstler. Ein künstlerisch selbstredend wertvolleres Bildnis Luthers, heute in der evangelischen Stadt-Kirche, wurde damals von Friedrich Eckenfelder, aus gleichem Anlaß wie die Pflanzaktion, gemalt.

Auch für diese Eiche, welche heute ebenfalls einen stattlichen Stamm-Umfang von 2,80 Meter aufweist, liegt ein gemeinderätlicher Beschluß vom 12. Oktober 1883 vor. Hier im folgenden der Wortlaut:

„Setzen einer Luther-Eiche. Es ist angeregt worden, anlässlich des auf den 11. Nov. d. J. fallenden 400jährigen Geburtsfestes von Dr. Martin Luther auch von hiesiger Stadt dem Ausdruck der Freude und Verehrung über die Leistungen des großen Reformators dadurch Ausdruck zu geben, daß an einem öffentlichen Platz eine Eiche gepflanzt und die Schuljugend zu Erinnerung mit einer kleinen Gabe erfreut wird. Beschluß: auf dem Lindlesberg auf städtische Kosten eine Eiche zu pflanzen und jedem Schulkind eine Brezel a 6 Pf zu verabreichen.“

Nun gingen die Jahre und Geschlechter dahin. Irgendwie hat sich vielleicht ein Bürger dieser Stadt, wie derzeit der Verfasser dieser Geschichte, der Bäume erinnert und nach deren Namen und Bedeutung gefragt. Kurz, ein Antrag ging bei der damaligen Stadtverwaltung ein und wurde auch positiv entschieden. Das Ergebnis: „Verhandelt am 5. August 1892. – Anbringung von Gedenktafeln an die Kronprinzen-Eiche und Wilhelmslinde auf dem Lindlesberg.“

Der Ortsvorsteher wird ermächtigt, an die im Jahr 1823 anlässlich der Geburt des höchstseligen König Karl und im Jahr 1841 anlässlich des Jubiläums höchst dessen Vaters Wilhelm I. gesetzte Linde auf dem Lindlesberg, welche nach dem Gemeinderaths Protokollen vom 14. März 1823 S. 183 den Namen Kronprinzen-Eiche vom 24. September 1841 Bl. 297 die Bezeichnung Wilhelms-Linde tragen, Gedenktafeln anbringen zu lassen“.

Weshalb die Luther-Eiche nicht genannt wird, ist unklar. Vermutlich war sie noch bezeichnet. Heute jedenfalls fehlt bei allen diesen Veteranen der seinen Namen und Pflanzgrund enthaltende Hinweis. Sollten sich Sponsoren finden, könnte diesem Umstand bald abgeholfen werden. Umfeld und Zustand der gesamten Natur-Denkmal-Anlage ist jedoch in einer Planung zur Verbesserung vorgesehen. Damit sollten sie wieder eine ihnen von unseren Vätern zugedachte Würdigung erfahren. Die Eintragung ins Denkmalsbuch wäre eine anschließende, sinnvolle Ergänzung.

Als letzter, derzeit bekannter Baum auf näherer Markung Balingens ist die

#### HINDENBURG-EICHE

Sie wurde am 15. November 1917 zu Ehren des damaligen Generalfeldmarschalls v. Hindenburg gepflanzt. Geschichtlich, heute von einzelnen Zeitgenossen angezweifelt, hat sie doch damals einen ebenso wie alle übrigen Bäume, triftigen Grund zur Pflanzung gehabt.

Das Kgl. Ministerium des Innern behandelte in einem Erlaß vom 1. September 1917 die aus Anlaß des 70. Geburtstages des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg zu treffenden Veranstaltungen, in welcher der Dank, die Liebe und Verehrung des deutschen Volkes zum Ausdruck kommen soll.

Dies geschah auch in Balingen. Die Stadtverwaltung unter dem Vorsitz von Stadtschultheiß Hofmann beschloß u. a. die Pflanzung eben dieser Eiche. Im „Volksfreund“ vom 16. November 1917 finden wir dazu folgenden Bericht:

„Gestern mittag fand die feierliche Weihe der von der hiesigen Stadt zu Ehren Hindenburgs gepflanzten Eiche statt. Sämtliche Schulen der Stadt, denen sich die Soldaten des Lazaretts und eine Anzahl hiesiger Einwohner anschlossen, zogen mit Fahnen zum Heuberg hinauf, wo der Gedenkbaum seinen Platz gefunden hatte. Herr Stadtschultheiß Hofmann hielt die Weiherede, in markigen Worten die Taten Hindenburgs feierend, und betonend, daß die Eiche zugleich ein Ehrenmal der deutschen Krieger sein sollte. Gesang vaterländischer Lieder umrahmte die einfach-würdige, aber eindrucksvolle Feier. Möge der Baum nun wachsen und gedeihen, um spätere Geschlechtern vom Jahr 1917 Kunde zu tun, und möge ihm bald eine Friedenslinde an die Seite gesetzt werden können!“

Wie schön wäre es doch, wenn, den letzten Zeilen dieses Berichts folgend, weltweit nur noch Friedenslinden gepflanzt werden könnten. Doch davon sind wir, gleich dem Alter unserer „Heuberg- und Lindlesveteranen“, Jahre von der Wirklichkeit entfernt.

#### Quellen:

Die angeführten Archivalien wurden freundlicherweise vom Stadtarchiv Balingen zur Verfügung gestellt, ebenso Fotos.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Hans Daub, Lammerbergstraße 71  
72461 Albstadt-Tailfingen

Dr. Peter Thaddäus Lang, Johannesstraße 5  
72458 Albstadt-Ebingen

Waldemar Rehfuß, Hirschbergstraße 32  
72336 Balingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Gemalte Alt-Balinger Tracht

Unter den historischen Ansichten in und um und von Balingen, die Apotheker Horst Widmann für seinen Kalender zum 25jährigen Bestehen der Stadt-Apotheke Balingen gesammelt und jetzt in dem Kalender veröffentlicht hat, befindet sich auch das hier wiedergegebene Farbbild der Alt-Balinger Tracht. Es ist das Motiv für den Monat Juni und stammt, wie sich inzwischen herausgestellt hat, von dem am 6. Februar 1840 in Johannesberg geborenen Maler Friedrich Hottenroth.

Und so hat Friedrich Hottenroth die Tracht der Balingeninnen beschrieben: In den südlichen Gegenden von Schwaben, die in die Donauebene verlaufen, hatte das allgemein Landesübliche sich seßhaft gemacht, ohne besondere Eigentümlichkeiten für sich herauszubilden; ja hier geschah es zuerst, daß man aus der zeitgenössischen Mode einzelne Stücke übernahm und heimische dafür aufgab. Dies

konnte zumal an der Balinger Tracht bemerkt werden, die schon um 1790 das charakteristische Koller gegen ein Binsentuch, und das rundgeschnittene Mieder gegen eins mit breiter Schneppe aufgegeben hatte. Der Brustlatz, als längliches Dreieck zugeschnitten, rot überzogen, nicht steif, so daß er ebenso viel verriet, als verbarg, reichte nicht höher hinauf, als das Mieder, das unter den Achseln begann. Zudem

war es üblich, die Verschnürung von unten nach obenhin vorzunehmen.

Mieder und Vorstecker überließen die Bedekung des Busens einem glatten Hemdeinsatze, der obenher mit einer stehenden Rüsche verbrämt war, und einem leichten mit Falbeln geänderten Tüchlein; dies wurde mit den vorderen Ecken in den Busen gesteckt, indes es mit seiner hinteren Ecke, ein Dreieck bildend, fast bis in das Kreuz hinabfiel und obenher den Nacken deckte; vorn aber ließ es den Hals offen und eine Kette aus roten Korallen blicken, die dreifach darum geschlungen war.

Der Kittel stieg mit seinem Schosse seitwärts nur etwa zwei Finger breit über die Hüften hinab, machte aber vorn über dem Unterleibe zwei sichelförmige Schnepfen, eine Mode, die sich bis in das Elsaß und die Schweiz erstreckte. Die Ärmel waren halblang und endigten mit Aufschlägen. Man schloß den Kittel nur an den oberen Ecken, falls man das Mieder mit dem Brustlatz trug, sonst aber bis an die Taille, so daß der walzenförmig eingeschnürte Oberleib unvermittelt auf die glockenförmig angeschwellten Hüften stieß.

Zu den schwarzen Miedern und Kitteln trug man rote oder grüne tuchene Röcke und große Schürzen von dunkelblauer Leinwand, die locker vor den Leib gebunden wurden, so daß ihr Bund der Schneppe des Mieders folgend einen Bogen machte. Die Schuhe hatten hohe Absätze, Spannlaschen und Schnalle; die Lasche an der inneren Seite war häufig länger, als die an der äußeren, und ragte, wenn verschnallt, ein gutes Stück über die äußere Fußkante hinaus. Über den Rücken hingen zwei lange Zöpfe, in welche bei Jungfrauen rote, bei Frauen schwarze, fast bis auf den Boden reichende Bänder eingeflochten waren.

Die Haube setzte sich aus einer spitzen Kappe von schwarzem Seidendamaste und einem schwarzen Tüllschirme am unteren Rande zusammen. Der Schirm überdeckte die Stirn bis zu den Augenbrauen und verschmälerte sie nach hinten hin; dort war er zu beiden Seiten mit schmalen Bändern benäht, die im Nacken miteinander verschleift wurden, so daß ihre Endstücke neben den Zöpfen herabfielen. Der Schirm war indes nicht überall hinten schmaler als vorn, sondern häufig rings von gleicher Breite, und schwang sich über die Stirn im Bogen empor, sie nur beschattend, aber nicht bedeckend, und das Schnürband saß auf der Kappe, solche untenher völlig umgürtend.

Fast von Dorf zu Dorf gab es kleine Abweichungen, die aufzuspüren, falls es überhaupt noch möglich ist, einem Spezialisten überlassen bleiben mußte.

Einen nicht minder wundersamen Anblick gewährte eine aus breiten, schwarzen durchgezogenen Tüllstreifen gebildete Haube. Die Streifen wurden durch ein Gestell von Draht aufrecht gehalten und saßen auf einer glatten, häufig nur den Oberkopf und die Schläfe deckenden Calotte, die sie in mächtigen Bogen oben und hinterwärts umsäumten. Diese Haube war unter dem Namen Radhaube im ganzen südlichen Deutschland, soweit es Schwaben gibt, bekannt, und ist dort selbst noch heute, wenn auch mit manchen Abänderungen, stellenweise anzutreffen, so bei Rottweil am Neckar.

„Hottenroth“  
Deutsche Volkstrachten 1923



WÜRTTEMBERG  
GEGEND VON BALINGEN  
BAUERNMÄDCHEN.

UM 1790.

# „Menschen, Maschen und Maschinen“

Das Albstädter Textilmuseum / Von Susanne Goebel und Wilhelm Conzelmann

„Der Traum vom Museum ist Zukunftsmusik – und doch nicht,“ kommentierte eine örtliche Tageszeitung im Herbst 1987 die Gemeinderatsdebatte über die Absicht der Stadtverwaltung, in Albstadt ein Textilmuseum einzurichten. Warum „Zukunftsmusik?“ – und warum „doch nicht?“ Nun, der Finanzbürgermeister hatte unmißverständlich angekündigt, für das Jahr 1988 (!) stehe kein Geld zur Realisierung eines solchen Vorhabens zur Verfügung. Andererseits werde das vorgesehene Museumsgebäude, der ehemalige Fabrikbau der Rundstrickmaschinenfabrik Mayer & Cie in Tailfingen seine Türen für jene Ausstellung öffnen, die während der Heimattage Baden-Württemberg 1987 in Albstadt-Ebingen von „riesengroßem Publikumsinteresse“ begleitet worden war.

Über 8000 Besucher waren damals von Inhalt und Präsentation der Ausstellung begeistert gewesen, die einen tiefen Einblick in die Geschichte der heimischen Textilindustrie und der in ihr arbeitenden Menschen eröffnete. Und eben jene Ausstellung, von einer Studentengruppe des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen eindrucksvoll aufgebaut, sollte zunächst einmal in Tailfingen eine Bleibe finden, um, wenn überhaupt, in späteren Zeiten Grundbaustein eines Museums zu werden. Immerhin blieben damit alle Möglichkeiten offen. „Über ein Gutachten wurden geeignete Museumsstandorte ausgelotet, mit einem klaren Votum für den Standort Tailfingen und den Favoriten Mayer-&-Cie-Gebäude,“ wird am 27. 11. 87 in der örtlichen Presse berichtet.

Doch der Weg bis zur Eröffnung des Museums am 5. Juli 1996 war noch unendlich weit. Wie weit, das hatten die Befürworter während der Anfangsphase natürlich nicht ahnen können. Denn noch 1988 stritt man sich darum, ob das künftige Museum eine „bundesweit konkurrenzlose Dokumentation“ oder allenfalls eine Aufarbeitung der lokalen Industriegeschichte werden sollte. Nicht einmal über den endgültigen Standort konnte man sich einigen, und schließlich hielt der Gemeinderat eine Finanzierung erst ab 1992 für möglich. In einem Punkt stimmten die Stadträte allerdings überein: Sie beauftragten den Oberbürgermeister, einen Arbeitskreis (keinen Förderverein) ins Leben zu rufen, „der die vielfältigen Arbeiten zum Ausbau des Museums sinnvoll koordiniert.“ Das Stadtoberhaupt möge versuchen, jenen Kreis von Bürgern für die neue Aufgabe zu gewinnen, der „den Stadtteil Tailfingen so gut für die Präsentation bei den Heimattagen vorbereitet“ habe. Rund 30 Personen, die an der Einrichtung eines Textilmuseums mit dem programmatischen Titel „Menschen, Maschen und Maschinen“ interessiert waren, trafen erstmals im Frühjahr 1989 als „Arbeitskreis Maschenmuseum“ zusammen.

Dieser Arbeitskreis unterstützte zunächst jene beiden wissenschaftlichen Angestellten aus der Studentengruppe von 1986/87 bei der inhaltlichen Grobkonzeption für das künftige Industriemuseum und beim Sammeln und Sichten von Objekten und Informationen. Mit Feuereifer gingen die Frauen und Männer an die Arbeit, stöberten alte Rundwirk- und Strickmaschinen auf, wurden fündig auf Speichern, in Kellern, in Truhen und Schränken, transportierten schwerste Maschinen – zum Beispiel die Dampfmaschine der Firma Erich Roller oder Trocken- und Rauhmaschinen in verschiedene vorläufige Depots in Tailfingen; bei diesen Unternehmungen, die zunächst an freien Samstagen stattfanden, wurden die Mitglieder von mehreren einschlägigen Firmen und deren sachkundigen Mitarbeitern kräftig unterstützt. Man wurde auf den Arbeitskreis auch in der Öffentlichkeit aufmerksam, und viele Bürger stellten von sich aus mögliche spätere Exponate als Spenden oder Leihgaben zur Verfügung. Gleichzeitig erfolgte im Laufe der Jahre in enger Zusammenarbeit mit der städtischen Museumsleitung eine rege Öffentlichkeitsarbeit, die zum einen der Information der Bürger dienen sollte, zum andern einen entsprechenden Informationsrückfluß vonseiten der Bevölkerung sicherte.

Um auch in der weiteren Umgebung ein Bewußtsein für das künftige Museum zu wecken, wurden Ausstellungen mit Albstädter Exponaten in Bonn (Landesvertretung), Stuttgart, Tuttingen und Mannheim arrangiert; erfolgreiche Präsentationen bei Stadtfesten und ähnlichen lokalen Veranstaltungen sowie Vorträge in der Volkshochschule machten auf Ziele und Inhalte des Projekts „Maschenmuseum“ aufmerksam.

Doch je eifriger sich Museumsleitung und Arbeitskreis ins Zeug legten, desto mehr schwand die während der Heimattage 1987 geweckte Euphorie bei Administration und Gemeinderat. Je schlimmer sich die öffentliche Finanznot entwickelte, und je mehr zusätzliche Belastungen auf Städte und Gemeinden abgewälzt wurden, desto mehr Opfer mußten im Sparhaushalt auch der Stadt Albstadt gebracht werden. Es ist durchaus verständlich, daß der anfängliche Schwung der Begeisterung für ein Textilmuseum, zumindest bei einigen „Vätern“ des Maschenmuseums wie auch bei manchem Bürger einer eher distanzierten Ernüchterung wich und die Frage auftauchte, ob man sich ein weiteres Museum überhaupt noch leisten könne. Auch der Arbeitskreis konnte sich diesen Überlegungen nicht ganz verschließen, und so entwickelte die Museumsleitung gemeinsam mit dem Arbeitskreis ein reduziertes Programm, das den Ansprüchen aller Beteiligten noch gerecht werden konnte. Als jedoch im November 1993 die Mitglieder des Arbeitskreises aus der Zeitung erfahren mußten, daß die Stadtverwaltung dem Gemeinderat eine auf ein Drittel der ursprüngli-



Mit der Trikotagenherstellung auf dem Rundwirkstuhl begann die Industrialisierung der Südwestalb.



Das Maschenmuseum in der Tailfinger Wasenstraße.

chen Museumsinhalte reduzierte „Miniaturausgabe“ zur Beschlußfassung vorschlug, mußten sie schweren Herzens ihre weitere Mitarbeit zur Disposition stellen, falls dieser Sparvorschlag der Verwaltung tatsächlich angenommen würde.

Soweit kam es allerdings nicht. Bei einer Besichtigung an Ort und Stelle konnten sich die Stadtväter von den bisherigen Investitionen und den Leistungen der Mitglieder des Arbeitskreises überzeugen, und bei gegenseitiger Respektierung der Standpunkte und „hoher demokratischer Streitkultur“ suchte und fand man die heutige Lösung: Die Raumplanung wurde aus Kostengründen auf das Gebäude Wasenstraße beschränkt, dem die historische Dampfmaschine in einem Pavillon vorgelagert ist. Die Verringerung der räumlichen und inhaltlichen Konzeption auf ca. 730 m<sup>2</sup> Ausstellungsfläche erscheint nach gründlicher Prüfung durch alle Beteiligten als „noch ausreichend“, so daß der Gemeinderat dem Vorschlag im Februar 1994 mit großer Mehrheit seine Zustimmung erteilte.

Damit hatte das Museum „Menschen, Maschen und Maschinen“ endlich klare Perspektiven. Ein frischer Luftzug kam nunmehr in die Arbeit der Architekten, des Bauamts, der Handwerker und nicht zuletzt des Arbeitskreises, die sich nun gemeinsam daran machten, ein altes, verfallenes Fabrikgebäude in ein funktionsfähiges Museum zu verwandeln. Was den Arbeitskreis anbelangt, so kann er auf 14 000 Arbeitsstunden zurückblicken; Abbruch-, Maurer- und Gipserarbeiten, Zimmermanns-, Schreiner- und Malertätigkeiten, von der Gebäudereinigung ganz zu schweigen, liegen hinter den 15 Männern; mittlerweile laufen auch die Maschinen, sorgsam und sachkundig restauriert von den ehemaligen Mechanikern, Technikern und Strickmeistern; die Vitrinen mit wertvollen Exponaten sind aufgestellt, der Besucher darf nun kommen.

Schon von weitem lockt ihn die historische Dampfmaschine, die ehemalige Kraftzentrale einer mechanischen Tailfinger Trikotwarenfabrik der 40er Jahre. Sie setzt sich auf Knopfdruck dank der intensiven Restaurierungsarbeit eines Arbeitskreis-Mitglieds in Bewegung. Der Museumsgast wird sich nunmehr in der Eingangshalle informieren, welchem Museumsteil er seine Aufmerksamkeit widmen möchte. Entscheidet er sich für die chronologische Betrachtung der Industriegeschichte unserer Region, so wird er seinen Rundgang im Dachgeschoß beginnen. Bereits hier wird ein wichtiges Inhaltsprinzip des Maschenmuseums klar verwirklicht: dies ist nicht in erster Linie ein Technik-Museum.

Im Mittelpunkt aller Betrachtungen stehen nicht nur die technische und wirtschaftliche Entwicklung, sondern der Mensch in seinem sozialen Umfeld, seine Lebens- und Arbeitsweisen, seine Einstellung zu Leistung und Erfolg, seine Freuden und seine Nöte. Im Dachge-

schoß wird der Museumsbesucher in die „bäuerliche Produktion“ eingeführt, also z. B. in Flachsgewinnung und -verarbeitung als notwendiger Grundlage für die Existenzsicherung unserer Vorfahren; der Gast wird zur Werkstatt eines Leinwebers geleitet, und dessen mühevoll Tätigkeit wird ihm an einem alten Webstuhl vorgeführt. Dann betrachtet er den Handkullierstuhl, das einstige Arbeitsgerät des Strumpf-„Webers“, mit dem erste vorindustrielle Strukturen in unsere Region kamen und mit dessen Hilfe ein erster relativer Wohlstand geschaffen werden konnte.

Über Frauenarbeit, Zunft-, Hausier- und Verlagswesen kann sich der Besucher ein Bild machen anhand überlieferter Geräte und Produkte... Der Ausstellungsbereich „Industrialisierung“ im ersten Obergeschoß begrüßt den Besucher zunächst mit den Porträt-Silhouetten von Gründerpersönlichkeiten sowie Industrietableaus. Sodann betritt er, vorbei an Fabrikordnung, Stechuhr und Stempelkasten den Fabrikationsraum mit fachgerecht wieder in Gang gesetzten Spul-, Wirk- und Strickmaschinen, die Maschenstoffe produzieren. Wissenswertes über Textilveredelung und Zuschneiderei ist anschaulich dargestellt, ein Konfektionstisch mit zehn verschiedenen Näh-

maschinen läßt die gedrängte Sitzordnung der Näherinnen im Nähsaal der 30er Jahre erkennen, und man erfährt auch: hier wurde einstens nicht nur gearbeitet – im ganzen Nähsaal erklangen z. T. mehrstimmig Volkslieder... Die Inszenierung eines Kontors mit einschlägigen Möbeln, Maschinen und Hilfsmitteln sowie die Darstellung des Arbeitsraumes einer Heimarbeiterin faszinieren ebenso wie Hinweise auf die NS-Zeit, auf Arbeitsschutz und Unfallverhütung. Schaufenster mit historischen Kollektionen und Musterteilen schließen den Bereich „Industrialisierung“ ab.

Wieder im Erdgeschoß angelangt, kann der Museumsgast modernste Technik in Form einer computergesteuerten Rundstrickmaschine und eines Nähautomaten mit Hängefördersystem bewundern. Die meisten Maschinen, auch die allerältesten, wurden von den Fachleuten unter den Mitgliedern des Arbeitskreises wieder instand gesetzt und werden von diesen bei bestimmten Veranstaltungen betrieben. Wo auf Grund des eingeschränkten Raumangebots gewisse Produktionsstufen nicht oder nur andeutungsweise gezeigt werden können, werden diese durch Text- und Bildtafeln veranschaulicht. In einem speziell für diese Zwecke eingerichteten Medienraum können Video- und

Tonbildschauen über Produktions- und Arbeitsweisen der 30er Jahre betrachtet werden. Die wichtigsten Maschinen der Textilveredelung sind in einem begehbaren Depot aufgestellt und warten auf ihre Instandsetzung.

Beim Durchgang durch das Museum wird jedem aufmerksamen Betrachter deutlich, daß sich hier niemand – wie von manchen befürchtet – mit einem „aufwendigen Geschichtspalast“ ein Denkmal setzen wollte. Einfachheit der Mittel und Klarheit der Konzeption sowie Standort und Gebäude lassen erkennen, daß hier vor allem anderen die Lebenswirklichkeit unserer persönlichen Vorfahren greifbar und begreifbar werden soll. Nicht wenige ältere Mitbürger werden sich beim Museumsrundgang wiederentdecken, sie werden vertraute Geräte und Situationen wiederfinden, die sie längst vergessen glaubten. Dieses Museum ist – so gesehen – auch ein Lernort zur Selbstfindung. Darüber hinaus aber werden hier viele Gemeinsamkeiten vieler Bürger aller Stadtteile und vieler benachbarter Gemeinden wiederbelebt. Und gerade deshalb halten die Befürworter Albstadts Textilmuseum „Menschen, Maschen und Maschinen“ für notwendig: es schafft Identität mit der Stadt und der Region, in der wir leben.

## Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb

Von Jürgen Scheff/Albstadt – 1. Folge

Durchstöbert man neuere Fachliteratur bezüglich archäologischer Forschungen in Höhlen der Schwäbischen Alb, so findet man zahlreiche Publikationen über die „klassischen“ Fundstellen des Brenz- und Lonetales, des Rosensteins, der Blaubeurener Alb, des Laucherttales bei Veringenstadt, des oberen Donautales sowie des Brudertales bei Engen im Hegau. Daß die archäologisch bearbeiteten Höhlen der Südwestalb im Bereich des heutigen Zollernalbkreises in der Regel von den Autoren dieser Publikationen ignoriert werden, hat mehrere Gründe. Einerseits handelt es sich durchweg um „Altgrabungen“ des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts mit allen Unzulänglichkeiten der damals üblichen Dokumentation, andererseits ist ein nicht unbedeutender Teil des Fundgutes durch Kriegseinwirkung verloren gegangen.

Ein erheblicher Teil des Fundgutes verschiedener Grabungen sowie der Grabungsberichte ist jedoch bisher nie veröffentlicht worden und schlummert noch in verschiedenen Magazinen und Archiven. Es ist nicht beabsichtigt, im folgenden eine wissenschaftliche Aufarbeitung dieser unpublizierten Bestände vorzulegen, denn dazu wäre eine umfangreiche interdisziplinäre wissenschaftliche Zusammenarbeit unumgänglich. Vielmehr soll versucht werden, einen ersten Überblick über die wichtigsten Fundstellen im Zollernalbkreis und ihren Forschungsstand zu geben.

### Forschungsgeschichte

Archäologische Forschungen in den zahlreichen Höhlen der Schwäbischen Alb stehen seit der Mitte des letzten Jahrhunderts im Blickpunkt der Urgeschichtswissenschaft. Da sich in Höhlen als Sedimentfallen alte Ablagerungen viel besser erhalten haben als im Freiland, konzentrierten sich Ausgrabungen seit jeher auf diese Fundstellen.

Der Beginn der wissenschaftlichen Urgeschichtsforschung auf der Schwäbischen Alb ist eng mit dem Namen OSKAR FRAAS (1824 bis 1897) verbunden. FRAAS, von 1850 bis 1854 als Pfarrer in Laufen a. d. Eyach tätig, machte sich als Geologe einen Namen und wurde als Konservator an das Naturalienkabinett in Stuttgart berufen. 1862 führte er im Hohlstein im Lonetal die erste uns bekannte systematische Ausgrabung durch. OSKAR FRAAS kommt das Verdienst zu, bei seinen Grabungen an der Schussenquelle 1866 als erster nachgewiesen zu haben, daß Menschen zeitgleich mit ausgestorbenen eiszeitlichen

Tieren lebten. 1881 untersuchte FRAAS auch das Muetesloch (= Heilenbergschacht) bei Stetten u. Holstein.

Eine Intensivierung erfuhr die archäologische Forschung in Höhlen durch ROBERT RUDOLF SCHMIDT (1882 bis 1950), den Begründer des Urgeschichtlichen Instituts an der Universität Tübingen. Er übertrug das in Frankreich erarbeitete Modell der zeitlichen Abfolge steinzeitlicher Kulturen auf Südwestdeutschland. Zudem grub er in zahlreichen Höhlen der Schwäbischen Alb, so z. B. im Sirgenstein und in den Ofnet-Höhlen. 1909 untersuchte er im Rahmen seiner Dissertation auch die Doppelgrotte bei Straßberg, den Großen Hohlen Felsen und vermutlich die Heidensteinhöhle bei Ebingen sowie den Hohlen Felsen bei Bitz. Angeregt wurde er hierzu offenbar durch den Geologen und Paläontologen ERNST KOKEN, der bereits 1905 eine Sondierung in den Kühstelhöhlen bei Winterlingen vorgenommen hatte.

Wenig wissenschaftliche Erkenntnisse, dafür aber umso mehr bedauerliche Zerstörungen hinterließen die zahlreichen Raubgrabungen vorgeschichtlich interessierter Laien. In diesem Zusammenhang sei nur der Landwirt JOHANNES DORN (1853 bis 1925) vom Weiler Haid bei Trochtelfingen erwähnt, der seinen Spaten auch im Muetesloch und in der Ungerhaldenhöhle bei Stetten u. Holstein sowie in der Sommerkirchhöhle bei Melchingen ansetzte. Die Funde sind verschollen, seine Grabungsdokumentation existiert nicht.

Als genialer Amateur ist Oberpostlat a. D. EDUARD PETERS (1869 bis 1948) zu nennen, der ab 1927 in Südwestdeutschland tätig war. Unter seiner Leitung wurden u. a. der Petersfels bei Engen sowie die Höhlen bei Veringen-

stadt untersucht, wobei er erstmals die Methode des Schlämmens von Sedimenten anwandte, was zu einem enormen Anstieg des Fundmaterials führte. Auch im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises ist seine Tätigkeit im Großen Hohlen Felsen bei Ebingen, in der Holsteinhöhle bei Stetten sowie in der Sommerkirchhöhle bei Melchingen nachzuweisen.

In Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege führten die Leiter des Heimatmuseums Ebingen, Hauptlehrer PAUL EITH (1891 bis 1968) und Oberlehrer HEINRICH BREEG (1883 bis 1944), in den zwanziger und dreißiger Jahren zahlreiche Probegrabungen in Höhlen der Ebinger Alb durch, deren wissenschaftliche Publikation noch aussteht. Die letzte wissenschaftlich fundierte Ausgrabung fand im August 1939 unter der Leitung von ADOLF RIETH (1902 bis 1984) in der Bernlochhöhle bei Truchtelfingen statt, mußte jedoch wegen des Beginns des 2. Weltkrieges abgebrochen werden. Die Bearbeitung des Fundmaterials steht noch aus.

Hier nun die Beschreibungen der Fundstellen:

### 1. Heidensteinhöhle

(Heidenfels, Heidenhöhle, Heidenloch, Höhle an der Martinshalde, Haldensteinhöhle, Hartensteinhöhle, Bartensteinhöhle, Ebinger Höhle)

Albstadt-Ebingen  
Höhlenkataster-Nr. 7720/06  
Lage: 1,4 km nordnordwestlich  
der Martinskirche Ebingen, 925 m NN

Die 33 Meter lange Heidensteinhöhle ist mit einer Gangbreite von acht bis zehn Metern eine der großräumigsten Karsthöhlenformen der Ebinger Alb. Aufgrund der starken Klüftung sowie der geringen Überdeckung ist die Höhle sehr feucht; wegen des vom Eingang abfallenden Gangverlaufs gehört sie zum „Eiskellertyp“. Im Winter ist der Boden teilweise von wunderschönen Eis-„Bodentropfsteinen“ übersät. Aus dem Jahr 1817 existiert von dem

amerikanischen Maler JOHANN LUDWIG KRIMMEL (1786 bis 1821) eine naturgetreue Zeichnung des Höhleneingangs; er fertigte sie bei einem Besuch seiner Geburtsstadt Ebingen im gleichen Jahr. Deutlich ist erkennbar, daß damals das Portal nahezu vollständig durch Steinsetzung verbaut war, was auf eine Nutzung der Höhle durch den Menschen im Mittelalter und/oder in der frühen Neuzeit hindeutet. Der Eingangsbereich sowie der geräumige Höhlenvorplatz wurde offenbar durch Bohnerzgräber kurz nach 1817 stark verändert.

Beim Abbau von Bohnerzen auf dem Ochsenberg wurden bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts fossile Zähne aufgesammelt. Neben einer jungtertiären Tierwelt des Obermiozäns, u. a. mit Menschenaffe *Dryopithecus*, Steppenpferd *Hipparion* sowie einem elefantenähnlichen Mastodon wurden auch eiszeitliche Funde von Mammut und Pferd geborgen. Die Angaben ACHENBACHS (1859) ließen bereits vermuten, daß es sich bei der Fundstelle um die Heidensteinhöhle handeln könnte, in deren Umgebung nachweislich Bohnerz gefördert wurde. Diese Vermutung wird gestützt durch zwei Funde von Zahnresten tertiärer Nashörner im Vorhöhlenbereich in den Jahren 1926 und 1991. Sedimentanalysen, die 1987/89 durch HARALD BORGER, Universität Köln, sowie 1991 durch MATTHIAS FRANZ vom Geologischen Institut Freiburg durchgeführt wurden, erbrachten den Nachweis, daß es sich bei der Heidensteinhöhle um den Rest einer ehemals sehr großräumigen, im Tertiär entstandenen Höhle handelt, die bereits im Obermiozän zusehendermaßen verengt wurde. Auch die bereits genannten Tierarten der jungeszeitlichen Fauna lassen sich anhand von Funden des 20. Jahrhunderts nachweisen, so daß die Identität der „Bohnerzfundstelle“ mit der Heidensteinhöhle als gesichert gelten darf.

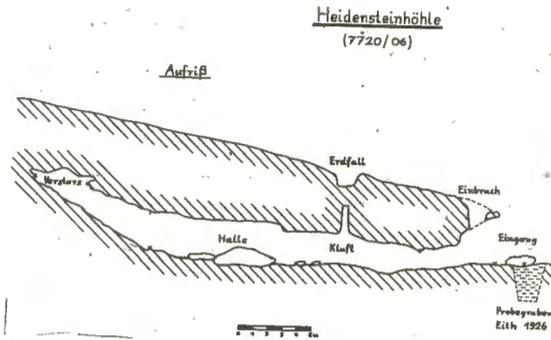
Um 1900 gruben der damals erst etwa zehnjährige PAUL EITH sowie sein Freund HERMANN BRÄNDLE aus Ebingen, beide begeisterte RULAMAN-Fans, in der Höhle. Ihre Funde, ein Hirschgeweihfragment sowie mittelalterliche Scherben, waren mit das erste Inventar des 1926 von EITH gegründeten Heimatmuseums Ebingen. Bei ihrer Grabung gelang ihnen ein ganz besonderes, wenn auch unbeabsichtigtes „Bubenstück“. Nachdem ihnen eine Zeitschrift mit einem nordischen Runenalphabet in der Schule (nicht ganz zufällig) in die Hände gefallen war, kamen sie auf den Gedanken, ihre Vornamen in Runenschrift in Holzstäbchen zu schnitzen und dieselben in der Heidensteinhöhle zu vergraben. Die Buchstäben wurden zuvor über dem Lagerfeuer angekohlt, um ihnen ein möglichst alttümliches Aussehen zu geben.

Im Herbst 1907 ließ der Verschönerungsverein Ebingen unter seinem damaligen Vorstand, Oberförster SCHLEICHER, die geräumige, aber im Eingangsbereich niedrige Heidensteinhöhle auf dem Raidenberg ausgraben, um sie besser begehbar zu machen. Dabei wurden spätmittelalterliche Scherben sowie ein nicht näher bestimmter Knochen gefunden. Da Oberförster SCHLEICHER mit dem damaligen Landeskonservator PETER GOESSLER befreundet war, fiel es ihm nicht schwer, eine Erlaubnis für weitere Sondierungen zu bekommen. Forstwart WINTTERLE, Ebingen, begann im Juli 1908 mit der Grabung in der Höhle, die vom Ebinger Schuhfabrikanten KELLER finanziell unterstützt wurde.

In einer Tiefe von ca. 25 bis 30 Zentimetern wurden zahlreiche spätmittelalterliche Scherben gefunden. Wegen der Größe der Höhle wurden aus finanziellen Gründen nur einige Probelöcher in größere Tiefe abgeteuft, doch blieb die Ausbeute zunächst mager. Auf der rechten Seite der Höhle, dicht hinter dem Höhlentor, stieß WINTTERLE in 50 Zentimeter Tiefe unter einem größeren Felsblock auf die

## In loser Folge

– beginnend in dieser Ausgabe – berichtet Jürgen Scheff (Albstadt) über höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb. Nach und nach werden 12 Höhlen vorgestellt; ab Folge 2 in eher kürzeren Kapiteln.

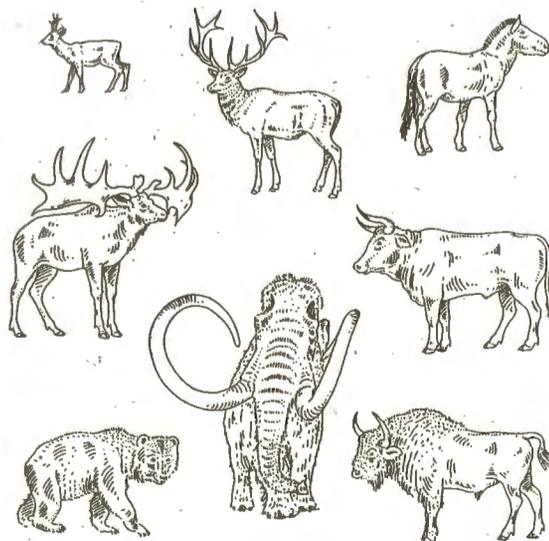


Die Heidensteinhöhle (Aufriß).

Reste eines eiszeitlichen Riesenhirsches. Am 27. Juli übernahm WILHELM OTTO DIETRICH vom Königlichen Naturalienkabinett in Stuttgart die weitere Bergung dieses Tieres. Vereinzelt fanden sich noch Reste von nacheiszeitlichen Lebewesen wie Röhirsch, Schwein, Reh und Hase, aber keinerlei Gegenstände des ur- oder vorgeschichtlichen Menschen. Daß das Königlich Württembergische Landeskonservatorium von der Arbeit WINTTERLES sehr angetan war, belegt ein Brief vom 24. September 1908: „Hiermit beehrt sich die Direktion, dem Kameralamt Balingen 10 M - 10 Mark - zu übersenden mit der Bitte, dieselben dem Forstwart Winterle (beim K. Forstamt Ebingen) ausbezahlen zu wollen als Belohnung für sachgemäße Grabung in der Heidenhöhle bei Ebingen. Das K. Forstamt Ebingen ist von uns in Kenntnis gesetzt, daß es bei der Forstdirektion die Ermächtigung zur Annahme dieses Geschenks durch den Forstwart einholt.“

Eine Untersuchung des Höhlenvorplatzes auf mögliche Artefakte des Eiszeitmenschen durch ROBERT RUDOLF SCHMIDT war für das Jahr 1909 vorgesehen. Da keinerlei Akten hierüber existieren, ist nicht sicher, ob sie durchgeführt wurde oder ob eine Publikation der Grabung wegen des Fehlens von Funden unterblieb. Nach Notizen im Taschenkalender des Jahres 1909 von Forstwart WINTTERLE (Brief vom 2. September 1929, Archiv Museum Ebingen) wurden die Höhlen „auf Markung Ebingen & Umgebung unter Leitung von Dr. Schmidt, Mineral.-Geolog. in Tübingen“ ausgegraben.

Die von EITH und BRÄNDLE um 1900 vergraben „Runenstäbe“ sollten jedoch noch



Reh, Edelhirsch, Wildpferd, Riesenhirsch, Ur-Höhlenbär, Mammut, Bison.

ein „wissenschaftliches“ Nachspiel haben, denn bei seinen Ausgrabungen stieß Forstwart WINTTERLE in einem der Probelöcher prompt auf jene ominösen Objekte. Die Tatsache, daß auch eiszeitliche Funde gemacht wurden, führte zu ungeahnten Spekulationen über das Alter dieser Objekte und zu Dissonanzen zwischen namhaften Wissenschaftlern. Der Runenexperte Professor GRIENBERGER aus Czernowitz versuchte, sich die exklusiven Veröffentlichungsrechte über diesen Fund zu sichern. Das Naturalienkabinett bestimmte das Material als Rotbuchenholz, was ein eiszeitliches Alter ausschloß. Landeskonservator GOESSLER hielt die Runen für eine „Spielerei“, die kaum älter als 200 Jahre sei. Oberförster SCHLEICHER war anderer Meinung (Brief vom 23. September 1908): „Die Annahme einer Spielerei erscheint mir sehr wenig wahrscheinlich. Bei dem jetzigen Kulturzustand von Ebingen erschiene eine solche Spielerei ganz ausgeschlossen und früher wird der Bildungsstand in hiesiger Gegend bei der Armut der damaligen Verhältnisse, unter denen die Menschen auf den Ertrag der kümmerlichen Landwirtschaft angewiesen waren, jedenfalls noch tiefer gewesen sein.“ Der Disput, speziell zwischen GOESSLER und GRIENBERGER, zog sich über ein Jahr weiter hin, bis die beiden Buben ihrem Lehrer KOLHAS im September 1909 gestanden, die Urheber dieses Verwirrspiels zu sein.

Mit Billigung des Landesamtes für Denkmalpflege unternahm PAUL EITH im Juli sowie am 7. September 1925 kleinere Sondierungsgrabungen an der großen Deckenversturzungplatte unmittelbar unter der Traufkante bzw. dem Deckenloch. Die beiden Profilskizzen (Akten LDA; Stadtarchiv Albstadt: Nachlaß Pfarrer PFEFFER) belegen eine tiefgreifende Störung der Sedimente bis in über einem Meter Tiefe, wobei die Ursache hierfür wohl bei der Bohnerzgräberei des 19. Jhdts. zu suchen sein dürfte.

Am 25. und 26. Mai 1926 legte PAUL EITH im Anschluß an die Grabung des Vorjahres einen 1,5 Meter breiten und bis zu 2,6 Meter tiefen Profilgraben quer durch den Höhlenvorplatz. In geringer Tiefe fand er eine Feuerstelle mit spätmittelalterlichen Scherben sowie einem abgesägten Hirschgeweihzapfen. Grabungsberichte und -skizzen befinden sich im Landesdenkmalamt bzw. im Museum Ebingen. Mangels weiterer Funde ist die Datierung der einzelnen Sedimentschichten durch EITH wissenschaftlich nicht mehr haltbar, zumal der in der Literatur häufig erwähnte Zahn eines angeblich eiszeitlichen Fallnashorns aus tieferen Schichten von einem tertiären Nashorn stammt (nach THOMAS RATHGEBER, Staatliches Museum für Naturkunde in Stuttgart).

Schluß des 1. Teils Heidensteinhöhle in der nächsten Ausgabe.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Susanne Goebel / Wilhelm Conzelmann  
Maschenmuseum, Wasenstraße 10  
72461 Albstadt-Tailfingen

Jürgen Scheff, Im Raidental 66-  
72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb

Schluß 1. Folge mit „Heidensteinhöhle“ und 2. Folge / Von Jürgen Scheff, Albstadt

Nachdem ein Großteil der Funde aus der Heidensteinhöhle einem Bombenangriff im Jahre 1944 zum Opfer fiel, begann ERNST LOUIS BECK, der den Wiederaufbau des zerstörten Heimatmuseums Ebingen leitete, 1948 mit einer erneuten Grabung an der Höhle, deren Weiterführung jedoch sofort nach Bekanntwerden vom Württ. Landesamt für Denkmalpflege untersagt wurde: „Ihr Plan zur Eröffnung des Museums neue Funde zu zeigen, ist an sich verständlich, besonders, wenn man an die Verluste denkt, die die Sammlung erlitten hat. Ich bitte Sie aber, in keinem Falle eine Grabung in der Heidensteiner Höhle zu forcieren, da dazu doch eine gewisse Erfahrung gehört. Höhlengrabungen sind grabungstechnisch das schwierigste, was ein Fachmann unternehmen kann und erfordert besondere Vorbereitungen. Ich bitte Sie, diese meine Stellungnahme zu verstehen. Wir haben so wenig unberührte Höhlen, daß gerade in diesem Falle mit besonderer Vorsicht vorgegangen werden muß. Bei technisch ungenügend vorbereiteten Grabungen ist sehr schnell etwas zerstört.“ (Brief von Landeskonservator ADOLF RIETH vom 5. Oktober 1948.

Eine wissenschaftliche Dokumentation dieser Ausgrabung existiert ebensowenig wie die einer weiteren durch Dachdeckermeister STRAUB, Ebingen, von der nicht einmal das Datum bekannt ist. Dies ist umso bedauerlicher, als beide Grabungen eine jungeszeitliche Fauna mit Mammut, Pferd und einem Urrind zutage förderten. Beide Fundkomplexe sind teilweise vermischt und nicht immer zu trennen. Aus neuerer Zeit sind nur noch wenige, mehr zufällige Fundauflesungen zu nennen. 1954 fanden Schüler der Schloßbergschule Ebingen einige spätmittelalterliche Scherben, ebenso am 24. März H. U. SPÄTH, Ebingen. ACHIM LEHMKUHL vom Naturkundemuseum Stuttgart fand um 1983 das Bruchstück einer Elle des eiszeitlichen Höhlenbären, der bisher in der Höhle nicht nachgewiesen war. Bei der Anlage eines Holzabfuhrweges im Vordere Bereich der Höhle wurden 1991 mächtige Sinterschichten sowie kaolinhaltige tertiäre Rotlehme durchschnitten. UWE SCHWERER, Ebingen, konnte am Aufschluß ein Zahnfragment bergen, das vermutlich einem tertiären Nashorn zuzuordnen ist.

Abschließend seien noch einige zweifelhafte Funde genannt. JOHANNES BINDER, Ebingen, schildert in seinem „Geognostischen Führer“ die Abfolge der Sedimentschichten, wie sie bei der Grabung durch WINTERLE 1908 zutage traten. Als unterste Lage nennt er „Molassesande“. Hier kamen auch „Molassebankstücke zum Vorschein, selbst ein Stück, in welchem ein Austernrest eingebacken war. Darauf lag eine Bohnerzbreccie mit Manganitknollen

darin und erst darüber ein echter Höhlenlehm, der dem Pliocän zuzuschreiben ist. Auf diesem Höhlenlehm lagen die gefundenen Diluvialriesenhirschüberreste usw.“ (BINDER 1910, S. 260). Sollte der Hinweis auf den Austernrest zutreffend sein, so wäre dies ein Indiz für einen Vorstoß des miozänen Molassemeeres weit über die Klifflinie auf der Kuppenalb, wie er bisher geologisch nicht nachgewiesen ist. Ähnliche „Molasseeinlagerungen“ nennt BINDER auch vom Hohlen Felsen bei Bitz.

Ebenfalls unsicher ist der Hinweis auf zwei feine Silexmesserchen durch GUSTAV RIEK (1935, S. 8), die sich nach seinen Angaben in der Urgeschichtlichen Sammlung in Tübingen befinden sollen. Nach ADOLF RIETH (1938, S. 213) müßten sie in der Ebinger Sammlung liegen. Anhand der Inventarliste des Ebinger Heimatmuseums waren sie hier aber nie vorhanden; in Tübingen sind sie jedoch auch nicht nachzuweisen. Mit größter Wahrscheinlichkeit liegt eine Verwechslung RIEKs mit einem anderen Fundort vor. In den Fundberichten aus Schwaben 6, 1898, S. 48, wird der Fund einer römischen Münze aus der Heidenhöhle bei

Tailfingen genannt. Eine Heidenhöhle ist jedoch auf Tailfinger Markung nicht bekannt, so daß es sich möglicherweise um die Heidensteinhöhle, die 1907/08 stets Heidenhöhle genannt wird, handeln könnte.

### Schrifttum:

Akten des Museums Ebingen.  
Akten des Stadtarchivs Albstadt, Nachlaß Pfarrer Pfeffer Achenbach 1859, S. 107, 111  
Binder 1910, S. 182, 232, 255, 260, 357, 359, 361, 363, 365-367, 432  
Borger 1990  
Branco 1898  
Breeg 1939 a, S. 35  
Breeg 1939 b  
Dehm 1935, S. 14  
Dehm 1961, S. 42, 49  
Der Alb-Bote, 22. Juli 1908  
Dietrich 1909  
Eith 1926  
Eith 1955, S. 57  
FBS 6, 1898, S. 48  
FBSNF 3, 1926, S. 7  
Rathgeber 1987, S. 30, 31  
Riek 1935, S. 8  
Rieth 1938 b, S. 26, 213  
Scheff 1986, S. 12-14  
Scheff 1987, S. 9, 14-26, 24, 27, 30, 31, 69  
Scheff 1991, S. 81, 85  
Stettner 1979, S. 222, 227

## 2. Großer Hohler Fels

(Großer Hohlefels, Finsterstein, Höllstein)  
Albstadt-Ebingen  
Höhlenkataster - Nr. 7820/03

### Lage:

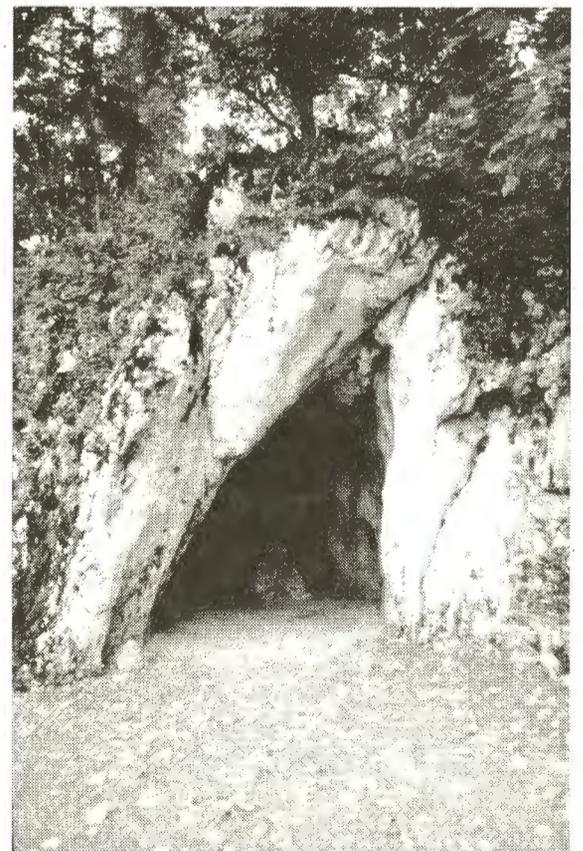
4 km südwestlich der Martinskirche Ebingen im Truppenübungsplatz „Großer Heuberg“, 870 m NN.

Der Große Hohle Fels liegt inmitten einer kleinen Parkanlage im Truppenübungsplatz „Großer Heuberg“. In der Höhle wurde von der Standortskommandantur vor wenigen Jahren eine Kapelle zu Ehren der heiligen Barbara eingerichtet, der Schutzpatronin der Bergleute und Artilleristen.

Eine Grabung durch ROBERT RUDOLF SCHMIDT, Geologisches Institut der Universität Tübingen, im Juni 1909 ist durch Notizen im Taschenkalender des damaligen Forstwarts WINTERLE aus Ebingen belegt. Funde wurden offenbar nicht gemacht.

Von einer Probegrabung am 25. Juni 1924 durch GEORG KRAFT und RUDOLF STAMPFUSS existiert ein kurzer Grabungsbericht:

„Der Große Hohlefels ist eine mittelgroße Höhle von ca. 4 m Breite und 3 m Höhe an der Öffnung und erstreckt sich ca. 15 m weit in den



Fels. Öffnung nach Osten in ein Trockental, ungefähr 1–2 m über der Talsohle.

Angelegt wurde ein Schnitt in der Längsachse der Höhle von etwa 2 m Länge, beginnend im Höhleninnern bis etwas vor den jetzigen Höhleneingang. Hier war die Grabung durch viele herabgestürzte Felstrümmer von zum Teil großen Ausmaßen erschwert; diese Steine lagen in schwarzem Humus und zeigten alle Verwitterungserscheinungen des umliegenden, anstehenden Felsens.

Demnach ist nach der Eiszeit die obere Umrahmung des Höhleneingangs in der Tiefe von ungefähr 1 m abgebrochen, während die Seitenpfeiler noch stehen. Im Innern der Höhle war das Profil etwa: 25 cm Humus, 30 cm graugelber Schicht, 30 cm oben weiß (Lette?), dann reingelber Höhlenlehm, Fels.

Weiter nach vorn senkte sich der Felsboden und damit die reingelbe Schicht, die hier keine weiße Einlagerung mehr aufwies. Zur Wegräumung des abgestürzten Höhleneingangs reichte die Zeit nicht. Diese Schwelle muß noch untersucht werden. "Funde werden nicht erwähnt.

Im „Neuen Albboten“ vom 30. Januar 1932 berichtet PAUL EITH, Leiter des Heimatmuseums Ebingen, von einer selber durchgeführten, aber offenbar erfolglosen Grabung im Großen Hohlen Felsen im Jahr 1928; nähere Informationen existieren nicht.

Die letzte Untersuchung wurde durch Oberpostarat a. D. EDUARD PETERS angeregt. Aus seinen Grabungsberichten von 1946 ist folgender Notiz entnommen (S. 12):

„Gelegentlich meiner Grabungen in der Falkensteinhöhle 1933 habe ich es ermöglichen können, den Heuberg, auf dem von der Partei ein KZ-Lager vor allem für Juden eingerichtet worden war, flüchtig abzusuchen. Ich fand zwei beachtenswerte Höhlen, den Großen und den Kleinen Hohlefels. Einige Tage später hat mein Mitarbeiter Dr. TOEPFER mit einem Arbeitgeber unter Benutzung eines Motorrades versucht, eine Probegrabung im Großen Hohlefels durchzuführen. Der Versuch mißlang, die Expedition wurde von Parteileuten verjagt. Eine Anzahl bronzzeitlicher Scherben erwies das Vorhandensein von Kulturresten. Die gründliche Untersuchung dieser Höhlen ist erforderlich.“

Die Scherben sind verschollen; eine genauere zeitliche Eingrenzung ist somit nicht mehr möglich.

Anlässlich einer Geländebegehung im Truppenübungsplatz am 4. November 1990 fand ACHIM LEHMKUHL, Naturkundemuseum Stuttgart, in einer Felsspalte im Großen Hohlen Felsen eine verzierte Scherbe eines größeren mittelalterlichen Gefäßes.

Schrifttum:  
Akten des Museums Ebingen.  
EITH 1932.  
PETERS 1946, S. 12.

Wird in loser Folge  
fortgesetzt.

## Zum „Balinger Häs“

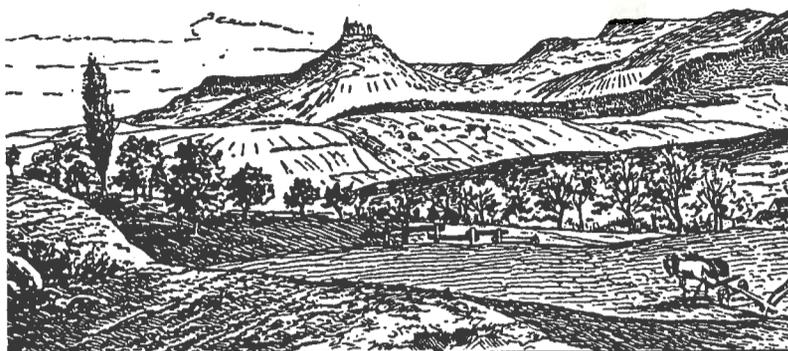
In einem Schreiben an den Balinger Apotheker Widmann bedankt sich Manfred Stingel namens der VOLKSTANZGRUPPE FROMMERN für die Wiedergabe einer Balinger Tracht in seinem Kalender – nochmals wiedergegeben in der vorigen Ausgabe der HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTER. In dem Brief heißt es: „Wir freuen uns darüber sehr, denn wir haben exakt nach diesem Bild und nach der Beschreibung 1985 begonnen, dieses ‚Balinger Häs‘ von 1790 nachzunähen... Unsere Frauen und Mädchen haben fleißig genäht und heute haben wir über 40 Frauen im Balinger Sonntagshäs von 1790... Was halten Sie davon, die Balinger Männer auch vorzustellen? Die Gebrüder Heideloff haben uns ein Balinger Männerhäs von 1842 überliefert...“

Gebiet von

Dreifürstenstein.

Zellern.

Zeller Horn.



Seine Heimat lobt ein jeder;  
Wär es anders, wärs nicht recht;  
Dich auch, Eyachstädtchen, preiset  
Unser Balinger Geschlecht.

Ja das Herze schlägt mir höher,  
Schau ich deiner Berge Kranz.  
Eine fels- und waldgeschmückte,  
Hochgetürmte Riesenschanz'.

Nordwärts winkt zuerst der Zollern  
Schloß in hellem Sonnenglanz,  
Steter Prediger von dem Ruhme,  
Meines deutschen Vaterlands.

## Heimatliebe vor 100 Jahren

Einmal etwas ganz anderes können wir heute hier den Freunden unserer Heimat bieten; ein Panoramabild der Balinger Berge mit einem langen Gedicht. Das Ganze ist hundert Jahre alt.

Zunächst zum Verfasser des Gedichts, Stadtpfarrer Schüz. Er war Stadtpfarrer in Balingen von 1890 bis 1899, der Vorgänger von Stadtpfarrer Mezger. Er scheint ein großer Heimatfreund gewesen zu sein, sein Gedicht mit 36 Versen (von denen wir leider nur 22 wiedergeben können) läßt das erkennen.

Der Zeichner des Panoramabildes war der Lehrer und spätere Leiter der Balinger Volksschule, Gottlieb Friedrich Link. Er wurde 1858 in Bleichstetten bei Urach geboren, kam als Junglehrer hierher, heiratete 1881 eine Frommnerin, war lange Zeit Dirigent des Sängerbundes und des evangelischen Kirchenchores und starb 1919.

Das Bild muß vor 1899 gezeichnet worden sein, denn noch fehlt der Turm der katholischen Kirche, die 1899 eingeweiht wurde.

Eugen Gröner

Durch den Sattel dann hinüber,  
Wander' ich zum Zeller Horn,  
Laß' die trunkenen Blicke schweifen  
In das Land voll Most und Korn.

Weiter streif ich durch die Haiden,  
Längshin an der Berge Trauf,  
Klettere zu des Hundsrück scharfem  
Grate durch Geröll hinauf.

Oben, wo die Grenze scheidet  
Württemberg und Zollerland,  
Nehm' ich überm steilen Hange  
Stauend meinen kühnen Stand.

Rechts und links in lachend Thalland  
Senkrecht fast das Auge blickt,  
Schaut dann vorn in grenzenlose  
Weite Ferne hin entzückt.

Aber weiter geht es abwärts,  
Aufwärts wieder klimm ich keck  
Zu des Burgfelds stein'gen Feldern,  
Zu des Böllat scharfem Eck.

Über schmalen Felsenrücken  
Zieh' ich zu der Schalksburg jetzt.  
Wo ein Zollernzweig verwegen  
Einst ein Felsenest gesetzt.

Tief hinunter zu der Eyach  
Steig' ich, laß' die Berge nun.  
Die das Thal im Kreis zu schließen  
Scheinen, zu der linken ruhn.

In dem Hintergrund den Tierberg  
(An der Matte leicht erkannt,  
Die des spitzen Berges Wälder  
Gürtet wie ein schmuckes Band).

Dann den Gräblesberg, der massig  
Senkrecht abstürzt, wild und kahl.  
Und des Winkels Felsenstirne,  
Breit landeinwärts, spitz zum Thal.

Wohl begreif' ich's, daß so manche,  
Die entzückt da oben steh'n,

„Hörnle“, dir die Palme reichen  
Ringsum unter allen Höh'n!

Auf dem weichen Rasen eile  
Ich dem Lochenstein nun zu,  
Neue Ziele locken immer,  
Lassen einem keine Ruh'!

Hier an dieser Wunderstelle  
Brachten vor zweitausend Jahr  
Unsere deutschen Heidenahnen  
Ihren Göttern Opfer dar.

Wer kann's denken? Wer auch mag es  
Ahnem, der da oben irrt,  
Wie viel künft'ge Erdperioden  
Unsere Lochen dauern wird?

Jetzt vorbei am Wenzelsteine  
Mit dem Ahorn in der Kluft.  
Mit dem Graben, Wall, den Felsen,  
Farbenprächtiger Blumen Duft.

Geht's zu Lochens größerem Bruder,  
Zu dem Schafberg hoch und breit,  
Wo mir des „gespalt'nen Felsen“  
Hölle neue Wunder beut.

Kühl empfängt mich's unten, wo die  
Riesenquader eingezwängt:  
Welches Erdereignis hat einst  
Diese Felsen wohl gesprengt?

Weiter nun zum „Hohen Felsen“,  
Seiner Bank auf Felsenwand,  
Unten rings gewaltige Wälder,  
Fern hinaus das weite Land.

Wieder abwärts tief und aufwärts  
Steig' ich zu dem letzten Stock,  
Zu des Plettenbergs massivem  
Breitgelegtem Riesenblock.

Wunderbar! was hab' ich alles  
Auf den vorigen Höh'n erblickt,  
Und doch steh' ich hier auf's neue  
Hingerissen, stumm entzückt.

# Balingens Berge.

Waldpfarrer Schütz in Balingen. Landschaftsbild nach Zeichnung von Schullehrer Link daselbst.

Humberück.

Sirtshberg.

Völat.

Schaltburg.

Tierberg.

Gräbleberg.



## Das Schicksal der Deutschen in Rußland

Vor, während und nach dem 2. Weltkrieg / Von Hannelore Sommerer

Die Deutschen in Rußland hatten vor und nach der Revolution von 1918 bis zum 2. Weltkrieg und die Zeit danach ein ganz besonders schweres Schicksal zu erdulden. Von einigen Menschen möchte ich berichten, die mir die tragischen Erlebnisse erzählten. Wohl keinen Nachfahren der ausgewanderten Deutschen ist es so schlimm ergangen wie den Deutschen in Rußland, so daß sie die Urheimat als einzige Rettung sehen.

Ab 1918 wurden die Deutschen enteignet und es wurden Kolchosen unter russischer Führung gebildet. Es folgten schwere Jahre, und 1928 fingen die Russen an, deutsche Familien aus den Dörfern zu verschleppen.

Dann bezichtigte man die Deutschen der Spionage; viele Männer verschwanden über Nacht und keiner weiß bis heute, wo sie geblieben sind. Das war in den Jahren 1936 bis 1938.

General von Mannstein berichtet in seinem Buch „Verlorene Siege“ über deutsche Dörfer bei Odessa, während seines Vormarsches auf die Krim 1941/42; in diesen Dörfern hätte man nur noch Greise, alte Frauen und Mütter mit ihren Kindern angetroffen.

Frau Lilly Bessey, eine Nichte von Frieda Belz aus Rosenfeld/Berdjankst schreibt dazu: „Bevor die deutschen Truppen bei uns einmarschierten, wurden sämtliche Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren weggetrieben und in Lager nach Sibirien gebracht. Auch von ihnen hat nur eine kleine Zahl überlebt. Als die deutsche Wehrmacht sich zurückziehen mußte, zogen alle Deutschen aus Rosenfeld/Berdjankst und den umliegenden Dörfern mit ihnen bis in den Warthegau/Posen. Pferde und Wagen wurden aus dem Kolchos genommen und jede Familie bekam ihr eigenes Gespann, bis zum Warthegau blieben alle zusammen.“

Im Januar 1945 gelang nur einem kleinen Teil unserer Leute die Flucht nach Westen. Die anderen kamen in russische Gefangenschaft und kamen nicht, wie von russischen Soldaten versprochen, in die „alte Heimat“, sondern nach Kasachstan. Ein Teil der Familien, denen die Flucht in den Westen gelang, ging nach Amerika.“

Warum die Menschen gleich nach Kriegsende versuchten nach Amerika zu kommen, hat folgenden Grund, wie mir Frau Elaine Meenwig, geb. Hummel, erzählte: „Stalin verlangte von den westlichen Siegermächten seine Menschen zurück, Zwangsarbeiter und Deutsche, die in Rußland geboren waren. Die Zwangsarbeiter wollten gern in ihre Heimat zurück, denn sie wußten noch nicht, was Stalin mit ihnen vorhatte. Aber die rußlanddeutschen Menschen ahnten was kommen würde, die Verschleppung nach Sibirien in die Trudarmeen.“

Trudarmee war Arbeitslager unter schlimmsten Bedingungen, und für die meisten kam es einem Todesurteil gleich; kleine Kinder und Alte haben es nicht überlebt, auch viele Männer und Frauen sind den Strapazen erlegen.

Frau Elaine Meenwig, geb. Hummel aus Kanada, besuchte letztes Jahr Verwandte in Villingen-Schwenningen; durch Zufall las sie die Namensliste der ausgewanderten Schwaben aus unserer Gegend nach Rußland, die im ZAK in den „Heimatkundlichen Blättern“ erschienen waren. So kam sie auch zu mir und wollte über die ausgewanderte Familie Hummel, Bäcker aus Frommern, etwas wissen.

Elaine Meenwig ist in Rosenfeld/Odessa geboren. Bei Odessa gab es zwei Rosenfeld – ein Ort war evangelisch und einer war katholisch. Alina Hummel, wie sie mit Geburtsnamen hieß, ist mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem Bruder 1944 mit der deutschen Wehrmacht bis in den Warthegau geflüchtet. Dort bekamen sie deutsche Pässe und der Bruder wurde als Soldat eingezogen. Im Januar 1945 flüchtete Frau Hummel mit ihren beiden Töchtern nach Westen und kam auf verschiedenen Wegen bis nach Oberndorf/Neckar, wo sie im Russenlager landeten. Frau Hummel gelang mit Hilfe eines Oberndorfer Bürgers die Flucht aus dem Lager, und sie konnten sich dann in Herrenberg (amerikanische Zone) verstecken, wo sie später auch ihren Sohn wiederbekam, aus der dänischen Gefangenschaft entlassen. 1951 sind Frau Hummel und ihre Kinder nach Kanada ausgewandert.

Wenn die mit der deutschen Armee geflohenen Rußlanddeutschen im Warthegau ankamen, stellte man ihnen deutsche Pässe aus, und viele junge Männer dienten in der deutschen Wehrmacht. Von einem besonders harten Schicksal erzählte mir Familie Dieterle. Es geht um Johannes Mayer, ein Verwandter von Zitta Dieterle. Der Vorfahre Andreas Dieterle ist von Rosenfeld/Wttb. nach Katharinenfeld/Kaukasus im Jahre 1817 ausgewandert. Johannes Mayer konnte 1932 aus der Sowjetunion fliehen und gelangte über Persien nach Deutschland. Er diente beim Militär und wurde im 2. Weltkrieg als Soldat bei der deutschen Wehrmacht eingezogen. Am 11. Mai 1945 wurde er als Gefangener von den Amerikanern in der Tschechei an die Russen ausgeliefert.

Er kam in Rußland in Gefangenschaft; nach Gefängnisaufenthalt kam er in einige Lager, auch nach Magadan. Er richtete an den Obersten Staatsanwalt in Moskau Protestschreiben, daß er als deutscher Reichsangehöriger (den deutschen Paß besaß er seit 1937) berechtigt sei, als Kriegsgefangener nach Deutschland heimzukehren. Aber man machte ihm den Pro-

zeß und verurteilte ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit, weil er 1932 die Grenze überschritten und ohne Einverständnis der Sowjetunion die deutsche Reichsangehörigkeit angenommen habe. Seine Lagerhaft verbrachte er in Omsk und im Gebiet Irkutsk.

Im Oktober 1959 wurde er freigesprochen; er fuhr nach Moskau und meldete sich auf der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland zur Ausreise nach Deutschland an. Er fand 1961 seine Jugendfreundin aus Katharinenfeld/Kau. wieder; sie heirateten und 1972 bekam er die Ausreisegenehmigung. Da seine Frau aber im Sterben lag, konnten sie nicht weg. Nach dem Tod seiner Frau versuchte er die Ausreisegenehmigung in Semipalatinsk zu erhalten, es wurde ihm aber nicht erlaubt zu gehen, er starb 1980 nach einer schweren Operation und ist in Rußland begraben.

So oder ähnlich ging es allen deutschen Menschen in der Sowjetunion; sie waren eingesperrt und konnten ihrem Schicksal nicht entkommen. Nach der Entlassung aus der Trudarmee durften sie nicht mehr zurück in ihre deutschen Dörfer, in ihren Häusern wohnten Russen, die sie schon immer um diese beneidet hatten.

Später haben sich manche Deutsche heimlich in ihre Heimatdörfer gewagt, um zu schauen, wie es aussieht. Das meiste aber war vom Verfall gezeichnet. Die Russen haben eine andere Art zu leben, – sie lebten ihren Kommunismus, der alles gleich macht. Der Staat sorgte für sie und sie arbeiteten wie es in Rußland üblich ist. Jeder, der mehr hatte und besaß, wurde und wird beneidet und beargwöhnt. Es waren die Deutschen, die mehr hatten, weil sie trotz Kommunismus sich anstrengten und schafften.

Im Nachkriegsrußland waren die Deutschen in dem großen Land überall verstreut und die Überlebenden fanden nur ganz langsam zusammen, es gab keinen Suchdienst des Roten Kreuzes für sie. Manche verbanden sich mit Russen, um zu überleben, aber es war und ist ein unsicherer Zustand, und so ist die einzige Hoffnung für sie die Bundesrepublik Deutschland.

Von deutschem Boden waren die Vorfahren der heutigen Rußlanddeutschen vor ca. 200 Jahren in den Osten gelockt worden. Katharina die Große und Zar Alexander I. versprachen den deutschen Bauern, Handwerkern und Arbeitern bessere Lebensmöglichkeiten und gaben Hilfen und Privilegien. – Aber die Zeiten änderten sich sehr schnell zum Schlechteren für die Ausgewanderten. Schon in der dritten Generation 1870 wanderten viele zurück und gingen nach Amerika, in ein wirklich freies Land.

# Aus der Geschichte des Palmbühls

## Eine Erzählung des Schömberger Pfarrers Ketterer

Ursprung und Anfang der auf dem Palmbühl befundlichen Wahlfarth der schmerzhaften Mutter Gottes deren 14 Heyligen Nothhelferen und des Heyligen Leonhart etc.

Nachdeme ich Mathias Ketterer der Zeit Pfarrer in der Kay. Königl. V. Ö. Stadt Schömberg, und Director der gnadenreichen Wahlfarth zur schmerzhaften Mutter Gottes auf dem Palmbühl vñhle Jahr hindurch mir Mühe gegeben habe den wahren Ursprung erst erwehnter unserer Wahlfarth zu ergründen, so kunte jedoch in allem wie wohl wenig annoch vorhandenen alten Acten (in maßen die mehrieste entweder in schwedischen Kriege oder in der schon vor mehr denn 100 Jahrn entstandenen, oder noch in der letzteren anno 1750 hier erlittenen Feuersbrunst zu grunt gegangen seind) nicht das geringste hiervon vorfündig gemacht werden.

So vihl habe entlichen von mehreren ergraut und bedagten Burgeren von hier nach aller angewendeter Mühe in gleich übereinstimmender Aussage erhalten, daß nach öfterer Erzählung, und Zeugnus ihrer Vorelteren, anfänglich nur von jeziger Kirchen etwelche Schuß weither daraußen auf dem so genannten Kälberhain, bey daselbst errichteten Kreuz, ein kleines Kapellein, in welchem daß noch heuth zu Tag mit gnaden leuchtende Bildt der schmerzhaften Mutter von hier orthig und benachbarthen Burgeren verehret wurde gestanden seye, und wie nun der Allerhöchste unsere Stadt mit der ersteren Feuersbrunst heimgesuchet, so habe Jos. Th. Wuhrer damals gewester Burger allhier verlobet, daß, so ferne seine Behausung von den wuthenden Flammen nicht ergriffen und unversehrt stehen bleiben wurde, er mit Consens gaist- und weltlicher Obrigkeit so lange samlen wolle, bis er zu Ehren erwehnten Gnaden Bildts eine größere Kapellen an der Straßen, nehmlichen an dem Orth, an welchem daß würckliche Bruderhäusle stehet erbauen könne.

Die göttliche Mutter habe auch auf dieses Verlobnis das wohlmeinende Flehen des Burgers erhöret und dessen Behausung da doch die ganze Stadt bis auf noch drei oder vier Häußern in die Aschen gelegt worden wunderbahrlich erhalten.

Daraufhin habe er Wuhrer von innerlichen Antrieb gerühret, nach von beederseitigen Obrigkeiten erhaltenen Consens sich aufgemacht, seine Sammlung angefangen, und unterschiedliche Königreiche in seinem Samlungstermin durchwanderet, bis er entlichen auch in das Königreich Böhme gekommen seye, allwo ihme, da er einstmahls in einem Dorf desselben (dessen Nahmen ihme nicht mehr bei falle) übernachtete, von einem seines damahligen Gastgebers Haus genossenen zwar zu Bethe geleuchtete jedoch das Liecht auch auf sein Begehren nicht belassen wurde, welches ihme sogleich mußfallen habe. Und weil er selbst mit einem Feuerzeig versehen gewesen, habe er ein Licht angeschlagen, das Bethe visidiret und in selbem einen Erschlagenen, und im Bluth annoch daliegenden Menschen gefunden, er seie beim Anblick dessen erstauendt da gestanden, nicht wissend was er bei wurcklichen Umständen anzufangen habe.

Endlichen habe er sich zu der göttlichen Mutter gewendet, selbe angerufen, daß, nachdeme er ihr zu Ehre solche Raisen unternommen, und noch jederzeit glücklich durchgekommen seie, sie auch ihme für diesmahl aus der zu beferchten habender Gefahr erretten wolle.

Auf welches ihme eingefallen seye, er solle seine bei sich habende Schlaf Hauben dem Erschlagenen aufsetzen, er aber seine Ligenstatt unter der Bethstatt nehmen. Umb Mitternacht nun, da man ansonsten im besten Schläfe begriffen seye, habe jemand die Thür der Schlafkammer ganz leise eröffnet, und seye zur Beth-

statt hingeschlichen, nachmahls zur Kammerthür widerumben hinauß gegangen, und den daraus Warthenden zu verstehen gegeben, wie der übernachtende Fremdling wurcklichen schlafe. Hierauf seie nachmahls einer mit einer Axt bewaffnet in die Kammer und zum Bethe hingetretten und habe den schon würcklich Erschlagenen mit widerholten Streichen das Haupt zerschmetteret.

Er, Wuhrer, habe sich, nachdeme er vermeindt, daß sie wider schlafen konten, heimlich zum Haus hinaus gemacht, und seine Rayse forthgesezet, und da er bey seiner Anheimbkunnft den Hergang dißer Begebenheit erzehlet habe, habe eben jener Tag, als an einem Sambstag zu nachts, da man zu Ehren der göttlichen Mutter in der Pfarrkirchen den heyligen Rosenkranz abgebetet, die Wachskerzen, die mehr erwähnter Wuhrer aus seinem eigenthumblichen Muttlen zu jedesmahliger Abbetung desselben an ermelten Tagen her schaffe, von sich selbst ohne hinzutun menschlicher Handt zu brennen angefangen, auf welches dan man die Kapellen aus den gesamleten Muttlen und mit Beyhilf einiger hiesigen Burgeren damit unsere Stadt von fernerer dergleichen Unglücksfällen bewahret bleiben möchte, an ermelten Plaz erbauet und mit dem von etlich wenigen zu Jahrtägen und Messen gestuften Capitalien eingehobenen Interesse und jährlich gefallenen Opfer, so lang unterhalten habe. Bis entlichen da wegen daselbst von göttlicher Mutter erhaltenen großen Gutthaten der Zulauf deren andächtigen Wahlfarths Leuthen von Tag zu Tag immer mehr und mehr erwachsete, und besagte Kapellen der Menge des zu laufenden Volckhs nicht mehr fassete, eine große, nehmlich die jezt würcklich stehende Kürche aufgefuhret, hergestellt wurde. Der Bau nahm anno 1720 seinen Anfang, und ward anno 1726 vollendet. Die Bauwkosten wurden thails auß der Wahlfarths eigenen Mittlen, thails aus denen von anderen Pflieg- und Bruderschaften dargeliehenen Gelteren wie die Anlage gibet bestritten.

Dieses ist, was ich von dem Ursprung und Anfang dieser unserer Wahlfarth in Erfahrung gebracht habe und welches ich hiermit meinen nachfolgeren zur künftigen Wissenschaft schriftlichen hinterlasse.

Beschehen Schömberg den 2ten Octobris 1762

Ita Test. (So bezeugt durch.)

Matthias Ketterer – Pfarrer –  
Deputat et S(ancti) Pereg(rini) Direktor

– M (anu) pr(opria).

### Anmerkungen zu der Erzählung von Anton Grözinger/Schömberg

**Pfarrer Ketterer** betreute das Pfarramt in Schömberg ab 1744. Er verschied am 13. Juli 1781 im Alter von 73 Jahren. Insgesamt 37 Jahre war er in Schömberg als Pfarrherr tätig.

### Einiges zur Flurbezeichnung!

„Bai-Bühl“ – entspricht der alten Mundart. Palmbühl = neuzeitliche, christianisierte Bezeichnung.

Bühl, als Flurbezeichnung: In unserem Sprachraum tritt öfters der Name „Bühl“ in Flurbezeichnungen auf. Es liegt nahe, in diesem Wort einen Hügel zu verstehen. Nie finden wir diesen Namen in Niederungen.

Für die Flur Bai-Bühl können wir mit Sicherheit davon ausgehen, daß sich der Name Bühl, durch den in W-Richtung vor der Kirche gelegenen, sicher hallstattzeitlichen, wuchti-

gen Grabhügel, deutlich sichtbar auf einem Stahlstich v. Ebner, aus dem 19. Jahrhundert gebildet hat. Dieser, wahrscheinlich aus der Übergangszeit von Hallstatt A zu B stammende Tumuli wurde bei Außenarbeiten Anfang dieses Jahrhunderts eingeebnet.

\* \* \*

Zur Urkunde von 1762 wäre ergänzend noch folgendes zu vermerken: In den zeitlich undatierten Aufzeichnungen – Die Kirchen Schömbergs – ist vermerkt, daß zwei kollektierte Männer von hier ins Bayerische kamen und dort beinahe Räubern anheimgefallen seien. Einer davon war aus der oberen Schmiede gebürtig. Die obere Schmiede war eines der vier Häuser, die den Stadtbrand am 9. Dezember 1750 überdauerten. Es handelte sich um das Gebäude Nr. 160 (alter Stadtplan). Ein noch vorhandenes Aquarell zeigt dieses hochgieblige Fachwerkhaus, das im Jahre 1672 erbaut wurde. Der Abbruch des alten Gebäudes geschah im Jahre 1926. Zu dieser Zeit war Anton Deschler, Bierbrauer, geb. am 24. 5. 1877 in Hornstein bei Sigmaringen, Eigentümer, nachdem er das Gasthaus zum Rößle in Schömberg verkauft hatte.

\* \* \*

Schon in früherer Zeit war die Palmbühlkirche ein starker Anziehungspunkt für gläubige Christen. Aus vielen umliegenden Gemeinden strömten Prozessionen dorthin. Wer nur z. B. das Palmbühlwege vom Tanneck runter nach Rathausen kennt, weiß, was von diesen Bürgern auf sich genommen wurde, um zum Gebet auf den Palmbühl zu gelangen. Aus den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist uns ein Ereignis überliefert, das die Bedeutung des Palmbühls in damaliger Zeit hervorhebt.

Am „schmerzhaften Freitag“ des Jahres 1833 entstand auf der Emporbühne, die brechend voll war, ein Tumult, der in eine förmliche Schlägerei ausartete. Der amtierende Kaplan Spirnhirn war völlig machtlos. Er stand weinend unter dem Chorbogen. Es wurde nach der Polizei gerufen. In der Zwischenzeit machte ein Bürger namens Konrad Faulhaber, der bekannt sehr stark war, der Rauferei ein Ende, indem er mit seinen kräftigen Armen alle auseinander schlug.

### Literaturhinweise:

1. Fischer – Schwäbisches Wörterbuch
2. Deutschlands geogr. Namenswelt.  
Hans Bahlow, Suhrkamp Verlag, 1985
3. Zeitschrift: Hohenz. Heimat Nr. 2/1993
4. Chronik der Stadt Schömberg
5. Heimatkunde der Kirchen Schömbergs  
Verfasser unbekannt.
6. Aquarell – Alte Schmiede – Privatbesitz

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Eugen Gröner, Hofmannstraße 6  
72336 Balingen

Anton Grözinger, Schillerstraße 17  
72355 Schömberg

Jürgen Scheff, Im Raidental 66  
72458 Albstadt-Ebingen

Hannelore Sommerer, Schönbühlweg 22  
72348 Rosenfeld

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Die evangelischen Geistlichen in Ebingen seit der Reformation

Allgemein betrachtet und dann aufgereiht von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt

Wer im Geschichtsunterricht aufgepaßt hat, der wird sich erinnern, daß die Reformation im Jahr 1517 begann. In Württemberg wurde sie allerdings erst 1534 eingeführt – nämlich durch Herzog Ulrich.

Dieser beauftragte die Theologen Eberhard Schnepf und Ambrosius Blarer mit der konkreten Durchführung. Die beiden reisten alsdann von einer württembergischen Amtsstadt zur anderen und riefen dort alle Pfarrer des jeweiligen Bezirks zusammen. Die versammelten Geistlichen wurden nach ihrer Einstellung zur evangelischen Lehre befragt. Lehnten sie diese ab, so wurden sie entlassen; nahmen sie diese jedoch an, so war es ihnen gestattet, ihr Amt zu behalten.

In Ebingen wollte der damalige Pfarrer Johannes Tierberger zwar beim alten Glauben bleiben, er weigerte sich aber, die (sehr einträgliche) Pfarrstelle zu verlassen. Der erste evangelische Pfarrer Ebingens, Hans Wagner, konnte deshalb sein Amt nur mit einer gewissen Verzögerung antreten – wobei nicht sicher ist, ob er bereits im Herbst 1535 oder erst im Frühjahr 1536 nach Ebingen kam.

Johannes Tierberger war einer von mehreren hundert Geistlichen im Herzogtum Württemberg, die ihr Amt aufgeben mußten, so daß der Herzog Mühe hatte, alle freiwerdenden Stellen mit qualifizierten Leuten zu besetzen. In den Folgejahren fanden aus diesem Grund zwangsläufig immer wieder auch etwas weniger geeignete Personen Zugang zum Pfarramt. Es wundert also nicht, daß die württembergische Kirchenleitung in dieser Zeit wiederholt feststellen mußte, daß einzelne Pfarrer ihre Amtspflichten vernachlässigten oder nicht über die erforderlichen theologischen Kenntnisse verfügten oder aber, daß ihre Lebensführung zu wünschen übrigließ. Mancher Pfarrer dieser Frühzeit saß demzufolge öfter in der Kneipe als in seiner Studierstube oder kleidete sich allzu sehr nach der herrschenden Mode. Wegen des mehrernteils viel zu geringen Einkommens sahen sich die Pfarrer häufig zu einem Nebenwerb gezwungen oder sie bearbeiteten die zum Pfarrhaus gehörenden Gärten und Felder höchstselbst, weil sie sich einen Knecht nicht leisten konnten.

Während die Gläubigen indes an solcherlei Verhaltensweisen wenig Anstoß nahmen (im Gegensatz zur württembergischen Kirchenleitung), störten sie sich vielfach an der Art und Weise, in welcher Gottes Wort verkündet wurde: Nicht selten dauerte die Predigt mehrere Stunden lang; außerdem blieb das Gesagte bisweilen unverstündlich, weil der Kanzelredner von seinem sächsischen oder schweizerischen Dialekt nicht abkam.

Zudem wurden seitens der Gemeinden immer wieder Klagen laut über die Pfarrersfrauen; sie galten weithin als streitsüchtige Klatschtanten – so heißt es beispielsweise auch von der Frau des bereits genannten Ebinger Pfarrers Hans Wagner, er habe ein „räses Weib“.

Derartige Mißlichkeiten verloren sich jedoch allmählich, bis sie gegen Ende des Reformationsjahrhunderts fast gänzlich verschwunden waren. Eine solch positive Entwicklung hatte mehrere Gründe: Zum einen wurden alle evangelischen Geistlichen von der Stuttgarter Kirchenleitung hinsichtlich ihrer Amts- und Lebensführung regelmäßig überprüft, zum anderen war durch die Einrichtung des Tübinger Stifts im Jahr 1536 eine Theologen-Ausbildungsstätte geschaffen worden, die langfristig bewirkte, daß das evangelische Pfarrhaus in Altwürttemberg seinen geradezu sprichwörtlich guten Ruf bekam. – Das evangelische Pfarrhaus galt hierzulande nicht nur als ein Ort vorbildlich gelebten Christentums, sondern darüber hinaus als ein Hort der Bildung und Kultur.

So entstammen denn zahlreiche bedeutende Geistesgrößen diesem Milieu – Dichter wie Eduard Mörike (1804-1875), Gustav Schwab (1792-1850) oder Ludwig Uhland (1787-1862), Philosophen wie Friedrich Wilhelm Schelling (1775-1854) oder Georg Wilhelm Hegel (1770-1831), Historiker wie Wilhelm Zimmermann (1807-1878), dessen 1841 geschriebene „Geschichte des Bauernkriegs“ diente Karl Marx zur Ausgestaltung seiner Geschichtsphilosophie – aber auch Naturwissenschaftler waren im altwürttembergischen Pfarrhaus daheim, so beispielsweise Johann Ludwig Fricker (1729-1766) oder Philipp Matthäus Hahn (1739-1790: Uhren, Waagen, Rechenmaschinen; 1764-1770 Pfarrer in Onstmettingen), weiterhin Sprachforscher wie Friedrich Karl Fulda (1724-1788) oder der in Ebingen geborene Johann Christoph Schmid (1756-1827; „Schwäbisches Wörterbuch“, posthum erschienen 1831). Die Reihe der Beispiele ließe sich ohne Mühe noch lange fortsetzen.

Doch zurück nach Ebingen – hier hatten die Pfarrer der Reformationszeit bei einer Zahl von 1000 bis 1200 Seelen mehr als genug zu tun. Die Stuttgarter Kirchenleitung gab ihnen deshalb zur Unterstützung einen Diakon zur Hand. Die Inhaber dieser Stelle sind seit den 1550er Jahren namentlich bekannt. Es handelt sich um Theologen, die am Anfang ihrer beruflichen Laufbahn standen und die in Ebingen mit einem derart geringen Salär auskommen mußten, daß sie bei der nächstbesten Gelegenheit aus der Stadt verschwanden, um anderwärts ein besser dotiertes Amt anzutreten.

Kein Wunder also, wenn ihre durchschnittliche Verweildauer in Ebingen während des Reformationsjahrhunderts kaum mehr als zwei Jahre betrug. In der Folgezeit besserten sich die Verhältnisse – zunächst schleppend, doch dann sichtlich zügiger. Solchermaßen verlängerte sich die Verweildauer im 17. Jahrhundert allmählich auf dreieinhalb Jahre im Durch-



schnitt und erreichte dann mit acht Jahren im 18. Jahrhundert ein durchaus zufriedenstellendes Ausmaß.

Bei diesem Stand der Dinge blieb es bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts: Bedingt durch die Industrialisierung wuchs die Bevölkerung Ebingens zu dieser Zeit in einem geradezu atemberaubenden Tempo – während wir 1871 noch auf 5029 Einwohner kommen, waren es 1890 bereits 6864 und zehn Jahre später schon 9000, bis wir 1910 schließlich 11 426 Bürger zählen. Unter ihnen finden wir zwar eine wachsende Zahl von Katholiken (1843: 11; 1892: 832; 1913: 2238), doch der weitaus größte Teil gehörte der württembergischen Landeskirche an.

Dieses rasante Anwachsen der evangelischen Kirchengemeinde führte 1889 zur Einrichtung eines Stadtvikariats und 1891 zur Bestellung eines zweiten Stadtpfarrers in Ebingen. Weil jedoch die Bevölkerungszahl (und damit vor allem die Zahl der evangelischen Christen) weiterhin in die Höhe kletterten (16.6.1925: 12 128; 16.6.1933: 14 218), wurde 1923 ein zweites Stadtvikariat und 1930 eine dritte Stadtpfarrstelle (Friedenskirche) geschaffen. Das zweite Stadtvikariat blieb freilich zumeist aus Geldmangel unbesetzt; aus eben diesem Grund war auch die Stelle des ersten Stadtvikars nach 1937 ständig verwaist.

In der Nachkriegszeit übersprang Ebingen die 20 000-Marke und wurde damit Große Kreisstadt. Dementsprechend vermehrte sich die Zahl der Pfarrstellen: 1954 wurde die seit

Jahrzehnten unbesetzte Stelle des Stadtvikars in eine vierte Stadtpfarrstelle umgewandelt, und 1964 erhielt die Ebingener Friedenskirche ihren zweiten Pfarrer.

Damit näherte sich Ebingen dem Gipfelpunkt seiner Bevölkerungsentwicklung. In den liebsten Jahren war die Wirtschaftswunderzeit definitiv zu Ende gegangen; im Wirtschaftsleben Ebingens trat eine Beruhigung ein und die Bevölkerungszahlen bewegten sich seitdem nicht mehr weiter nach oben (27.5.1970: 22 594; 1986: 19 109); die Zahl der Pfarrstellen war parallel dazu seitdem ebenfalls konstant geblieben.

Mit der nachfolgenden Liste wird eine immer wieder schmerzlich empfundene Lücke in der Ebingener Stadtgeschichte geschlossen, denn bisher fehlte ein Verzeichnis der evangelischen Geistlichen Ebingens. – Herrn Wilhelm Maute, Ebingen, bin ich für die freundliche gewährte Zuarbeit sehr verbunden; dem Laienvorsitzenden des Ebingener Gesamtkirchengemeinderates, Herrn Herbert Friederich, danke ich herzlich für die kritische Durchsicht des Manuskripts.



Ebingen, Martinskirche, 1905.

Foto: Stadtarchiv

#### Quellen:

Landeskirchliches Archiv Stuttgart:  
– Christian Sigel, Das evangelische Württemberg. 1. Hauptteil: Seine Kirchenstellen und Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart. Bd. 1–14, 1910–1932.  
– Mündliche Auskünfte.

Martinskirche Ebingen, Pfarramt I:  
– Kirchengemeinderatsprotokolle

Stadtarchiv Albstadt:  
– Stadt Ebingen, Einwohnermeldekartei bis 1939  
– Stadt Ebingen, Einwohnerzahlen (AZ 044.47.32)

#### Literatur:

Allgemeine Deutsche Biographie, 56 Bde. Neudruck Berlin 1967–1971 der Ausgabe von 1875–1912.  
Wilhelm Baur, Das deutsche evangelische Pfarrhaus. Seine Gründung, seine Entfaltung und sein Bestand. Bremen, 3. Aufl. 1884.  
Martin Brecht/Hermann Ehmer, Südwestdeutsche Reformationsgeschichte. Stuttgart 1984.  
Werner-Ulrich Deetjen, Das Reich Gottes zu Ebingen. Gedanken zu seiner Geschichte und Eigenart. In: 700 Jahre Stadt Ebingen, Geschichte in Bildern. Vorträge zur Geschichte. Ebingen 1986 (nicht paginiert).  
Paul Drews, Der evangelische Geistliche in der deutschen Vergangenheit. Jena 1905.  
Martin Greiffenhagen (Hrsg.), Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984.  
Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung, 2. Bde. Balingen 1960/61.  
Peter Thaddäus Lang, Die Kirchenvisitationsakten des 16. Jahrhunderts und ihr Quellenwert. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 6, 1987, S. 133–153.  
Helga Schnabel-Schüle, Distanz und Nähe. Zum Verhältnis von Pfarrern und Gemeinden im Herzogtum Württemberg vor und nach der Reformation. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 5, 1986, S. 339–348.  
Walter Stettner, Ebingen, Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen 1986.  
Otilie Wildermuth, Schwäbische Pfarrhäuser. Neudruck, Tübingen, 5. Aufl. 1992.  
Ernst Walter Zeeden/Peter Thaddäus Lang u.a. (Hrsg.), Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 2: Baden-Württemberg, Teilband II. Stuttgart 1987.



## Die evangelischen Geistlichen in Ebingen

### Pfarrer:

|                    |   |             |
|--------------------|---|-------------|
| 1535/36 – 1538 (?) | Johannes Wagner                                   | 1568 – 1571 |
| 1538 (?) – 1548    | Johannes Renz                                     | 1571 – 1576 |
| 1548 – 1552        | Interim (Matthias Pfender)                        | 1576 – 1582 |
| 1553 – 1555        | Johannes Stäudlin (Stuedlin)                      | 1582 – 1585 |
|                    | Johannes Luntsch                                  | 1585        |
| 1555 – 1566        | Johannes Selbmann                                 | 1586 – 1590 |
| 1566 – 1576        | Jakob Armbruster                                  | 1590        |
| 1576 – 1580        | Johannes Hettler                                  | 1590 – 1593 |
| 1580 – 1582        | Wolfgang Kiesel (Kysel; Tonsor)                   | 1593 – 1594 |
| 1582 – 1590        | Martin Ens  | 1594 – 1596 |
|                    | Andreas Eyb                                       | 1596 – 1598 |
| 1590 – 1597        | Wilhelm Frey                                      | 1598 – 1600 |
| 1597 – 1611        | Andreas Scheffler                                 | 1600 – 1603 |
| 1611               | Ludwig Feickelmann                                | 1603 – 1607 |
| 1612 – 1618        | Johannes Sax                                      | 1607 – 1609 |
| 1618 – 1659        | Johann Georg Bader                                | 1609 – 1611 |
| 1659 – 1708        | Johann Jakob Schmid                               | 1611 – 1615 |
| 1709 – 1714        | Johann Christoph Volz                             | 1615        |
| 1714 – 1743        | Ulrich Jakob Nestlin (Nestlen)                    | 1615 – 1618 |
| 1743 – 1766        | Wilhelm Christian Auer                            | 1618 – 1623 |
| 1767 – 1781        | Wilhelm Friedrich Seitz (Seiz)                    | 1623 – 1626 |
|                    | Johann Friedrich Sigmund Weiss                    | 1626 – 1628 |
| 1782 – 1811        | Kaspar Gulde                                      | 1628 – 1631 |
| 1811 – 1817        | Johannes Schauffler                               | 1631 – 1633 |
|                    | Heinrich August Franck                            | 1633 – 1635 |
| 1817 – 1839        | Hermann Friedrich Hochstetter                     | 1635 – 1642 |
|                    | Gustav Ulrich Finckh                              | 1642 – 1649 |
| 1839               | Theodor Georg Albert Herzog                       | 1649 – 1650 |
| 1839 – 1846        | Wilhelm Ferdinand Traub                           | 1650 – 1651 |
| 1846 – 1847        | Christian Schmierer                               | 1651 – 1655 |
| 1847 – 1859        | Friedrich Martin Jehle (ab 1891: 1. Stadtpfarrer) | 1655 – 1659 |
|                    | Theodor Herrlinger                                | 1659 – 1663 |
| 1860 – 1871        | Wilhelm Keller                                    | 1663 – 1668 |
| 1871               | Hermann Zeeb                                      | 1668 – 1672 |
|                    | Paul Baur   | 1672 – 1677 |
| 1871 – 1884        | Hermann Walz                                      | 1677 – 1681 |
| 1884 – 1885        | Karl Scholder                                     | 1681 – 1687 |
| 1885 – 1897        | Erich Mann  | 1687 – 1689 |
|                    | Dr. Otto Kieser                                   | 1689 – 1696 |
| 1897 – 1898        | Karl Baur   | 1696 – 1698 |
| 1898 – 1904        | Martin Waßer                                      | 1698 – 1700 |
| 1904               | Alfred Mack                                       | 1700 – 1705 |
| 1904 – 1910        | Gerhard Hanselmann                                | 1705 – 1711 |
| 1910               | Andreas Metzl                                     | 1711 – 1714 |
| 1910 – 1930        | Eberhard Blum                                     | 1714 – 1721 |
| 1930               | Ulrich Bernecker                                  | 1721 – 1731 |
| 1930 – 1936        | Peter Berner                                      | 1731 – 1743 |
| 1936 – 1946        | Johannes Hauser                                   | 1743 – 1751 |
| 1947 – 1952        | Georg Hassler                                     | 1751 – 1760 |
| 1952 – 1968        | Elias Deubler (Thaub)                             | 1760 – 1766 |
| 1969 – 1972        | Germanus Binder                                   | 1766 – 1782 |
| 1973 – 1981        | Jodokus Stiger                                    | 1782 – 1794 |
| 1982 – 1989        | Jakob Fabri                                       | 1794 – 1800 |
| 1990 – 1995        | Tobias Kindsvater                                 | 1800 – 1810 |
| 1996 –             | Martin Schultheiss                                | 1810 – 1812 |
|                    | Jakob Kober                                       |             |
|                    | Georg Schweicker                                  |             |

### Diakone:

vor 1553  
1553 – 1554  
1554 – 1556  
1556 – 1561  
1561 – 1562  
1563 – 1564  
1564 – 1565  
1565 – 1566  
1566 – 1568  
1568

Gallus Venator  
Balthasar Pistor  
Andreas Cellarius  
Alexander Volmar  
Jakob Klopffer  
Jakob Göbfried  
Jeremias Sommenhardt  
Andreas Eyb (ab 1597 Pfarrer in Ebingen)  
Jakob Bernhäuser  
Johann Jakob Seckler  
Johann Jakob Laber  
Johannes Well  
Stephan Magirus  
Johannes Otto  
Johannes Franck  
Michael Haisch  
Ludwig Schwab  
Johannes Glareanus  
Georg Reuchlin  
Johann Jakob Erben  
Johannes Vest  
Konrad Egen  
Georg Stapff  
Andreas Reyst  
Johann Theodorich Schmol nicht besetzt (es handelt sich um die für Süddeutschland schlimmste Zeit des Dreißigjährigen Krieges)  
Georg Engel  
Jeremias Baldenhofer  
Jodokus Christoph Sesslin  
Johann David Kies  
Philipp Rudolf Schaufler  
Johann Wolfgang Hermann  
Johann Heinrich Schlotterbeck  
Johann Sigmund Dietlin  
Johann Valentin Andrea  
Johann Jakob Rues  
Johann Melchior Palm  
Johann Philipp Hönninger  
Johann Andreas Wolfemann  
Johann Leopold Stellwag  
Georg Konrad Niethammer  
Samuel Christoph Lieb  
Johann Georg Breunlin  
Johann Jakob Flatt  
Johann Jakob Kölle  
Johann Jakob Fauser  
Erhard Ludwig Habelhofer  
Johann Christian Mez  
Karl Friedrich Wagner  
Friedrich Otto Nikolaus Grundgeiger  
Wilhelm Christian Auer (ab 1782 Pfarrer in Ebingen)  
Johann Ludwig Friedrich Heinlin  
Johann Jakob Baur  
Friedrich Karl Ferdinand Kreuser  
Christoph Gottfried Backmeister

|                         |   |  |             |   |
|-------------------------|---|--|-------------|---|
| 1812 – 1817             | Johann Friedrich Sigmund Weiss (ab 1817 Pfarrer in Ebingen) | <b>3. Stadtpfarrer (Friedenskirche):</b>   | 1907 – 1910 | Dr. Hermann Kurz                                      |
| 1818 – 1823             | Karl August Schmidlin                                       | 1930 – 1938  | 1910 – 1911 | Martin Gös  |
| 1823 – 1840             | Karl Ludwig Zais  | 1938 – 1947  | 1911 – 1912 | Eduard Klöss  |
| 1840 – 1841             | Kaspar Gulde  | 1947 – 1953  | 1912 – 1916 | Paul Steinestel (mit Unterbrechung von 1914 bis 1918) |
| 1841 – 1847             | Johann Jakob Baur   | 1953 – 1957  | 1918 – 1919 | Arthur Jehle  |
| 1847                    | Martin Storz  | 1957 – 1973  | 1919 – 1920 | Wilhelm Beck  |
| 1847 – 1858             | Karl Wilhelm Bilfinger                                      | 1974 – 1987  | 1920 – 1921 | Heinrich Laible                                       |
| 1858                    | Karl Christian Immanuel Schuh                               | seit 1988  | 1921 – 1922 | Ernst Streitberger                                    |
|                         |   |  | 1922 – 1923 | Otto Ensinger   |
|                         |   |  | 1923 – 1925 | Walter Friess   |
| 1858 – 1860             | Gustav Ulrich Finckh  | <b>Friedenskirche – 2. Pfarrer (ab 1964):</b>  |             | (1. Stadtvikar)                                       |
| 1860 – 1871             | Wilhelm Ferdinand Traub (anschließend Pfarrer in Ebingen)   | 1964 – 1976  | 1923 – 1924 | Robert Baur (2. Stadtvikar)                           |
|                         |   | seit 1980  | 1925        | Emil Kemmler  |
|                         |   |  | 1925 – 1927 | Theodor Dipper  |
| 1871 – 1876             | Theodor Georg Albert Herzog                                 | <b>4. Stadtpfarrer (ab 1961 Thomaskirche):</b>   | 1926 – 1928 | Martin Ludwig Benzing                                 |
|                         |   |  | 1928 – 1929 | Hans Theo Daur  |
| 1877 – 1891             | Karl Nestlen  | 1955 – 1962  | 1929        | Wilhelm Bossaler                                      |
| <b>2. Stadtpfarrer:</b> |   | 1962 – 1975  | 1930        | Erich Ruoff   |
| 1891 – 1900             | Karl Nestlen  | 1976 – 1989  | 1930 – 1931 | Dr. Theodor Lorch                                     |
| 1900 – 1901             | Johannes Krumm  | seit 1990  | 1932 – 1933 | Hermann Däuble  |
| 1901 – 1904             | Paul Baur   |  | 1934 – 1935 | Gerhard Schmitthenner                                 |
| 1904 – 1912             | Gotthilf Weismann   | <b>Stadtvikare (ab 1889; 1923 kommt ein zweites Stadtvikariat hinzu, das jedoch wegen Geldknappheit zumeist unbesetzt bleibt):</b> | 1935 – 1936 | Siegfried Müller                                      |
| 1912                    | Karl Ahner  | 1889 – 1892  | 1936 – 1937 | Gerhard Heinrich Junker                               |
| 1912 – 1921             | Friedrich John  | 1892 – 1895  | 1937        | Karl Friedrich Martini                                |
| 1921 – 1928             | Ernst Knapp   | 1895   | 1937        | Karl Heinrich Figge                                   |
| 1928 – 1929             | Max Ziegler   | 1895 – 1898  |             |   |
| 1929 – 1937             | Eberhard Krauss (Krauß)                                     | 1898 – 1899  |             |   |
| 1938 – 1953             | Edmund Jahn   | 1901 – 1903  |             |   |
| 1953 – 1966             | Gerhard Stark   | 1903 – 1906  |             |   |
| 1967 – 1971             | Hermann Schönberger   | 1906 – 1907  |             |   |
| 1972 – 1985             | Reinhard Küspert  |  |             |   |
| seit 1985               | Horst Jungbauer   |  |             |   |

dann unbesetzt; 1954 wird das (unbesetzte) Stadtvikariat in eine 4. Pfarrstelle umgewandelt.

#### Krankenhausseelsorge:

1984 – 1990 Ulrich Bernecker  
seit 1990 Monika Freund

## Stein bei Hechingen und das Rosenfelder Römerbad

Kelten, Römer und Alamannen als Urväter des Schwabenvolks / Von Dekan Karl Hartmann, Rosenfeld

Welcher Schwabe meiner Altersgruppe hätte nicht in seiner Jugend den Roman „Rulaman“ von Weinland gelesen! Wir waren alle begeistert von den Schicksalen der Steinzeitmenschen in den schwäbischen Höhlen, vor allem bei ihrer Begegnung mit den von Osten eindringenden Kelten eines neuen, des Bronzezeitalters. Ich selber hatte zur Ergänzung dieser literarischen Kenntnisse auch noch den Vorteil, in Urach eine Großmutter wohnen zu haben, bei der ich viele Ferien verbrachte, und einen Vater, der, dort in seiner Jugend großgeworden, die Uracher Alb hervorragend kannte.

Für ihn war es Ehrensache, mich auch in die Rulamanhöhlen selbst zu schleppen, in die Tulka-Schillerhöhle und die Staffahöhle am Hohen Wittlingen, dem Wohnsitz Professor Weinlands, in die Hukha-Falkensteiner Höhle, heute durch viele gefährliche Expeditionen in den Berg bekanntgeworden, und natürlich auch in die Nebelhöhle unterhalb des Lichtensteinschlößchens. An die Höhlenwanderungen erinnere ich mich freilich mit gemischten Gefühlen, ich litt an Platzangst und war auch sonst nicht gerade ein Held, und daß diese Drecklöcher einmal gemütlicher Wohnraum für Steinzeitmenschen gewesen sein sollten, wollte mir nicht so recht einleuchten. Die Platzangst wurde mir allerdings wenig später in französischer Kriegsgefangenschaft und Kohlenbergwerksarbeit gründlich ausgetrieben, seitdem habe ich vor Höhlen weniger Respekt.

Immerhin hat Rulaman bei mir das Interesse an der Steinzeit geweckt, und darum habe ich mich auch später in die Geschichte der europäischen Ureinwohner vertieft, in die Neandertaler, der Cro-Magnon- und Aurignac-Menschen und ihre Kultur, die bekanntlich viel hochstehender war, als der geringschätzigste Ausdruck „Affenmenschen“ aussagt, mit dem konservative Christen, für die das Sechstageswerk der Schöpfung ein heiliger Artikel und die Evolutionstheorie Darwins eine Teufelslehre ist, diese benennen. Das beweisen neben den geschickt gefertigten Steinzeitwaffen, die man in Württemberg haufenweise gefunden hat, vor allem die südfranzösischen und nordspanischen Höhlenmalereien, die zu den

kulturellen Hochleistungen jener alten Zeit gehören.

Ich glaube nicht, daß man Weinland romantische Schwärmerei vorwerfen darf, wenn er seinen Rulaman so sympathisch schildert, und auch nicht behaupten sollte, die Vermischung dieser Ureinwohner auch Württembergs mit den aus dem Osten auftauchenden Kelten sei reine Phantasterei. Nein, wir dürfen uns ruhig zu unserem Steinzeitmenschen bekennen als einem der frühesten Urahnen der Schwaben. Und daß wir aus der Zeit des kämpferischen Überlebens der Frühmenschen manche eher problematischen Eigenschaften an Aggression, Brutalität und falschem Heldentum überkom-

men haben, weiß jeder, der einen Krieg erlebt hat oder heute sieht, was auf dem Balkan vorgeht. Sogar in manchen württembergischen Schulklassen, sagt man, soll es zugehen wie unter den Neandertalern, und das liegt dann gewiß nicht nur an Nichtschwaben.

Aber rücken wir in unserer Ahnenkette ein Stück weiter und auf sichereren Boden wie im Rulaman. Und da wären wir dann bei den Kelten. In einem hat sich Weinland getäuscht. Die Hauptkeltensiedlung in seiner Nähe lag nicht auf dem Nufa, dem späteren Hohenneuffen, sondern auf dem sogenannten „Runden Berg“, einem Vulkankegel zwischen dem Hohenurach und dem Kloster Güterstein. Dort hat man schon länger immer wieder Bronzewaffen gefunden und ist im Augenblick dabei, eine relativ große keltische Siedlung auszugraben. Andere derartige Siedlungen sind bekannter, zum Beispiel der Fürstensitz auf der Heuneburg bei Hundersingen und das erst vor wenigen Jahren entdeckte Fürstengrab bei Hochdorf in der Nähe des Hohenasperg.



Stein bei Hechingen

Aus solchen Funden sind wir inzwischen sehr viel umfangreicher informiert über jene keltische Zeit, die man in der Wissenschaft die „Hallsteinzeit“ nennt und die uns schon an die Zeitenwende heranzuführt. Die Kelten, die in unserem Heimatgebiet völlig in den Germanen aufgegangen sind, haben längere Zeit ganz Mittel- und Westeuropa beherrscht. Wesentliche Gruppen haben sich immer weiter nach Westen zurückgezogen, stellen den Hauptanteil der französischen Grundbevölkerung, sind aber heute einigermaßen unvermischt nur in der Bretagne, in Wales und in Irland übriggeblieben. Wir kennen sie alle, auch die Jüngeren unter uns, für die Asterix und Obelix und ihre Geschichten das sind, was für uns einst Rulaman war. Die Kelten wären einen eigenen Abend wert, wir wollen uns damit begnügen, daß wir festhalten: Sie trieben schwunghaften Handel mit dem Süden, vor allem mit den Etruskern und den Griechen, aus deren Werkstätten wir in Keltengräbern zahlreiche Kulturgegenstände gefunden haben. Dann aber wurden sie zerrieben zwischen zwei gewaltigen Mühlsteinen, den Germanen aus dem Norden und den römischen Legionen aus dem Süden. Vom ersten Germanenstamm, der über die Kelten kam, haben wir unseren Namen: Sueben sind zu Schwaben geworden. Und hier darf ich nocheinmal an Professor Weinland erinnern. Er hat nämlich noch einen, freilich weit unbekannteren Roman über unsere Heimat geschrieben mit dem Titel „Kuning Hartfest“. Hinter diesem Namen versteckt er eine historische Persönlichkeit.

Als nämlich der berühmte Julius Cäsar als Kommandant in Südostfrankreich und Oberitalien beschlossen hatte, sich mit der Eroberung des keltischen Gallien, des heutigen Frankreich den Ruhm zu erwerben, der ihn an die Spitze des römischen Reichs führen sollte, führte er eine der ersten seiner zahlreichen Schlachten gegen einen Germanen, den Suebenhäuptling Ariovist. Der war nach der Eroberung unseres schwäbischen Landes in die Nordschweiz und ins Elsaß eingedrungen und bildete für Cäsar eine ernsthafte Konkurrenz im Besitz Frankreichs. Bei Straßburg besiegten die kampferprobten Legionäre Cäsars den Germanenfürsten und trieben ihn über den Rhein zurück. Dies war im Jahr 58 vor Christi Geburt. Drei Jahre später ließ Cäsar sogar zweimal eine Rheinbrücke bauen, um den Germanen deutlich zu machen, was auf sie wartete. Er ließ es aber bei dieser Drohgebärde. Den Hauptstoß nach Germanien würde dann sein Nachfolger Augustus-Oktavian im Norden Deutschlands unternehmen, freilich ohne bleibenden Erfolg.

#### Hier irrte Weinland

Zurück in unser Ländle. Weinland läßt seinen Kuning Hartfest/Arivist auf dem Hohenneuffen residieren. Diese dem Umfang nach gewaltigste Festung Württembergs aber bildet nur den Eckpunkt einer noch viel größeren Verteidigungsanlage, von der man Reste heute noch vorfindet. Zwischen Hülben und Grabenstetten bei Urach schließen zwei gewaltige Doppelwälle ein ganzes Stück der schwäbischen Hochebene von der eigentlichen Alb ab und machen aus ihr ein natürliches Verteidigungssystem für Hunderte, wenn nicht gar Tausende von Menschen, die sich dort gegen Angreifer recht gut wehren konnten, da die weit größere Außenumsfassung durch steile Felsabstürze unüberwindlich war. Und hier hat sich Weinland nocheinmal getäuscht. Er erfindet in seinem Roman einen römischen Gefangenen der Germanen, der ihnen diese natürliche Festung mit den Mitteln römischen Kastellbaus errichtet. Wie gesagt, hier irrt er, denn die Anlage, die man heute den „Heidengraben“ nennt, ist nicht germanisch, sondern keltisch. Ob sie je benützt wurde oder Schutz

bot, wissen wir nicht. Dagegen wissen wir, daß die Sueben, deren Urheimat übrigens in Mecklenburg liegt, sich bald aus unserem Gebiet zurückzogen, teilweise als sogenannte „Markomannen“ nach Böhmen und Mähren. Dort bildeten sie dann eine ständige Bedrohung der römischen Donaugrenze, das römische Hauptfort war „Castra regina“, das heutige Regensburg.

Nach der Katastrophe der römischen Invasion in Norddeutschland durch die Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre sieben nach Christus und den vergeblichen Rachefeldzügen des Germanikus hatte sich inzwischen der dritte der römischen Cäsaren, Tiberius, entschlossen, den Germanen Deutschland zu lassen und sich mit der leicht zu verteidigenden Grenze entlang der Donau und des Rheins zu begnügen. Die Geschichte hatte nur einen Schönheitsfehler, und das war wieder einmal unser Ländle. Wie ein Zwickel schiebt es sich auf der Landkarte mit dem Neckar, dem Schwarzwald und der südlichen Alb zwischen Oberrhein und obere Donau hinein. Und die Römer, die immer für gerade Grenzverläufe ihres Riesenreichs waren, schauten ständig begehrlig auf das Neckarland und versuchten, zwischen dem Rhein und der Donau, etwas genauer zwischen Mainz und Augsburg eine Grenzlinie zu schaffen, die ihre Flußgrenzen um zwei Drittel abkürzen würde. Und wenn Rom etwas vorhatte, konnte man mit großer Sicherheit voraussehen, daß es das auch verwirklichen würde. Dem Ausdehnungsdrang der Römer kam entgegen, daß das Neckargebiet nur noch schwach besiedelt war, der Schwarzwald übrigens als noch echter Urwald überhaupt nicht.

Die Eroberung des schwäbischen Lands, das die Römer dann „Zehntland“ oder „Agri Decumati“ nannten, war also für die Cäsaren das kleinere Problem. Wer den Herren in Lebensgröße gegenübertreten will, die dafür verantwortlich waren, muß nicht weit gehen, nur ins Dominikanerklostermuseum in Rottweil, in die römische Abteilung. Da stehen sie, und man kann an ihnen regelrechte Studien über ihren Charakter betreiben, die drei großen Flavierkaiser Vespasian, Titus und Domitian. Vespasian war ein oberitalienischer Bauer, ehe ihn Nero mit der Eroberung Palästinas beauftragte gegen den jüdischen Aufstand, man sieht es seiner bäuerlich-listig-verschmitzten Büste durchaus noch an. Titus, sein Lieblingssohn, war eine typische strahlende Heldengestalt, der Liebling der Römer, vor allem ihrer Frauen, aber zu vertrauensselig, um sich nicht von seinem hinterhältigen Halbbruder Domitian umbringen zu lassen. Auch dessen Verschlagenheit ist an seiner Büste ablesbar.

#### Versuch eines eisernen Vorhangs

Das Problem für die Römer war, wie wir gesagt haben, nicht die Eroberung des Zehntlands, sondern die Verteidigung einer Grenze, die keinerlei natürliche Hindernisse aufwies. Und da taten sie, was sie auch anderswo taten: Sie versuchten, einen „eisernen Vorhang“ zu schaffen, sie bauten den deutschen Limes. Er begann nördlich von Frankfurt, wo man als Hauptkastell die restaurierte „Salburg“ besichtigen kann, zog sich dann in südlicher Richtung über Seligenstadt, Osterburken und Öhringen nach Lorch, schwenkte dort nach Osten und erreichte über Gunzenhausen etwa oberhalb von Regensburg die Donau. Der Limes besaß meist einen Doppelwall, dessen zweiter mit einem Pallisadenzaun geschützt war. Jeweils in Sichtweite waren Wachtürme erbaut und ständig besetzt, die sich durch Rauch und Feuerzeichen verständigen konnten, und eine Reihe von Legionskastellen sorgte dafür, daß bei Gefahr rasch Legionäre überall auftauchen konnten.

Aber nicht nur entlang des Limes gab es Kastelle, sondern auch im Hinterland als Eck-

punkte des hervorragenden Straßennetzes, das die Römer alsbald anlegten. Und da sind wir nun in unserer unmittelbaren Umgebung. Kastelle waren errichtet am Brandsteig bei Röttenberg, wo die Römerstraße vom Kinzigtal und Rheintal her den Schwarzwaldkamm erreichte, bei Waldmössingen, dort gut hergerichtet, bei Sulz, wo heute ein ganzer Stadtteil „Sulz-Kastell“ heißt und auch vor wenigen Jahren ein „vicus“, ein richtiges Römerdorf ausgegraben wurde, bei Lautlingen, wo das Ebinger badkap zum Kastellgelände gehört, bei Burladingen. Einen sogenannten „Kaiserstein“ mit Aufschrift aus der Zeit Trajans kann man bei unserem Geislingen besichtigen. Und natürlich dürfen wir die Hauptverwaltungszentren der Römer nicht vergessen, die nicht weniger als fünf Kastellreste in Rottweil, das in der Römerzeit „Arae Flaviae“, deutsch „die Flavialtäre“ hieß, und Sumelocenna, beim heutigen Rottenburg gelegen. Was aber sollte man nun mit dem von keltischen Restgruppen schwach bevölkerten Land anfangen? Da schlugen die Römer mehrere Fliegen mit einer Klappe. Sie siedelten Armeepensionäre aus aller Herren Länder an. Ein dichtes Netz von Gutshöfen überspannte das Land. Sklaven und unterworfenen Kelten kultivierten deren Umkreis, und bei Gefahr waren die alten Hauptleute und Generäle durchaus noch im Stande, sich mit dem Schwert und der Lanze zu verteidigen. Wahrscheinlich wissen wir von der größten Zahl dieser Gutshöfe gar nicht mehr, wo sie lagen. Zwei sind in unserer unmittelbaren Umgebung gefunden worden und besichtigungswert: Der Gutshof von Stein bei Hechingen und das Rosenfelder sogenannte „Römerbad“.

#### Hier ein Hauptmann – dort ein General

Der römische Gutshof bei Stein/Hechingen wurde bekanntlich erst vor wenigen Jahren mitten in einem Waldstück wiederentdeckt und ist trotz bemerkenswerter Wiederherstellungsarbeiten und einer breiten ehrenamtlichen Mitarbeit der Einwohner von Stein entfernt noch nicht vollständig ausgegraben. Was aber vorhanden ist, nämlich das rekonstruierte Wohnhaus, die Badeanlage und sonstige Nebenanlagen zeigt, daß wir es hier mit einem recht großen Siedlungszentrum eines sicher bedeutenden Pensionärs der römischen Armee zu tun haben. Die langsam dem Waldboden entrissene Tempelanlage unterstreicht diese Einschätzung nachhaltig, sie war sicher das Zentrum mehrerer umliegender Höfe. Vergleicht man also die Rosenfelder Römerbadausgrabung mit der von Stein, so kann man, ein wenig verkürzt und sicher spekulativ, vermuten: Hier siedelte ein ehemaliger Hauptmann, in Stein ein General.

Schluß in der nächsten Ausgabe

#### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dekan Karl Hartmann  
Mömpelgardgasse 17, 72348 Rosenfeld  
Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

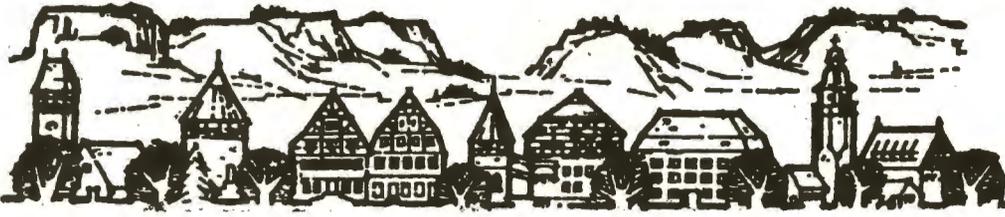
**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 43

30. September 1996

Nr. 9

## Die Entwicklung der Ebinger Industrie bis zur Weltwirtschaftskrise

Von Stephan Link / Albstadt

**Bis ins 19. Jahrhundert hinein war Ebingen, wie die meisten kleinen württembergischen Amts- und Landstädte, von einer Mischung aus Landwirtschaft, Gewerbe und Nebengewerbe beherrscht. Aufgrund der bestimmten Realerbteilung lebte die Bevölkerung überwiegend in ärmlichen Verhältnissen, Ackerboden und Viehhaltung genühten nur ungenügend für eine Sicherung des lebensnotwendigen Bedarfs.**

Um die Not zu lindern, wurde der angebaute Flachs schon früh zu Leinengewebe verarbeitet, das von Verlegern im In- und Ausland vertrieben wurde. Bereits im 17. Jahrhundert entstand jedoch der Gewerbebezweig, aus dem sich später die Trikotagenindustrie entwickeln sollte: Die Strumpfwirkerei. Besonders im ausgehenden 18. Jahrhundert nahm dieses Gewerbe einen starken Aufschwung.

So wuchs die Zahl der Meister der Strumpfwirkerei in Ebingen von zehn im Jahr 1750 auf 81 Meister im Jahr 1796 an. Hinzu kamen noch 50 Gesellen und 60 Lehrlinge. Darüber hinaus hatten zirka 1200 Einwohner in der Strumpfwirkerei eine zusätzliche Einnahmequelle. Gearbeitet wurde mit hölzernen Handkühlstühlen, auf denen lediglich flache Ware hergestellt werden konnte, die anschließend zusammengenäht werden mußte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren in Ebingen schon mehrere hundert derartige Strumpfwirkstühle in Betrieb. Damit war die Stadt schon früh ein wichtiges Zentrum des Wirkereigewerbes. Dennoch war die Landwirtschaft auch weiterhin ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. So gab es im Jahr 1852 in Ebingen zwar nur noch zwei Vollerwirtsandwirte, aber noch 300 Personen gingen dem Ackerbau im Nebenerwerb nach.

Durch eine rapide abnehmbare Nachfrage nach den Produkten der Strumpfwirkerei und gleichzeitigem Aufkommen von modischeren und preisgünstigeren Trikotstoffen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen die Wirkwarenhersteller in Ebingen und Umgebung in arge Bedrängnis. Die hierfür erforderlichen teuren Rundkühlstühle, 1798 von dem Franzosen Decroix erfunden, mit denen wesentlich schneller und effektiver produziert werden konnte, waren für die Kleinunternehmer der Albregion kaum erschwinglich.

Durch einen ringförmig geschlossenen Nadelkranz konnten mit den Rundkühlstühlen in einem fortlaufenden Fertigungsprozeß mit hoher Geschwindigkeit schlauchartige Gewebe hergestellt werden. Auf diese Weise entfiel zudem ein Arbeitsgang beim Zusammennähen des Produkts. Da sich die Betriebe hierzulande aber, im Gegensatz zu den wesentlich kapitalkräftigeren Konkurrenten in Frankreich und England, weiterhin mit veralteten Holzwerkstühlen behelfen mußten, waren sie schon bald kaum mehr konkurrenzfähig.

Somit dauerte es noch bis gegen Ende des Jahrhunderts, bis sich die industrielle Textilproduktion mit modernen Maschinen, nicht zuletzt Dank staatlicher Unterstützung, end-

gültig durchsetzte. Im Jahr 1836 kam bereits der erste Rundwirkstuhl Deutschlands durch Johannes Maute nach Ebingen, und 1854 begann Johann Martin Landenberger die erste Fabrik Ebingens zu errichten, in der er sogenannte Manchesterstoffe und Qualitätssamte aus Baumwolle herstellte.

Erst als die württembergische Regierung in den späten fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts beim Militär Trikotunterwäsche einführt, die erstmals 1853 in Frankreich hergestellt wurde, kamen breitere Bevölkerungsschichten mit dem neuartigen Gewebe in Berührung, wodurch der bequeme und, Dank moderner Massenproduktion, auch preisgünstige Stoff rasch Verbreitung fand.

Bereits ein Jahr später wurde in Ebingen mit der Produktion von Unterwäsche aus Baumwolle begonnen. Auch die moderne Medizin, die verstärkt auf die Wichtigkeit hygienischer Unterwäsche hinwies, trug mit zum Aufschwung der Trikotagenindustrie bei.

### Gründungswelle – spät, aber kräftig

Damit setzte ab den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, unterstützt von der württembergischen „Centralstelle für Handel und Gewerbe“, die im Auftrag der Regierung eine massive Förderung der Wirtschaft betrieb, und getragen von einer enorm gestiegenen Nachfrage, auch in der Trikotagenfabrikation, eine Gründungswelle ein. Dies geschah zwar mit etwas Verspätung, dafür aber umso kräftiger. Hierzu dürfte die Eröffnung der Eisenbahnstrecke Balingen – Ebingen – Sigmaringen im Jahr 1871 nicht unwesentlich beigetragen haben. Im Jahr 1878 produzierten in Ebingen bereits 17 Fabriken der Strick-, Strumpf- und Trikotwarenfabrikation. 72 Prozent der Ebinger Firmen in dieser Branche wurden vor dem Ersten Weltkrieg gegründet. Verarbeitet wurde sowohl Wolle als auch Baumwolle und Mako, zudem Mischgarne aus den verschiedenen Grundstoffen. Seide wurde dagegen erst später als Rohstoff eingeführt.

In Tailfingen war die wirtschaftliche Situation im Grunde ähnlich wie in Ebingen. Lediglich die Dominanz der Trikotagenindustrie war dort noch ausgeprägter. Die Zahl der Rundstühle, die in Tailfingen arbeiteten, nahm rapide zu. Waren es 1880 noch 180 Maschinen, so stieg deren Zahl innerhalb von nur zehn Jahren auf 600 an. Bis zum Jahr 1913 verdreifachte sich die Zahl der Rundstühle noch einmal auf 1800 Geräte. Bis zum Ersten Weltkrieg

stieg die Zahl der Trikotagenarbeiter in Tailfingen auf über 3000 an, und dies bei einer Einwohnerzahl von rund 5600 im Jahr 1913.

Verursacht durch das rasche Wachstum in der Textilindustrie setzte schon bald ein Mangel an Arbeitskräften, besonders an Näherinnen, ein. Aus diesem Grund gingen viele Ebinger und Tailfinger Unternehmen dazu über, in den Orten der näheren und weiteren Umgebung Nähfilialen zu gründen. Zudem wurden viele Frauen in Heimarbeit beschäftigt.

### Wichtiges Lohnniveau

Insgesamt war die Nachfrage nach Arbeitern und Arbeiterinnen in der Textilbranche der Region so groß, daß 1896 ein Drittel der in der Textilfabrikation Württembergs Beschäftigten in Ebingen und Umgebung arbeiteten. Diese





Konzentration der Textilindustrie im Raum Ebingen war jedoch mit ausschlaggebend für den Umstand, daß noch um die Jahrhundertwende das Lohnniveau im Oberamt Balingen zu den niedrigsten im gesamten Königreich Württemberg gehörte.

Dies lag zum einen daran, daß in der Textilbranche traditionell geringere Löhne bezahlt wurden, als etwa in der Metallindustrie. Zudem waren in dieser Branche überdurchschnittlich viele Frauen beschäftigt, die erheblich schlechter bezahlt wurden als ihre männlichen Kollegen. Außerdem beschäftigte die Textilindustrie besonders viele ungelernete Arbeitskräfte, die ebenfalls nur schlecht entlohnt wurden.

Die wirtschaftliche Entwicklung von Ebingen blieb aber nicht nur auf die Textilindustrie beschränkt. Auch andere Branchen erlebten in dieser Zeit einen Aufschwung: die Produktion von feinmechanischem Gerät stieg wie die Ebinger Nadelfabrikation stark an. Auf diese Weise nahm in der Nadelfabrik die Belegschaft in der Zeit von 1878 bis 1902 von 50 auf 550 Personen zu, von denen allerdings ein Großteil im nahegelegenen Bitz arbeitete. Bereits im Jahr 1845 wurde mit der Herstellung von Präzisionswaagen begonnen. Die erste Ebinger Spiralbohrerfabrik nahm dagegen erst 1899 den Betrieb auf.

So ist in Ebingen im Laufe des 19. Jahrhunderts in einer rohstoffarmen Region, geprägt von karger Landwirtschaft und Hausindustrie ohne Großkapital und in einer ungünstigen Verkehrslage eine ökonomische Landschaft entstanden: Ein Zentrum der württembergischen Textilindustrie und Feinmechanik.

### Der Erste Weltkrieg

Einen schweren Einbruch im Exportgeschäft brachte der Erste Weltkrieg. Bis 1914 wurde der größte Teil der Textilproduktion aus dem Raum Ebingen im Ausland, sowohl in Europa als auch in Nordamerika verkauft. Dieser Verlust konnte jedoch durch riesige Aufträge für die Armee zunächst mehr als ausgeglichen werden. Bis 1916 stiegen die Umsätze auf Rekordhöhen. Erst danach kam es zum Einbruch in der Produktion infolge eines wachsenden Rohstoffmangels, der bis zum Kriegsende andauerte.

Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich die Ebinger Industrie zunächst positiv, wenn sie auch mit zahlreichen Problemen, wie dem Ausfall von Fachkräften durch den Krieg oder Absatzschwierigkeiten auf den Exportmärkten fertig werden mußte. Die Firma Groz-Bekert hatte zum Beispiel in der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg 80 Prozent ihrer Produktion exportiert.

Die Textilbranche entwickelte sich kräftig und war durch eine stark gewachsene Inlandsnachfrage voll beschäftigt. Neue Betriebe zur

Trikotagen- und Samtherstellung wurden errichtet, andere erweiterten ihre Produktionskapazitäten. Auch in Tailfingen wuchs die Zahl der Rundstühle der Trikotagenindustrie bis 1930 auf 3100 an. Aus Gründen der Rationalisierung wurde zudem die Sicherheit eingeführt.

In den Firmen der metallverarbeitenden Industrie wurden die Produktionsanlagen ebenfalls ausgedehnt und modernisiert. Dies geschah, obwohl die Inflation der frühen zwanziger Jahre sowohl die Industrie als auch die Arbeiter vor große Probleme stellte.

Die Weltwirtschaftskrise ab 1929 machte dem Aufschwung der Ebinger Industrie jedoch ein Ende, wenn auch nicht in einem solchen Maß wie in anderen Teilen des Reiches. So gab es auch in dieser Zeit Phasen mit positiverer wirtschaftlicher Entwicklung. Dennoch mußten fast alle Betriebe in den Jahren von 1930 bis 1933 einen mehr oder weniger großen Rückgang ihrer Produktion hinnehmen. Der Export von Baumwollgeweben aus Deutschland ging, wie auch der Gesamterlös der deutschen Ausfuhren, ebenfalls stark zurück, nachdem er 1929 ein Rekordniveau erreicht hatte. Dies bereitete naturgemäß auch der Ebinger Industrie große Probleme.

Dennoch konnte sich die Industrie im Raum Ebingen/Tailfingen noch bis Ende 1931 einigermaßen über Wasser halten. Noch im Januar 1932 konnte der Tailfinger Bürgermeister Höfel „mit besonderer Dankbarkeit feststellen“ daß „wir in Tailfingen immer noch verhältnismäßig gut dran sind“.

### Der Einbruch kam 1932

Jedoch schon im Frühjahr desselben Jahres kam der Einbruch. Verbreitet kam es zu Be-

## Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb

3. bis 5. Höhle der losen Folge / Von Jürgen Scheff, Albstadt

### 3. Kleiner Hohler Fels

(Kleiner Hohlefels)  
Albstadt-Ebingen  
Höhlenkataster-Nr. 7820/06

**Lage:**  
5 km südlich Martinskirche Ebingen im Truppenübungsplatz „Großer Heuberg“, 870 m NN

**Verbleib:**  
Verschollen

Am 25. Juni 1924 untersuchten Georg Kraft und Rudolf Stampfuss den Kleinen Hohlen Fels, offenbar ohne großen Erfolg. Kraft bezweifelt, sicher zu Unrecht, die natürliche Entstehung der Kleinhöhle. Künstliche Veränderungen sind jedoch wahrscheinlich. Hinter der Eingangsschwelle fand er 25 cm Humus mit Steinen vermischt. Von einer weiteren Untersuchung wurde abgesehen.



triestillegungen, Entlassungen und Kurzarbeit. Besonders stark betroffen war die dominierende Trikotagenindustrie. So stieg die Arbeitslosenrate unter den Trikotagenarbeitern im Raum Ebingen bis Anfang 1932 auf 50 Prozent. Die Zahl der Trikotagenhersteller sank dagegen in Ebingen bis 1934 auf 17 Betriebe. Wenige Jahr zuvor waren noch 23 Unternehmen in dieser Branche tätig gewesen.

Bei der Jahrestagung des Textilindustriellenverbandes am 30. April 1932 in Ebingen hieß es, daß „die deutsche Trikotagenindustrie im allgemeinen und in diesem Bezirk noch nie seit ihrem Bestehen eine solch katastrophale Wirtschaftskrisis durchgemacht hat“. Danach war der Beschäftigungsgrad in dieser für Ebingen so wichtigen Branche im Winter 1930/31 noch befriedigend, im Sommer 1931 zeigte die Krise jedoch ihre ersten Auswirkungen, die lediglich durch die erhöhte Winternachfrage von Oktober bis Januar etwas gebremst wurden. Vom Januar 1931 an sackte der Beschäftigungsstand der Trikotagenhersteller jedoch drastisch ab, ab Ostern 1931 trat ein völliger Stillstand in der Auftragserteilung ein mit der Folge, daß im gesamten Balingen Verbandsgebiet der Beschäftigungsgrad auf 50 Prozent absank. Auch für das Jahr 1932 beklagte der Vorsitzende des Ebinger Handels- und Gewerbevereins, W. Conzelmann, eine weitere Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der Stadt.

Zur selben negativen Beurteilung der wirtschaftlichen Lage kam wenige Tage später der Ebinger Fabrikant Heinrich Cleß in einer Rede, die er in seiner Eigenschaft als Aufsichtsratsvorsitzender der Gewerbebank Ebingen bei deren Generalversammlung hielt. Danach war „das Jahr 1932 das schlimmste seit Bestehen der Gewerbebank Ebingen gewesen.“

Eine weitere, 1928 durch Paul Eith, den Leiter des Ebinger Heimatmuseums, durchgeführte Probegrabung ergab „winzige, meist rote (römische ?) Scherben“. Diese kulturelle Zuweisung scheint fraglich und kann, da die Funde verschollen sind, nicht überprüft werden.

**Schrifttum:**  
Akten des Stadtarchivs Albstadt, Flurnamen-Kataster. Peters 1946, S. 12.

### 4. Hüttenkirchle

(Hexenküche)  
Albstadt-Truchtelfingen  
Höhlenkataster-Nr. 7720/07

**Lage:**  
2,4 km östlich der Galluskirche Truchtelfingen auf dem Degerfeld, 890 m NN

Nach alten Überlieferungen aus dem Volksmund sollen im Hüttenkirchle, einer kleinen Felsengrotte auf dem Degerfeld, während der Wirren des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) Gottesdienste abgehalten worden sein. Um diese Sage zu bestätigen, führten Karl und Friedrich Schaudt aus Bitz im Auftrag des damaligen Truchtelfinger Pfarrers vor dem Ersten Weltkrieg Grabungen durch. Das genaue Datum der Grabung ist nicht mehr zu ermitteln; die widersprüchlichen Angaben schwanken zwischen 1910 und 1913, am wahrscheinlichsten ist Sommer 1911. Hinsichtlich der religiösen Nutzung der Höhle ergaben sich

keine Erkenntnisse. Bedeutender war jedoch das Auffinden von 35 Feuersteinwerkzeugen bzw. -abschlägen aus der späten Altsteinzeit, die das Hüttenkirchle als Station des Jungpaläolithikers belegen. Außer der spärlichen Angabe, daß die Funde an der „Nordostecke vor der Höhle“ gemacht worden waren, sowie dem Hinweis, daß sich eine Feuerstelle im vorderen Teil der Höhle befand, ist keine weitere Funddokumentation bekannt. Ob Scherben, die Schaudt ebenfalls barg und an das Heimatmuseum Ebingen verkaufte, wirklich römisch sind, ist nicht zu klären, da die Scherben verschollen sind und spätere Grabungen keine Funde aus römischer Zeit mehr ergaben.

Durch einen Briefwechsel vom Oktober 1912 mit der Altertums-Sammlung in Stuttgart ist eine offenbar kurz zuvor erfolgte Grabung eines Präzeptors Seiler aus Balingen im Hüttenkirchle bekannt. Seilers Angaben zu den aufgefundenen Tonscherben und Knochen sind spärlich (Brief v. 16. Okt. 1912): „... Die Höhle liegt auf einem Hügel mit Wald bewachsen, sie ist an der Öffnung etwa 4 m lang, unmittelbar vor der Öffnung wurden in schwarzem Boden die roten Scherben 8 cm unter der Erde, die schwarzen Stücke 25 cm tief ausgegraben.“ Der Verbleib der Scherben, die in Stuttgart als ausnahmslos mittelalterlich bestimmt wurden, sowie der Knochen ist unbekannt.



Paul Eith, der Begründer des Heimatmuseums Ebingen, grub 1923 ebenfalls im Hüttenkirchle, ohne weitere Hinterlassenschaften des Steinzeitmenschen zu finden, doch wurden geborgene Tierreste vom Urgeschichtlichen Forschungsinstitut in Tübingen als eiszeitlich, vermutlich Lemming, bestimmt (Brief Georg Kraft v. 18. Juli 1923). Eith berichtet ferner in der Inventarliste des Heimatmuseums, „daß in einer der hinteren Felsnischen eine Menge Rhynchonellen auf 1 Häufchen in ca. 20 cm Tiefe – im eiszeitlichen Boden! – lagen.“ Auch Heinrich Breeg, Nachfolger von Paul Eith als Leiter des Heimatmuseums Ebingen, führte 1932 eine Nachuntersuchung durch, die durch einen Brief vom 21. Juni 1933 an die Württembergische Altertumsammlung Stuttgart belegt ist:

„... Eine Nachgrabung, die ich im August vor. Jahres vornahm, ergab an der unberührten linken Seite des Eingangs eine 30–70 cm starke Humusschicht mit Steinen untermischt. Unter derselben kam gewachsener Fels. Gefunden wurden einige anscheinend angeschlagene Feuersteinknollen, Knochenreste, eine Münze von 1622 (Johann Friedrich) und oberher neuzzeitliche Scherben. In der Grotte fand sich in der Mitte nahe der Hinterwand ein Silexrest von der braunroten Art und in der r. Hälfte in geringer Tiefe Nagetierreste.“

Die 1622 geprägte württembergische Münze läßt nun doch eine wie auch immer geartete Nutzung des Hüttenkirchles in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und somit den wahren Kern der alten Überlieferung erkennen. Im Juni oder August 1950 führte Ulrich Binder, Stuttgart, eine Nachgrabung ohne nennenswertes Ergebnis durch. Er konnte auf der Höhlensohle im Hintergrund der Höhle nur noch einen fußhohen Schichtrest aus Lehm Kies mit spärlichen Faunenresten feststellen.

**Schrifttum:**  
Akten des Museums Ebingen.  
Breeg 1939 a, S. 35–37.  
Breeg 1953, S. 73, 74.  
Eith 1926.  
Eith 1932.  
Eith 1934.  
Eith o. J., H. 1, S. 3, 16.  
Eith o. J., H. 3/4, S. 12.  
Riek 1935, S. 7.  
Rieth 1938 a, S. 28.  
Rieth 1938 b, S. 25–27, 214.  
Scheff 1987, S. 14, 24, 25, 70.

## 5. Bernlochhöhle

(Höhle in Bernloch, Hohler Fels in Bernloch)  
Albstadt-Truchelfingen  
Höhlenkataster-Nr. 7720/04

### Lage:

2,4 km ost-südöstlich der Galluskirche Truchelfingen auf dem Degerfeld, 900 m NN

Das Auffinden altsteinzeitlicher Feuersteinwerkzeuge durch Karl Schaudt, Bitz, im nahegelegenen Hüttenkirchle, veranlaßten Heinrich Breeg, den Leiter des Heimatmuseums Ebingen, am 22. April 1933 eine Probegrabung im Eingangsbereich der kaum bekannten und völlig zusegmentierten Bernlochhöhle auf dem Degerfeld durchzuführen. Die Grabung ist sowohl durch eine Profilzeichnung als auch durch mehrere Grabungsberichte gut dokumentiert.

Die Ausbeute der Sondierung war beachtlich. Neben Scherben der Latene-, Hallstatt- und der Bronzezeit (Urnenfelderkultur?) lieferten die oberen Schichten auch Keramik der jungsteinzeitlichen Schwieberdinger Kultur. In größerer Tiefe wurden in einer Kiesschicht zwei Feuerstellen angeschnitten, in deren Umgebung sich 20 Feuersteinartefakte bzw. -abschläge, eine kleine Knochennadel sowie zahlreiche, teilweise verbrannte Knochenreste einer eiszeitlichen Tierwelt mit Höhlenbär, Wildpferd sowie einem Wildrind fanden.

Bereits kurz nach der Entdeckung dieser Fundstelle setzten Raubgrabungen ein. So kam ein größeres Knochenfragment durch Schick, Bitz, vermutlich 1934 ins Heimatmuseum Ebingen. In bezug auf diese unkontrollierte Zerstörung der Fundstelle versuchte Adolf Rieth, Tübingen, für den Sommer 1936 eine „Schulungsgrabung“ mit der Hitlerjugend des Bezirks in der Bernlochhöhle in die Wege zu leiten. Die Einzelheiten der Finanzierung sowie der technischen Durchführung waren durch Gefolgschaftsführer König, den Leiter der Abteilung für weltanschauliche Schulung im Gebiet 20 der Hitlerjugend, bereits bis ins Detail vorgeplant. Dieses abenteuerliche Ansinnen, eine Grabung mit ungeschulten Laien durchzuführen, wurde von Walter Veeck, dem kommissarischen Leiter des Württembergischen Landesamtes für Denkmalpflege in Stuttgart, abgewehrt (Brief v. 8. Juli 1936 an das Oberamt Balingen):

„Aus Gründen der archäologischen Denkmalpflege kann ich die Erlaubnis zur Ausgrabung der Bernlochhöhle bei Tailfingen nicht erteilen. Es besteht die Gefahr, daß durch die Grabung mit ungeschulten Kräften, die noch – in der teilweise schon angegrabenen Höhle – vorhandenen prähistorischen Spuren zerstört werden, ohne daß eine gründliche wissenschaftliche Auswertung möglich ist. Die Gefahr ist umso größer, da eine Untersuchung immer die Zerstörung des vorgeschichtlichen Denkmals mit sich bringt. Eine Ausgrabung sollte daher nur in wissenschaftlichem Interesse und von den dazu amtlich bestellten Fachgelehrten erfolgen. Weiter steht zu befürchten, daß die bei der Grabung gefundenen Gegenstände, die unersetzliche Urkunden sind, teilweise verlorengehen, wenn sie nicht sofort gut etikettiert in eine öffentliche Sammlung kommen. Zudem erfordern manche Funde, haupt-



sächlich die Knochen- und Holzfunde, ferner das keramische Fundmaterial eine sofortige Konservierung in eine Museumswerkstatt, weil sie sonst sofort zugrunde gehen...“

Trotz größter Bedenken konnte Walter Veeck eine Grabung durch ein Schulungslager des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, Gau Württemberg-Hohenzollern, in der Bernlochhöhle vom 7. bis 16. August 1939 unter der Leitung des ihm „so sympathischen Herrn Rieth“ nicht abwenden (Brief an Prof. Gieseler v. 21. Mai 1940). Der Initiator der Grabung, Emil Kost, „Gausachbearbeiter für Deutsche Vorgeschichte im NS-Lehrerbund und Gaubeauftragter der NSDAP“, setzte Veeck hiervon nur noch förmlich in Kenntnis, einer Zustimmung bedurfte es offenbar nicht mehr!

In sechstägiger Grabung mit durchschnittlich sieben Mann wurde der Vorplatz in einem breiten Schnitt untersucht und der vordere Teil der Höhle ausgegraben, doch ergaben sich gegenüber 1933 kaum neue Erkenntnisse. Neben einer bearbeiteten Rippe eines größeren Säugetiers wurden wiederum eiszeitliche Tierreste von Höhlenbär, Höhlenhyäne sowie Fellnashorn in tieferen Schichten gefunden. Aus oberen Schichten stammen vorgeschichtliche Scherben. Unter dem Höhleneingang fand sich ein menschliches Schädelbruchstück in 70 cm Tiefe, möglicherweise der Rest einer Bestattung. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhinderte eine Bearbeitung des Fundmaterials; eine wissenschaftliche Publikation liegt mit Ausnahme eines Kurzberichts von Rieth bis heute nicht vor.

Daß bei der Grabung von 1939 wohl nicht allzu sorgfältig gearbeitet wurde, belegt der Fund eines menschlichen Unterkieferfragments mit zwei Zähnen. Er wurde von Else Amann, einer Teilnehmerin der Schulungsgrabung, im Mai 1940 angeblich auf dem Schutt unter dem Höhlendach aufgelesen. Eine C-14-Untersuchung durch das Urgeschichtliche Institut der Universität Tübingen (Fr. Haas) datiert den Kiefer auf 3500–3000 v. Chr., wobei das höhere Alter wahrscheinlicher ist. Somit dürfte eine jungsteinzeitliche Bestattung in der Bernlochhöhle vorliegen, zu der möglicherweise auch das 1939 geborgene Schädelfragment gehört.

Ulrich Binder, der die Höhle im Juli oder August 1950 besichtigte, hat hier offenbar nicht gegraben. Bei Begehungen der Bernlochhöhle durch Achim Lehmkuhl, Tailfingen, am 27. Dezember 1980 sowie Jürgen Scheff, Ebingen, im Mai 1985, konnten einige vorgeschichtliche Scherben aus dem alten Grabungsschutt bzw. dem Auswurf eines Fuchsbaumes in der Höhle geborgen werden.

**Schrifttum:**  
Akten des Museums Ebingen.  
Briel 1974, S. 58–60.  
Breeg 1939 a, S. 35–37.  
Breeg 1953, S. 73–76.  
FBSNF 8, 1935, S. 65.  
FBSNF 11, 1951, S. 20.  
Rathgeber 1987, S. 31.  
Rieth 1938 a, S. 28, 29.  
Rieth 1938 b, S. 25–27, 38–40, 214, 217, 228, 249.  
Scheff 1987, S. 9, 16, 24–27, 34, 35.

# Stein bei Hechingen und das Rosenfelder Römerbad

2. Teil (Schluß) / Von Dekan Karl Hartmann, Rosenfeld

Für Stein kann man guten Gewissens Propaganda machen: Nicht nur Ausgrabungen und Rekonstruktionen sind zu besichtigen, sondern auch in einem kleinen Museum überaus interessante Kleinfunde an Werkzeugen, Geräten, Geschirr, Spielzeug, Kleidungsresten usw. Eine Videoschau versetzt den Besucher in die Zeit der einstigen Bewohner, und aus anderen Gegenden Württembergs sind Kopien bedeutender bildhauerischer Arbeiten zu besichtigen. Man gewinnt in der Tat Einblicke in das römische Leben jener Zeit, die Bücher nicht hergeben.

Noch weit ausführlicher sind solche Einblicke natürlich in Rottweil zu erhalten. Die dortige römische Abteilung des Dominikanermuseums hinter der Predigerkirche konnte natürlich auf weit mehr Material zurückgreifen, denn das römische Rottweil war sicher der bedeutendste städtische Mittelpunkt des ganzen Zehntlands, mit zahlreichen Wohnvierteln, Handwerkerbetrieben, großen Badeanlagen und überhaupt allem, was eine Besatzungsmacht eben so braucht.

Das Rosenfelder Römerbad macht leider einen bescheideneren und im Moment eher etwas trostlosen Eindruck, obgleich es nach seiner Entdeckung und Ausgrabung mit viel Liebe für Besucher hergerichtet wurde und in seinen Wandtafeln eine Menge interessanter Informationen über die kurze Zeit der Römerherrschaft in unserem Land anbietet.

Bedauerlicherweise hat die Stadt Sulz veräußert, ihren ausgegrabenen Vicus-Bereich für Besucher herzurichten, sonst könnte man dort ein ganzes Handels- und Handwerkerdorf vor den Toren des Kastells besichtigen. Aber den Sulzern war ihr neues Wohnviertel wohl wichtiger, was ich für schade finde. Die Ausgrabungen des Landes wurden deshalb zum größten Teil wieder zugeschüttet.

Kehren wir nocheinmal zum schwäbischen Limes zurück. Der Baubeginn liegt um das Jahr 85, damals regierte noch der verschlagene Domitian, und fertig war der Wall etwa 138-145 nach Christus unter der Regierung des Antonius Pius, einer der tüchtigen Soldatenkaiser, zu denen wir auch Trajan, Hadrian und Markus Aurelius zählen dürfen. Damals erreichte das Römerreich seine weiteste Ausdehnung, aber die Herrlichkeit dauerte gar nicht so sehr lange.

Und auch mit dem Limes ging es wie mit allen Verteidigungsanlagen aller Zeiten, einschließlich der chinesischen großen Mauer, der Maginotlinie oder dem Hitler'schen Westwall. Nirgendwo hielt eine solche Grenze längere Zeit stand, immer wurde sie überrannt. Und auf besonders brutale Weise geschah dies mit dem Limes. So endet auch das Video über Stein bei Hechingen mit einer Brandkatastrophe und einer vernichtenden Plünderung, und die dafür Verantwortlichen sind wie in Sulz und Rottweil die Alamannen.

## Als die Alamannen kamen

Die Alamannen sind kein germanischer Stamm, sondern ein aus mehreren Stämmen gebildeter Stammesverband, der sich diesen Namen erst verhältnismäßig spät gab. Dem Hauptstamm dieses lange Zeit in der mecklenburgischen Gegend ansässigen Verbands sind wir schon begegnet, den Sueben, von denen die Schwaben ihren Namen haben. Und die Überschreitung des Limes war der westlichste Teil eines allgemeinen großen Angriffs der Germanen auf die römische Donaugrenze von Donaueschingen bis zum Schwarzen Meer.

Schon 50 Jahre nach Fertigstellung des Limes mußte Kaiser Markus Aurelius einen ersten Angriff der Markomannen an der Donau mühsam zurückschlagen. Er wäre ja viel lieber der Philosoph auf dem Kaiserthron gewesen, Friedenskaiser und Wohlstandsgarant des Römerreichs, aber der ständige Germanenkrieg rieb seine Gesundheit auf.

Im Jahr 185 begegnen wir zum ersten Mal dem Namen „Alamannen“ für germanische Angreifer, die von nun an immer wieder in kleinen Räubergruppen den Limes überschreiten und das Land ausplündern. Nachdem sie immer frecher werden, rafft sich Kaiser Caracalla, ein durch Mord und Gewalt an die Regierung gekommener Usurpator, dazu auf, noch einmal einen Krieg in unserem Land zu führen, kann die Alamannen schlagen und sogar ins eigentlich germanische Gebiet hinein verfolgen. Auch Maximinus der Thrazier, ein ehemaliger Faustkämpfer aus der Arena auf dem römischen Thron, schlägt sie nocheinmal zurück, aber dann geht es rasch. Zwischen 242 und 253 wird der Limes immer wieder durchbrochen, das Zehntland ausgeraubt, und in diese Zeit fällt wohl auch die Zerstörung der Gutshöfe Stein und Rosenfeld. 250 entschließen sich die Römer zur Aufgabe des Zehntlands und ziehen sich hinter Rhein und Donau zurück, und 259 sind die Alamannen schon so mächtig, daß sie einen Angriffszug gegen Italien führen können. Erst am Gardasee werden sie im Jahr 268 aufgehalten und ziehen sich nach Norden zurück, und gegen 300 können wir damit rechnen, daß die ihr heutiges schwäbisch-alemannisches Sprachgebiet fest in der Hand haben, nämlich das Schwabenland, das Elsaß und die Nordschweiz.

Und nachdem sie vorher die römische Besiedlung vernichtet haben, beginnen sie nun selbst das eroberte Land zu besiedeln, und zwar ziemlich dicht. Das können wir nun sehr leicht auf jeder Landkarte feststellen. Die alamannischen Adligen gründen Dorf um Dorf, das dann ihren Namen trägt und mit den Silben -ingen, -heim, -weiler, -feld, -dorf oder -hausen endet. Isingen ist die Siedlung Isos, Tailfingen die Siedlung Dagolfs usw. Wer einmal diese Dörfer und Siedlungen auf der Karte anstreicht, findet etwas Verblüffendes heraus: Am Schwarzwaldrand reißt die Kette der Siedlungen abrupt ab. Am Rand zum oberen Kinzigtal, zum Nagold- oder Enztal ist Schluß. Westlich davon ist Wildnis, urwaldähnlicher Wald, und die Täler sind Sumpfniederungen, zur Rodung noch untauglich.

## Dann wird es still um sie

In den nächsten Jahrhunderten wird es freilich still um die Alamannen. Offensichtlich haben sie ihr Land kultiviert, ihre Orte und Städte ausgebaut, umfangreichen Handel mit ihren römischen, gallischen und germanischen Nachbarn getrieben, von militärischer Eroberungspolitik aber Abstand genommen. Wenn man Karten über die Völkerwanderungszüge anschaut, findet man sie kaum eingetragen. Darum hat sich auch die Forschung mit ihnen viel weniger beschäftigt als etwa mit den Goten, den Vandalen, den Burgundern, den Franken oder den Angelsachsen.

Nur einem Teilstamm, den nördlichen Sueben, begegnen wir in der Völkerwanderungszeit wieder. Sie schlossen sich dem großen Wanderzug der Vandalen an, kamen mit ihnen nach Spanien, machten aber den Eroberungszug von Wandalusien nach Nordafrika nicht mit, sondern blieben im Nordwesten Spaniens sitzen. Auch die nächsten Herren Spaniens, die

Westgoten, wagten sich nicht in ihre Nähe, und als schließlich die Araber Spanien eroberten, geboten ihnen die Sueben Nordspaniens Halt. Wenn man heute die großen Adelsgeschlechter der kastilischen Spanier genügend weit zurückverfolgen würde, käme man mit ziemlicher Sicherheit auf Schwaben, und auch die Könige Kastiliens und später Gesamtspaniens sind eigentlich schwäbischer Herkunft, was heute kein Mensch mehr weiß.

Gegen 500 mußten sich die Alamannen dann dem brutalen Frankenkönig Clodovech beugen und waren von nun an eine relativ unbedeutende Provinz des fränkischen Merovingerstaaats mit allerdings weitgehender Selbstverwaltung. Als ihr letzter Herzog wird um 730 ein gewisser Landfried erwähnt. Aber da sind wir schon bei unserem nächsten Thema.

## Wer sind wir eigentlich?

Eine kurze Bilanz sei noch erlaubt. Wer sind wir eigentlich, wir Schwaben? Unter der nationalsozialistischen Rassenideologie wurde ja immer behauptet, nur rassenreine Völker, vor allem nordisch-arische Völker seien die wahren Kulturträger. Genau das Umgekehrte beweist die Geschichte, und wir sind ein Paradebeispiel. Kaum irgendwo in Deutschland sind die Menschen so durcheinandergemischt worden wie bei uns. Steinzeitmenschen, Kelten, römische Legionsveteranen aus aller Herren Länder, germanische Alamannen: jede dieser Gruppe hat die vorhergehende geschluckt oder sich mit ihr vermischt, und herausgekommen sind wir Schwaben. Dabei haben wir noch nicht einmal die Hälfte aller denkbaren Ahnen beisammen. Kreuzfahrerheere zogen durch unser Land nach Süden, immer wieder war es das Ziel von Eroberern, besonders aus dem Westen, im Dreißigjährigen Krieg aber auch aus Kroatien und aus Schweden, und wenn man in der Zeitung liest, wie die serbischen Marodeure mit den Moslemfrauen in Bosnien umgegangen sind, kann man sich einiges denken und auch die Folgen davon.

Das alles steckt in uns. Und da sollten wir plötzlich fremdenfeindlich werden können? Was nicht heißt, daß wir alles gutheißen müssen, was mit Nichtschwaben unter uns zu tun hat, etwa rumänisches Bandenwesen oder die Mentalität, die meint, man dürfe nur das Wort „Asylant“ aussprechen, dann sei man bis an sein Lebensende gut versorgt, ohne noch etwas tun zu müssen. Aber vielleicht war das jetzt ein Gedanke, der meinem Alamannentum entspricht. Waren unsere Vorfahren nicht überaus fleißige Leute und darum viel erdgebundener als andere deutsche Stämme? Ohne ihr „Schaffen, Sparen, Häusle bauen“ wäre unser Ländle entfernt nicht so schön und spräche uns unsere Heimat entfernt nicht so traulich an.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dekan Karl Hartmann  
Mömpelgardgasse 17, 72348 Rosenfeld  
Stephan Link  
Burgstreige 3, 72070 Tübingen  
Jürgen Scheff  
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

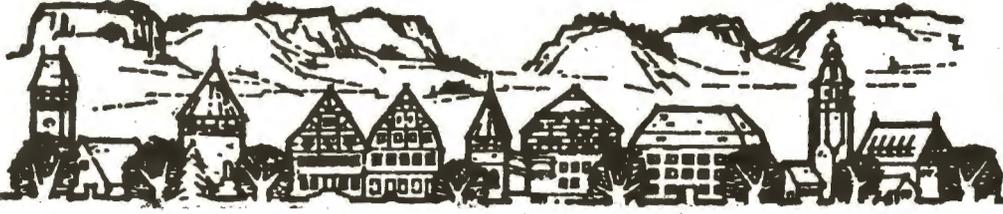
**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 43

31. Oktober 1996

Nr. 10

## „Die Liebe der Schwestern hat gesiegt“

Erschütterndes aus der Zeit unmittelbar nach Kriegsende / von Fridl Müller, Balingen

Als am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg begann, war ich gerade 23 Jahre alt. Meine Eltern betrieben eine mittelgroße Landwirtschaft und ein Fuhrunternehmen im Holz-, Heu- und Mehlhandel. Wir waren drei Geschwister und mußten den Eltern überall recht fleißig zur Hand gehen. Mit Kriegsbeginn änderte sich mit einem Schlage sehr vieles. Der Mehlhandel wurde von heute auf morgen eingestellt, Getreide und Kartoffeln, Milch, Eier und Schlachtvieh mußten abgeliefert werden. Wir litten zwar keine Not, mußten aber dennoch sehr bescheiden und sparsam leben.

Mein einziger Bruder war zu diesem Zeitpunkt gerade 12 Jahre alt. Da unsere Mutter wegen der vielen Feld- und Hausarbeit keine freie Minute hatte, bemutterte ich natürlich den kleinen Bruder, wo ich nur konnte. Ich strickte und nähte für ihn und war von morgens bis abends um ihn besorgt. Er hing mit großer Liebe an mir. Meine Schwester, die damals 20 Jahre alt war, wurde 1940 kriegsdienstverpflichtet und später als Stabshelferin in Frankreich und Dänemark eingesetzt.

Als ich einen schweren Unfall erlitt und dadurch ein Auge verlor, konnte ich den Eltern in der Landwirtschaft nicht mehr helfen. Deshalb erlernte ich in Abendkursen Buchhaltung, Maschinenschreiben und Stenographie. Mein Bruder besuchte nach seiner Schulentlassung die Landwirtschaftsschule in Balingen. Dort wurden die damals erst 17jährigen Jungen von einem Angehörigen der SS gezwungen, sich für ein Wehrtüchtigungslager und den Eintritt in die Waffen-SS zu verpflichten. Da man damals ja erst mit 21 Jahren volljährig war, kämpften meine Eltern verzweifelt, um die Unterschrift des minderjährigen Jungen für ungültig zu erklären. Aber alle Einwände wurden abgelehnt und der Junge wurde zur SS einberufen. Nach einer Ausbildungszeit von nur drei Wochen in einer SS-Kaserne in Kaiserslautern wurde er im September 1944 zum Einsatz in die Ardennen-schlacht abtransportiert.

Wegen einer schweren Erkrankung wurde er wenig später in ein Lazarett nach Joel in Ostpreußen verlegt und dort operiert. Nur zu einem kurzen Erholungsurlaub kam er noch einmal nach Hause. Ich war sehr besorgt um seine Gesundheit und schickte ihm in unermüdlicher Tag- und Nachtarbeit noch rasch einen warmen Pullover. Als erneut der Abschied kam, saß er auf seinem Bett und weinte bitterlich. Er hat wohl gespürt, daß dies schon ein Abschied für immer war.

Ich begleitete ihn noch mit der Bahn bis nach Ludwigsburg. Von dort aus ging wenige Tage vor Weihnachten 1944 ein Urlauberzug direkt an die Front. Da seine Einheit ständig unterwegs war, stieß er erst nach langem Suchen auf sie. Dabei litt er noch ständig an den Schmerzen der kaum verheilten Operationsnarbe. Nach den Weihnachtsfeiertagen erhielten wir einen Brief von ihm, in dem er uns von den schweren Kämpfen in den Ardennen berichtete. Mehr als einmal hatte er den Tod vor Augen und mußte fürchten, den Kampf nicht zu überleben. Bis Silvester war es dann wieder etwas ruhiger.

### Das Unglück geschah am 6. Januar 1945

Bei Michigan in Belgien erlitt mein Bruder einen Rückenmarksschuß und war dadurch querschnittsgelähmt. Amerikanische Soldaten fanden ihn auf dem Schlachtfeld. Er wurde von einem französischen Hafen aus per Schiff in ein Lazarett nach Oxford gebracht. Dort ging es ihm zu Anfang wieder etwas besser, denn die Ärzte konnten ihm noch die erforderlichen Medikamente geben. Als schwerverwundeter Gefangener wurde er aber erst im Juli 1945 ausgetauscht und vom Schiff aus auf einen Militär-Lkw verladen, der zu einem notdürftig hergerichteten Lazarett in die Theodor-Körner-Schule nach Kronenberg bei Wuppertal fuhr. Die Erschütterungen infolge der schlechten Straßen und Wege verursachten dem Verwundeten schreckliche Schmerzen. Von diesem Tage an ging es mit seinem Befinden ständig bergab. In unserem völlig zerstörten Land gab es kaum noch Medikamente. Mein Bruder fühlte wohl, daß es mit ihm zu Ende ging. Da er selbst nicht mehr schreiben konnte, diktierte er der Lazarettschwester einen Abschiedsbrief an Eltern und Geschwister.

*Liebe Eltern, meine lieben Schwestern!*

*Ich weiß, daß ich sterben muß. Seid nicht traurig, denn der Herrgott hat es so gewollt und ich gehe gern zu Gott. Lebt gut weiter! Wenn jemand von Euch mich besuchen will, ich habe noch einige Sachen hier. Liebe Mutter, ich danke Dir vielmals für alles Gute, das Du mir getan hast. Lieber Vater, Du hast auf mich gewartet, was jetzt ganz umsonst war. Liebe Schwestern, ich habe Euch ja immer so lieb gehabt. Ich war in England schon beinahe ausgeheilt, aber der Transport hierher hat mir mein Leben genommen. Meine eigentliche Verwundung hätte mir gar nichts ausgemacht, ich hatte nur sehr große Liegewunden. Die Lähmung hätte sich vielleicht wieder gebessert, aber meine Nerven waren sehr erschüttelt. Ich hatte so sehr gehofft, daß ich später wieder gehen könnte. Dann hätte ich auch wieder arbeiten und den Hof übernehmen können. Aber die Liegewunden waren so schlimm, daß mein Körper dies nicht mehr verkraften konnte. Ich will zum Schluß kommen, bitte seid nicht traurig! Viele Grüße an Euch, liebe Eltern und Schwestern und an alle Verwandten. Den Brief wird eine Schwester mitnehmen!*

Da es in diesen Tagen so gut wie keine Bahnverbindung mehr gab, wurde der Brief von

Hand zu Hand gereicht und traf endlich nach drei Wochen im Elternhaus ein. Welch eine erschütternde Nachricht, vor allem für meine Mutter.

Mit wurde klar, daß ich meinen Bruder so schnell wie möglich besuchen mußte. Da meine Schwester in der Zwischenzeit in amerikanische Gefangenschaft geraten war, beschloß ich, alleine mit dem Fahrrad nach Kronenberg zu fahren. Beim Gouvernement in Balingen beantragte ich einen Passierschein, um durch die Besatzungszonen zu kommen. Unser Gebiet war französische, der Stuttgarter Raum amerikanische Zone, andere Gebiete waren von Engländern und Russen besetzt. Der Antrag wurde abgelehnt mit dem Hinweis, ich solle mich an die Hauptstelle des Gouvernements Baden-Baden wenden. Nach mehrtägigem verzweifeltem Warten kam auch von dort ein abschlägiger Bescheid.

Die Angst und Sorge um den geliebten Bruder duldeten nun keinen Aufschub mehr, und so beschloß ich kurzerhand, eben ohne Passierschein loszufahren. Meine Absicht war, den Bruder in die Universitätsklinik nach Tübingen verlegen zu lassen, um in seiner Nähe zu sein und wo ihn auch die Eltern besuchen könnten. Mein Rucksack war vollgepackt mit Brot, Speck, Butter, Eiern und Honig. Wir waren Selbstversorger und bekamen deshalb keine Lebensmittelkarten. In einem Brustbeutel hatte ich 1000 Reichsmark verwahrt.

Als ich mich eben von den Eltern verabschieden wollte, traute ich meinen Augen nicht: Auf einem alten, klapprigen Fahrrad kam meine Schwester angefahren! Sie war kurz zuvor aus der Gefangenschaft in Traunstein/Obb. entlassen worden und hatte sich auf allen möglichen Umwegen in die Heimat durchgeschlagen. Bei einem Sturz mit dem Rad hatte sie sich den Arm verletzt. Erschöpft aber glücklich schloß sie uns alle in die Arme. Als sie vom Unglück des Bruders erfuhr, bat sie mich, noch einen Tag zu warten, um sich erholen zu können, denn natürlich wollte sie mich begleiten. So fuhren wir erst am Samstag, dem 28. Juli 1945 gegen 16 Uhr los und übernachteten in Tübingen bei einer ehemaligen Wohnungsvermieterin, die ich noch von früher kannte.

Am Sonntagmorgen wollten wir schon sehr früh aufbrechen, aber da überfiel mich plötzlich eine Übelkeit, die ich mir nicht erklären konnte. Doch wir mußten ja weiter, denn die Zeit drängte. Als wir gegen Mittag in Echterdingen ankamen, versorgten uns einige dort stationierte Amerikaner zuerst einmal mit Kaffee und legten mich dann auf eine Decke ins Gras. Erst nach einer Stunde (später erfuhr ich, daß dies die Sterbestunde meines Bruders war) ging es mir wieder etwas besser und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen. Ohne Landkarte und Ortskenntnisse fuhren wir nun Richtung Rhein. Es war bereits später Abend, als wir in die Nähe von Ettligen bei Karlsruhe kamen. Dort mußten wir uns ein Quartier für die Nacht suchen, denn um 21.30 Uhr war Sperrstunde. Etwas abseits von der Straße fan-

den wir einen Bauernhof, wo wir von den Bauersleuten sehr freundlich aufgenommen wurden. Wir baten sie, im Heu übernachteten zu dürfen, aber die Bäuerin wehrte ab: „Das kommt nicht in Frage, wir haben oben ein Zimmer mit zwei Betten, da könnt ihr schlafen!“ So viel Gastlichkeit und liebevolle Fürsorge tat uns gut.

### Vom Radeln einen Muskelkater

Am andern Morgen hatten wir vom Radeln einen fürchterlichen Muskelkater, aber unsere Reise mußte weitergehen. Wir banden unsere Rucksäcke auf die Gepäckträger, und damit wir nicht Gefahr liefen, wegen Hamstern angehalten und durchsucht zu werden, bedeckten wir sie mit den weiten Röcken unserer Dirndlkleider.

Der Tag verlief ohne Zwischenfälle; am Abend waren wir zur Zeit der Sperrstunden in einem kleinen Ort in der Nähe von Mannheim. Der Gemeindediener, den wir nach einem Nachtquartier fragten, brachte uns in das dortige Feuerwehrgerätehaus. Das störte uns weiter nicht, denn wir waren froh, daß wir wenigstens ein Dach über dem Kopf hatten. Von Schlafen konnte allerdings in dieser Nacht keine Rede sein, denn in einem nahe gelegenen Gasthof feierten Marokkaner recht lautstark ihren Sieg. Sie tanzten auf Tischen und Bänken herum, grölten und machten einen höllischen Lärm. Am liebsten wären wir wieder ausgezogen, aber der Gemeindediener hatte uns im Feuerwehrhaus eingeschlossen. So mußten wir die ganze Nacht ausharren, bis er uns am frühen Morgen wieder die Tür öffnete. Das Schlimmste war, daß wir nicht einmal eine Toilette aufsuchen konnten.

Der neue Tag versprach sehr heiß zu werden, und als wir auf der Weiterreise auf eine Autobahn gerieten, hofften wir sehr, vielleicht ein Stück weit von einem Lastwagen mitgenommen zu werden. Aber einem deutschen Fahrzeug begegneten wir nicht mehr, denn es gab kaum noch Benzin zu kaufen. Ab und zu fuhr noch ein Auto mit Holzvergaser an uns vorbei. Als wir schon die Hoffnung auf eine bequemere Reise aufgegeben hatten, überholte uns plötzlich ein mit zwei amerikanischen Soldaten besetzter Militärlastwagen. Der Schweiß lief uns bereits in Strömen den Rücken hinunter und wir waren zum Umfallen müde. So wagten wir es, den Soldaten zu winken. Zu unserer Überraschung stoppten sie und hielten am Straßenrand an. Da meine Schwester etwas Englisch verstand, konnte sie sich mit den beiden ein wenig unterhalten. Sie waren bereit, uns mitzunehmen, dafür müßten wir uns aber zu ihnen nach vorne ins Führerhaus setzen.

Das war nun gerade nicht unsere Absicht, und wir gaben ihnen zu verstehen, daß wir lieber hinten auf der Ladefläche bei den Rädern mitfahren wollten. Meine Schwester aber setzte sich dann doch nach vorne, denn sie hoffte, rechtzeitig zu bemerken, was die beiden im Schilde führten. Wir waren schon ein gutes Stück gefahren, da verließ der Fahrer plötzlich die Hauptstraße und bog in einen Waldweg ein. Inzwischen hatte der andere Soldat eine Flasche Wein hervorgeholt; diese sollten wir nun mit ihnen trinken. Als wir dies entrüstet ablehnten, lachten sie schallend und amüsierten sich noch über uns, denn die Angst vor ihnen stand uns sicher deutlich ins Gesicht geschrieben.

Aber nun war meine Schwester zornig geworden und verlangte energisch die Herausgabe unserer Fahrräder. Sie drohte den beiden, bei der nächsten Kommandantur die Nummer ihres Fahrzeugs zu melden. Weil sie aber im Grunde doch recht anständige Kerle waren, wirkte diese Ankündigung ernüchternd auf sie, und so fuhren sie mit uns ganz gesittet weiter in Richtung Darmstadt. Ich saß weiter-

hin hinten unter der Plane und bewachte unsere Räder und die kostbaren Rucksäcke.

### Glaubte, standrechtlich erschossen zu werden

Aufmerksam beobachtete ich immer wieder die Straße und bemerkte plötzlich hinter uns einen Militärjeep, in dem vier amerikanische Soldaten saßen. Mir fuhr ein eisiger Schreck in die Glieder, denn ich hatte ja keinen Passierschein. Die Soldaten, es waren vermutlich Offiziere, stoppten unser Fahrzeug und befahlen den beiden Soldaten und meiner Schwester in scharfem Ton, sich zu mir nach hinten unter die Plane zu setzen. Ein Soldat blieb als Bewacher bei uns, und nach kurzer Fahrt verließen wir die Autobahn und näherten uns dem kleinen Ort Karlsdorf bei Darmstadt. Auf einem holprigen Feldweg fuhren wir direkt auf einen Wald zu. Ich saß wie erstarrt vor Angst, denn natürlich glaubte ich, daß wir nun standrechtlich erschossen würden.

Ich weinte bitterlich. Als wir den Wald fast erreicht hatten, wurde angehalten und wir mußten absteigen. Von zwei Soldaten flankiert, die Gewehre drohend im Rücken, marschierten wir schicksalsergeben bis zu einer kleinen Lichtung, auf der einige Zelte standen. Wir erfuhren, daß dies die Dienststelle der geheimen Militärpolizei war.

Zuerst wurden die beiden Soldaten zum Verhör gebracht, dann kam meine Schwester an die Reihe. Sie konnte sich mit ihren amerikanischen Entlassungspapieren ausweisen. Alle Angaben wurden protokolliert, dann wurde ich ins Zelt geführt. Zum Glück mußte ich nun meine Personalien angeben und keine Ausweispapiere vorzeigen. Als das Verhör beendet war, erklärte uns einer der Offiziere, der gut deutsch sprach, daß wir nun in der für die beiden Soldaten zuständigen Kommandantur abgeurteilt würden.

„Das ist das Ende“, dachte ich, obwohl wir uns ja keiner Schuld bewußt waren. Wieder wurden wir auf den Militärlastwagen verfrachtet, und in rascher Fahrt ging es zur Kommandantur. Der Vorfall war offenbar bereits gemeldet worden, denn die beiden Soldaten wurden sofort abgeführt. Wie zwei Häufchen Elend standen meine Schwester und ich da, als plötzlich ein Offizier auf uns zukam und uns freundlich ansprach. Er erklärte uns, daß die beiden Soldaten gegen die Vorschriften verstoßen hätten und deshalb eine Strafe bekommen würden. Wie diese aussah, erfuhren wir nicht.

In der Hoffnung, vielleicht ungeschoren davonzukommen, begann meine Schwester dem Mann vorzuflunkern, wir hätten in den USA Verwandte. Ob er das glaubte, weiß ich nicht. Jedenfalls grinste er freundlich und fragte uns dann ganz unvermittelt, ob wir für heute schon ein Nachtquartier hätten, denn mittlerweile war es schon wieder später Nachmittag geworden. Wir starrten den Mann verblüfft an und konnten es nicht fassen, daß wir nun doch nicht bestraft werden sollten. Er beauftragte sogar noch zwei Soldaten, uns so schnell wie möglich nach Darmstadt zu fahren, damit wir noch vor der Sperrstunde ein Nachtquartier bekommen konnten. Die Soldaten waren sehr freundlich und reparierten auch noch unsere Fahrräder, von denen bei der wilden Fahrt auf dem Lastwagen die Ketten abgesprungen waren. Wir konnten unser Glück kaum fassen und schworen uns, nie wieder auf einem Militärfahrzeug der Besatzer mitzufahren.

In einem zerbombten Haus, das nur noch eine Ruine war, verbrachten wir mehr schlecht als recht die kommende Nacht. Am Abend des nächsten Tages erreichten wir nach stundenlangem Fahrt die Stadt Bingen am Rhein. Auf der Suche nach einem Schlafplatz entdeckten wir am Bahnhof einen leerstehenden Güterzug. Wir waren viel zu erschöpft, um noch

weiter zu suchen, stiegen mit unseren Rädern in einen Kohlenwaggon und legten uns einfach auf den blanken Boden.

Da der Tag sehr heiß und schwül gewesen war, brach gegen Mitternacht plötzlich ein furchtbares Gewitter los. Der Sturm wirbelte uns den ganzen Kohlenstaub ins Gesicht, denn der Waggon hatte kein Dach, und als der Himmel auch noch seine Schleusen öffnete, waren wir im Nu schwarz wie die Mohren und bis auf die Haut durchnäßt. Zu allem Unglück setzte sich auch noch der Zug plötzlich in Bewegung und es gelang uns nicht mehr, abzuspringen. Die Nacht war rabenschwarz und wir konnten nicht erkennen, wohin die Reise ging. Erst als die Morgendämmerung anbrach, hielt der Zug und wir merkten, daß wir in Duisburg waren. Als wir uns klammheimlich davonmachen wollten, entdeckte uns auch schon eine Begleitperson des Zuges. Dem Mann fielen fast die Augen aus dem Kopf, als er unsere „Kriegsbemalung“ sah! Er fragte uns in barschem Ton, wo wir zugestiegen seien. Zu allem Übel, das wir während der Nacht erlitten hatten, mußten wir auch noch 24 Reichsmark Fahrtkosten bezahlen. Glück im Unglück war dabei nur, daß wir wenigstens eine große Strecke weitergekommen waren.

Obwohl wir in unseren nassen Kleidern schrecklich froren, legten wir die restlichen 40 Kilometer nach Kronenberg ohne Pause zurück. In einer Gärtnerei kauften wir für den Krankenbesuch einen Strauß Gladiolen. Wegen unseres Aufzugs betrachtete uns die Gärtnersfrau mir argwöhnischen Blicken. Sie hielt uns wohl für Streunerinnen, denn sehr vertrauenerweckend sahen wir in unseren verschmutzten Kleidern auch nicht aus. Wir hofften natürlich, daß wir uns im Krankenhaus wenigstens erst einmal waschen und umziehen konnten.

In Kronenberg begegneten wir einem Soldaten, den wir vom Weg zum Lazarett kannten. Als wir den Namen unseres Bruders nannten, sagte er ganz bestürzt: „Ach, ihr armen Mädels, euer Bruder ist nicht mehr im Lazarett. Er wurde schon am Samstag ins Bethesda-Krankenhaus nach Elberfeld gebracht und ist dort am Sonntag gestorben!“

### Die ganze Grausamkeit erfahren

Ich weiß nicht mehr, wie wir ins Lazarett gelangten, denn wir waren wie gelähmt vor Schmerz. Die ganze Reise mit allen Strapazen sollte umsonst gewesen sein? Wir konnten es einfach nicht glauben. Im Krankenhaus empfing uns eine Schwester und sie fragte gleich: „Welche von Euch beiden ist die Fridl?“ Ich gab mich zu erkennen und sie sagte: „Ihr Bruder hat bis zu seinem letzten Atemzug und bei vollem Bewußtsein auf Sie gewartet!“ Sie gab mir seine Uhr und seinen Geldbeutel, beides hatte ich ihm einmal zum Geburtstag und zu Weihnachten geschenkt. Bis zu dieser Minute hatten meine Schwester und ich noch gehofft, daß sich der Soldat in seiner Aussage geirrt habe und unser Bruder doch noch am Leben sei. Als ich aber diese persönlichen Dinge in den Händen hielt, wurde uns die grausame Wahrheit bewußt.

Vor Schmerz, Anstrengung und Erschöpfung waren wir beide einem Zusammenbruch nahe. Hinzu kam noch, daß meine Schwester am Abend hohes Fieber hatte. Es war zu befürchten, daß sie eine Lungenentzündung bekommen würde. Trotzdem begleitete sie mich noch auf den Ehrenfriedhof nach Elberfeld. Auf der Suche nach der Grabstelle unseres Bruders trafen wir ein Ehepaar, dessen Sohn hier begraben war und wir erfuhren, daß eine Umbettung von diesem Friedhof nicht mehr möglich sei.

(Fortsetzung und Schluß in der nächsten Ausgabe)

# Namen von Land und Rand

Von Mark und Gau und vielen anderen – Von Rudolf Linder/Albstadt

Als nach der Landnahmezeit die Alemannen in unserem Raum sesshaft wurden – vermutlich fällt dies mit dem Einsetzen der Reihengräberfelder um 500 zusammen – wurde das bebaubare Land zum wichtigsten Besitz der ländlichen Bevölkerung. Der Grund und Boden war nicht nur Lebensraum, sondern Existenzgrundlage: er wurde fruchtbar gemacht zu Acker-, Garten- und Wiesenland. Neues Land wurde im Laufe der Zeit vor allem durch Rodung der Wälder und Entwässerung der Sümpfe hinzugewonnen. Da schon bald ein Mißverhältnis zwischen Bevölkerungszahl und nutzbarer Fläche entstand, galt es, den eigenen Besitz von dem anderer abzugrenzen. Eine Folge davon war, daß die Fläche und deren Begrenzung einen Namen bekamen. Einen Teil dieser Namen verwenden oder verstehen wir nicht mehr.

Auch heute noch ist das Wort Land für ein großflächiges politisches Gebilde gebräuchlich (z. B. Land Baden-Württemberg seit 1952). Das gemeingermanische Wort „lant“ geht auf \*lendh = Land, Heide zurück. Das Wort bedeutete auch bebaubares Land und Festland im Gegensatz zu Wasser. Eine engere Bedeutung hatte das Wort Land im Mittelalter: Länder (Landen) waren kleine Kulturflächen, „auf denen unzähllich Früchte angebaut“ wurden (Leinsenlandt 1699 bei Weilen, Hanflender 1356 in Bitz).

Aus vorfränkischer Zeit haben sich in unserem Land Gaunamen erhalten (Breisgau). Das Mittelhochdeutsche gou = Landschaft, Gegend kommt wahrscheinlich von germanisch gaawja = Land am Wasser. In lateinischen Urkunden wird für Gau das Wort pagus verwendet. Im Mittelalter gehörte unser Gebiet zum Alemannengau = in pago alemannorum (vgl. Schenkungsurkunde Bleons von 772) bzw. zur Scheragrafschaft = pagus oder comitatus Scherra. Im Dritten Reich wurde die Gaubezeichnung zur Organisation der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) wieder eingeführt: Der „Gau Schwaben“ – einer von 32 Gauen – wurde von dem Gauleiter Murr von Stuttgart aus geleitet, der gleichzeitig Reichsstatthalter von Württemberg war.

Aus fränkischer Zeit stammt das Wort Mark, althochdeutsch marcha. Das bedeutete zunächst Grenze bzw. an der Grenze gelegenes Land. Aus der Geschichte Karls des Großen kennen wir z. B. die Spanische Mark und die Sorbische Mark. Burladingen gehörte im 8. Jahrhundert zur „Burchinger marca“ (vgl. Schenkungsurkunde Bleons von 772). Die Bedeutung des Wortes hat sich später noch mehr verengt auf die Fläche einer Gemeinde, und seit dem 18. Jahrhundert ist statt des Wortes Mark das weniger schöne Wort Gemarkung gebräuchlich.

## Ösche und Zelgen

Innerhalb einer Markung kennen wir eine weitere Gebietseinteilung. Wegen der Dreifelderwirtschaft war das Gemeindegebiet in drei Ösche/Esche (althochdeutsch ezzisch) oder Zelgen (indogermanisch \*del = Spalte) eingeteilt. Die Ösche waren vom Ortsetter (alemanisch = Zaun) durch den Etterzaun getrennt. Dieser war an den Ortseingängen von Falltoren unterbrochen (vallenthor 1488 in Leidringen). Statt ein Falltor zu benützen, mußte man an verschiedenen Stellen auf einer Art Leiter auch über den Etter steigen.

Das Truchtelfinger Luckenbuch von 1738 sah mehrere Stiegel vor, nämlich: „Neben erst beschriebener Lucken soll eine Stigell und ein eheftiger Fußweg biß zum Leimgruben hinauf und wieder in die Staig gehalten werden“. Diese Lucke am Kirchenwege war für Mensch und Vieh „außer zu Brach- und anderen offenen, ohnverbannten Zeiten“ geschlossen. Die Feldfluren (mittelhochdeutsch vluor = Bodenfläche, Saatfeld) sind heute noch in unterschiedlich große Grundstücke bzw. Parzellen (lateinisch pars = Teil) eingeteilt, die infolge der in Württemberg üblichen Realteilung „Handtuchgröße“ annehmen konnten.

Zum Schutz vor Tieren und gegen den Wind

umgab man ein Feld mit einer Hecke, wozu sich besonders Hagebuchen (Hainbuchen) und Hagedorn (Weißdorn) gut eigneten. Das eingefriedigte Grundstück nannte man Hag (under dem hag in tagerskelen, 1454 Tailfingen). Eine Hagenwiese hat mit einem Hag nichts zu tun: es ist eine Gemeindegewiese zur Fütterung des Hagens (Zuchtstier). Statt einer lebenden Hecke konnte man ein Stück Land auch mit einem Holzzaun umgeben, man sprach dann von einer Bitze, Bond oder Beund (von biziune oder biunta, vgl. Ortsname Bitz). Einen umzäunten Garten nannte man auch Bremgarten (von mittelhochdeutsch brem = Einfassung, Rand). 1596 ließ der Zollerngraf die Erntsteig am Zellerhorn sperren und am Bremelhart einen Wildzaun weit hinein in die Onstmettinger Markung setzen. Einen eingezäunten Wald nannte man auch Grindel (1565 Lochengrindeln auf Markung Weilheim). An ein gerodetes Waldstück erinnert ein Reutacker (uf dem Reit Ackher, 1660 Tailfingen).

## Die Zeit erster „Kreise“

Im Jahre 1500 teilte Kaiser Maximilian I. das Reich in sechs Kreise ein, die der Wahrung des Landfriedens dienen sollten. Diese Reichskreise waren besonders organisiert und bildeten in der Folgezeit die Grundlage zu einer Wehrverfassung des Reiches. Die Einteilung galt – mit einer Erweiterung auf zehn Kreise – bis zum Jahre 1806. Unser Gebiet lag im schwäbischen Kreis. Er reichte in etwa vom Odenwald bis zum Bodensee und vom Rhein bis zum Lech (vgl. Überschrift auf der Schwabenkarte von Ortelius aus dem Jahre 1572: Circulus siuve Liga SVEVIAE vulgo schwabischer Kraiß). Das althochdeutsche, neuhochdeutsche kreiz bedeutet Kreislinie, Bezirk, Gebiet. Das Wort gehört zur Sippe kritzeln; althochdeutsch krizon = (ein)ritzen.

Auch die Bedeutung des Wortes Kreis erfuhr eine Verengung. 1818 – 1924 hatten wir in Württemberg vier Kreise: Neckar-, Schwarzwald-, Jagst- und Donaukreis mit den Hauptorten Ludwigsburg, Reutlingen, Ellwangen und Ulm. Unterteilt waren diese Kreise in 65 Oberämter, die von Oberamtännern verwaltet wurden. Die Oberamtännern gibt es in Württemberg seit 1759. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts existierten in unserem Bezirk die Oberämter Balingen, Ebingen und Rosenfeld. 1936 ersetzte man die Bezeichnung Oberamt (früher Amt: 1596 Balinger Amt) durch Kreis.

Aus dem Oberamt Balingen wurde der Kreis Balingen, dem ein Landrat (so heißt der Oberamtmannt seit 1928) vorstand. 1938 wurden aus 64 Oberämtern (das Oberamt Albeck bei Ulm bestand nur bis 1819) 34 Landkreise und drei Stadtkreise (Stuttgart, Ulm, Heilbronn) gebildet; dabei wurde der neue Kreis Balingen um 18 weitere Gemeinden aus den ehemaligen Oberämtern Sulz, Rottweil und Spaichingen vergrößert. Zu Beginn des Jahres 1973 wurde der Landkreis Balingen wiederum vergrößert und erhielt nun die Bezeichnung Zollernalbkreis. (Näheres siehe „Die Bildung des Zollernalbkreises 1973“ von Dr. Andreas Zekorn, Heimatkundliche Blätter Balingen Nr. 8 vom 31. 8. 1993).

Bis zur Revolution 1848/1849 gab es noch die Patrimonialämter. In ihnen übten die mediatisierten Herrschaftsinhaber die Patrimonialgerichtsbarkeit samt patrimonialer Polizeiverwaltung, Forstgerichtsbarkeit und Forstpolizei aus. (Wegen der österreichfreundlichen Haltung des oberschwäbischen Adels im Krieg von 1809 wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit den Standesherrn damals schon entzogen; durch die Deutsche Bundesakte von 1815 hatten sie diese jedoch wieder zurückerhalten.)

## Woher der „Bezirk“ stammt

Eine ähnliche Bedeutung wie Kreis hat das Wort Bezirk (spätmittelhochdeutsch aus bezirc, das bereits in althochdeutscher Zeit aus lateinisch circulus = Kreis entlehnt wurde). Wir verwenden diesen Begriff noch bei Notariats-, Jagd- und Kehrbezirken.

Die Vogtei (lat. advocatia) ist eine weitere Bezeichnung für einen herrschaftlichen Amtsbezirk. An der Spitze der Verwaltung der Grafschaft Hohenberg, die 1381 von Österreich gekauft wurde, stand ein adeliger Vogt, der auch Landvogt oder Hauptmann genannt wurde. Vor dem Ende des alten Reiches gehörten einige Orte des jetzigen Zollernalbkreises – die Kameralorte Dautmergen, Ratshausen, Schörzingen und Weilen unter den Rinnen – zum Obervogteiamt Spaichingen. Dieses Amt war dem Kaiserlich Königlich Vorderösterreichischen Oberamt Hohenberg (Sitz Rottenburg) nachgeordnet. Das Oberamt war also die Mittelinstanz zwischen dem Obervogteiamt und der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg im Breisgau. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts unterstand die Grafschaft Hohenberg – als Teilgebiet von „Schwäbisch Österreich“ – der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck.

Nicht mehr gebräuchlich ist das Wort Grain, das mit dem südslawischen Krajina = Grenzland verwandt ist (Mark Kraina seit 828). Um 1190 siegelte „Burcardus comes de Hoinbrech“ eine Urkunde. Auf der Siegelumschrift steht „Bucardus comes de Zolre Grain“.

Die Nachkriegszeit bescherte uns einen weiteren Gebietsbegriff: die Zone. Unser Gebiet gehörte zur französischen Besatzungszone, deren nördliche Grenze zur amerikanischen Zone entlang der Autobahn Karlsruhe-Stuttgart-Ulm gezogen wurde. Die südliche Grenze bildete der Rhein und der Bodensee.

## Diözese und Sprengel

Neben politischen und verwaltungsrechtlichen Gebietsbezeichnungen gibt es auch Namen, die mit der kirchlichen Territorialgliederung in Verbindung stehen. Den Amtsbezirk eines regierenden Bischofs nennt man Diözese oder Bistum. Das griechische Wort Diözese übernahm die Kirche von der weltlichen Verwaltung. 297 wurde das Römische Reich in vier Präfecturen mit insgesamt 12 Diözesen eingeteilt. Bistum kommt von mittelhochdeutsch bis (ch)tuom für bischoftuom. Unser Bezirk gehörte zum Bistum Konstanz, das 1827 zu existieren aufgehört hatte. Dieses Bistum war im alten Deutschen Reich flächenmäßig am größten.

Bevor die Reformation große Gebiete aus dem Sprengel riß (unter anderem Württemberg und damit in unserem Bereich vor allem Balingen, Ebingen und Rosenfeld), herrschte der Konstanzer Bischof über 1855 Pfarreien in 70 Dekanaten und zehn Archidiakonaten sowie über mehr als 300 Klöster. Das Landkapitel Ebingen, zu dem die meisten Pfarrgemeinden

unseres Bezirks gehörten, war dem Archidiaconat „ante nemus“ (vor dem Wald, also östlich des Schwarzwaldes) unterstellt. Statt Bistum verwendet man auch das Wort Sprengel. Als Sinnbild geistlicher Gewalt galt der Sprengel, also der noch heute gebräuchliche Weihwasserwedel, so daß man darunter den Bezirk verstand, in dem der Bischof Weihwasser spenden darf.

In vielen Flurnamen finden wir Aussagen über die Nutzungsart. Kornberg und Heuberg (Tailfingen) ist für uns noch verständlich; allerdings wurde der Heuberg – im Gegensatz zu einer Wiese – nur einmal jährlich gemäht, er war also „einmähig“. Auch Schafbühl, Lammerberg und Saurain (Tailfingen), Gänswasen oder Gänswiesle (Truchtelfingen) sowie Fohlenweide (Ebingen) versteht noch ein jeder; ein veraltetes Wort für Pferdeweide ist siuße (Süßer Grund, Truchtelfingen). Auchten (Truchtelfingen, Ebingen) waren früher die Nachtweiden für das Vieh. Ein Egart ist ein für längere Zeit unbebautes Land (Tailfingen: 1565 zu denen schönen Egarten, 1531 wieschte Egart). Bei den Waldungen der Alb handelte es sich vorwiegend um Buchenwälder (Buch, Schönbuch in Tailfingen; Menesboch, Schmellboch in Ebingen) und seltener Eichenwälder (Eichhalde in Truchtelfingen). Erst später wurde mit Fichten, Forchen und Tannen aufgeforstet.

In einem Kohlwald (Truchtelfingen) wurden in Kohlenmeilern Holzkohlen gewonnen. Die Herkunft des althochdeutschen Wortes Forst ist unklar. Ursprünglich verstand man darunter ein dem König zur Jagd, Holznutzung und Rodung vorbehaltener Bannwald im Gegensatz zum bäuerlichen Markwald (vgl. Hechinger Forst, Hohenberger Forst uf der Scher). Für die württembergischen Untertanen in unserem Bezirk war es von Bedeutung, daß sie im langen Kampf Österreich ein Stück des Hohenbergischen Forstes abtrotzten und zur Freien Pirsch machen konnten, wo sie das Jagdrecht ausüben durften. Ein Witthau unterstand ursprünglich der Zwing- und Banngewalt der Herrschaft. Revier kommt aus dem altfranzösischen Wort rivièr = Ufergegend, Fluß (vulgärlateinisch ripuaria, das am Ufer Befindliche). Aus der ursprünglichen Bedeutung entstand im Laufe der Zeit der Name für ein Gebiet oder einen Tätigkeitsbereich (Jagdrevier, Forstrevier, Polizeirevier).

## Gewande und Trette

Neben der Nutzungsart war für den Bauern die Beschaffenheit der Grundstücke von Bedeutung. Ein „Rauhes Wiesle“ (Ebingen) oder ein „Rauhes Bühl“ (Tailfingen) ist uneben; in Sandböllen (Truchtelfingen) ist der Boden sandig und auf Leimen (Truchtelfingen) lehmig, im „Nassen Gewand“ (Tailfingen) ist er feucht. Ein Gewand besteht aus einer Reihe gleichlaufender Äcker, die durch Furchen voneinander getrennt sind. Ein an der Stirnseite dieser Äcker entlang laufender Acker ist ein Anwandel. Beim Pflügen der Gewande wendeten die Bauern am Ende der Äcker ihren Pflug; dabei wurde der Anwandel vom Vieh „getrettet“, er mußte die „Trette“ dulden. Auf den Trettäckern konnte erst geackert werden, nachdem dies auf den Gewanden geschehen war. Ursprünglich gehörten die Anwandel wohl zur Allmende.

Auch Besitzverhältnisse spiegeln sich in Flurnamen. In Tailfinger Urkunden gibt es so hübsche Namen bzw. Wortkaskaden wie Deußlen Buben Garten, Feyrerludeswinkel, Jergenbübles Halde oder Jokeljergen Freiheit. Die Kätherhalde gehörte nicht einer Katharina, sondern war ehemaliger Besitz des St. Katharinenpfundhofs. Die Schulwiese gehörte zum Einkommen des Lehrers und die Pfarrwiesen nutzte der Pfarrer.

Nicht alle diese Güterbezeichnungen, die wir aus Urkunden des 15. Jahrhunderts kennen, sind wegen der Kurzlebigkeit des Besitzes zu Flurnamen geworden. Flurteile mit den Namen Breite, Hofäcker oder Herrenäcker gehörten einst zum Maierhof oder zum Hof des Dorfherrn, gleichfalls die Brühle, die herrschaftlichen Wiesen. Das Widum stand ursprünglich im Eigentum des Pfarrherrn, und der Espan war ein dorfnahe, gemeindeeigenes Stück Land.

Die Gewässer, die Weide und der größte Teil des Waldes gehörten der Gemeinde, also allen gemeinsam. Gemeindeeigentum, das man an die Bürger zur Nutzung ausgeteilt hatte, nannte man Allmand oder Allmende. Die Allmandteile wurden auf Lebenszeit oder auch nur auf einige Jahre ausgegeben, wobei jeweils eine Verlosung stattfand. Ursprünglich war der Allmandgenuß unentgeltlich, später mußte ein jährlicher Pachtzins entrichtet werden. Die Allmendverteilung hat heutzutage keine Bedeutung mehr.

Nicht nur für die Landflächen, sondern auch für deren Begrenzung haben unsere Vorfahren verschiedene Begriffe erfunden oder von anderen Völkern übernommen. Bei der Eroberung und Besiedlung ostelbischer Gebiete kamen die Deutschen mit slawischen Völkern in Berührung. Das Wort Grenze – mittelhochdeutsch grenize – hält man für ein deutsches Wort. Es stammt jedoch vom polnischen graniça. Nach dem 13. Jahrhundert hat sich dieses Wort vom östlichen Kolonisationsgebiet allmählich in das deutsche Sprachgebiet ausgebreitet und das heimische Wort Mark verdrängt. (In dem gegen Ende des 16. Jahrhunderts veröffentlichten Kartenwerk „des löblichen Fürstentums Wirtemberg“ von Georg Gadner und Johannes Öttinger werden die Grenznachbarn Anstosser und Granitzen genannt.) Das alte Wort Mark hat sich jedoch in vielen Flurnamen bei uns erhalten (Marchtal, Markenhalde in Tailfingen). Ein Markstein hat dieselbe Funktion wie ein Grenzstein, wobei wie bei der Mark (Geldstück) und der Marke ein Zeichen eingepreßt ist.

An Stelle von Mark war früher das Wort Bahn im Gebrauch. Die Tailfinger Weid- und Markungsbeschreibung von 1716 beginnt so: „Dieses Flekhen Theilfingen Bahn und Markung fahet an, eine halbe Stund von dem Flekhen hinaus, an dem Margrethenhaußemer Fueßweeg, auff Kornberg, bey dem: Ersten unbezeichneten Drey Marckhungs Schaidstein, ist ein niderer, rawer, Langlechter, Kalchstein, hat obenher Ein Creutz, dabey stehet ein Säulin mit dreyen Creützen signirt...“ Die Tailfinger Markung war nach dieser Beschreibung von 118 „Bahnsteinen“ eingefaßt! Wieviele von ihnen werden wohl noch stehen? Zwischen Truchtelfingen und Ebingen befand sich früher eine Bahntafel, an der nach einer alten Sage die Geister armer Seelen ruhelos umhergingen.

Ein weiteres altes Wort für Grenzzeichen und Grenze ist die Lache (Wald Lahha, 786 zwischen Ratshausen und Weilen u. d. R.; in der lachun, um 1350 in Truchtelfingen; Buoramer Lachen, 1613 Frommern). In Horlachen (Tailfingen) steckt allerdings das Wort Sumpf: es ist also eine Wasserlache. Um eine Grenze zu markieren, war es am einfachsten, ein Zeichen in einen Baum (falls vorhanden) zu schlagen. Ein „Lachenstein“ hält allerdings länger als ein „Lachbaum“ oder eine „Lachtanne“.

Das altgermanische Wort Rain für Ackergränze hat sich bis heute erhalten. Es hat seinen Niederschlag gefunden in Wörtern wie Straßenrain und Anrainer bzw. Anrainerstaaten sowie in Flurnamen wie Engerain oder Saurain in Tailfingen.

Besonders bei Ackerland blieb es nicht aus, daß es hin und wieder zwischen Anrainern zu Reibereien kam. Vielleicht zog ein Pflüger mit oder ohne Absicht eine Furche zuviel oder es war „ein Grenzzeichen verrückt oder unkenntlich geworden“, wie es so schön im Paragra-

phen 919 des Bürgerlichen Gesetzbuches heißt (übrigens der einzige Sprachschneider im gesamten Gesetzeswerk!). Mit der modernen Vermessungstechnik kann man heute die genaue Lage eines Grenzpunktes feststellen und festhalten, was früher nicht möglich war.

Die Landesordnung vom 11. November 1621 regelte die Aufgabe der Untergänger, die das alleinige Recht hatten, Marksteine zu setzen, zu verrücken, zu verdecken oder auszuwerfen. Beim Setzen der Marksteine wurde diese erzeugt. Dabei wurden als Zeugen Holzkohlestückchen, zerschlagene Dachziegel und später besonders gebrannte, mit Zeichen oder Wappen versehene Tonziegel in die Grube gelegt. Neben den Untergängern bestand in jeder Gemeinde ein Untergängengericht, das Grenzstreitigkeiten regelte. (Näheres siehe „Abmarkung und Sicherung von Vermessungs- und Grenzzeichen von Rudolf George in Heimatkundliche Blätter Balingen, November, Dezember 1986 und Januar, Februar 1986.) Wegen dieser Vorsichtsmaßnahmen dürfte es einem knitzen Bäuerchen schwergefallen sein, die Untergänger zu überlisten: Bei einem Lokaltermin schwor er auf dem Grund und Boden seines Nachbarn, er stehe auf eigenem Boden, so wahr sein Schöpfer und Richter über ihm sei! Er hatte allerdings unter seinem Hut einen Löffel und einen Kamm versteckt und Erde von seinem eigenen Acker in seine Schuhe getan.

Zwischen Nachbarorten kam es früher zu Grenzstreitigkeiten, die manchmal zu Mord und Totschlag, ja zu Kriegen führten. Auf dem schmalen Zipfel der Lautlinger Markung, der zwischen der Ebinger und Meßstetter Markung bis ins Hart reicht, liegen die Kriegäcker. Dieser Flurname könnte ein Hinweis auf einen ehemaligen Grenzstreit sein. An der Grenze zwischen dem einstigen Ehestetten und der Markung Straßberg liegt die Zankhalde. Auch dieses Wort deutet auf Streitigkeiten bei Weidgerechtigkeiten hin.

Damit sich die Dorfbewohner schon in jungen Jahren den Verlauf der Markungsgrenze einprägten, fand jährlich einmal ein Markungsumgang durch die Schule statt. An jedem Markstein – so wird aus manchen Gemeinden berichtet – wurde ein Schüler mehr oder weniger stark vom Lehrer verdroschen, um sich die genaue Stelle des Steines einzuprägen. Bekanntlich vergißt man eine ungerechte Strafe weniger als eine gerechte. Bei 118 Marksteinen der Tailfinger Markung hatten die Lehrer viel zu tun! Ob sie bei diesen Schulwandertagen wohl einige Steine ausgelassen haben oder nur einen Teil der Markung abgeschritten sind?

### Literatur:

Balingen, Der Landkreis. Amtliche Kreisbeschreibung. Band I, Balingen 1960, Band II, Balingen 1961  
Bitzer, Tailfinger Heimatbuch, Tailfingen 1953  
Der große Brockhaus, Wiesbaden 1956  
Duden, Das Herkunftswörterbuch, Mannheim 1963  
Grube, Vogteien, Ämter, Landkreise, Stuttgart 1960  
Junghans, Sweben, Alamannen und Rom, Stuttgart 1986  
Rebholz, Sagenkränzlein, Tuttlingen 1924

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Rudolf Lindner  
Heilig-Brünnle-Straße 55, 72461 Albstadt  
Fridl Müller  
Geislinger Straße 57, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

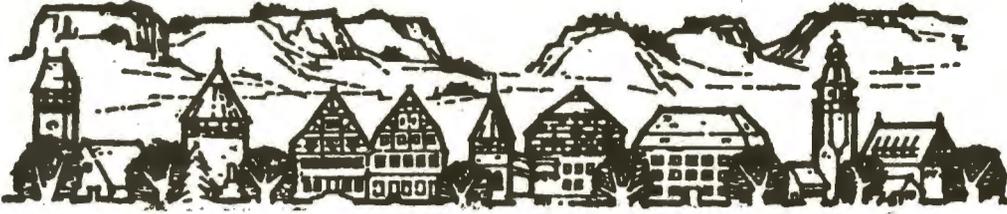
**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

## Balingen



Jahrgang 43

30. November 1996

Nr. 11

## Die Reformation – eine Grenze zwischen den Epochen

Eine Analyse des Umfelds, auf dem sie wachsen konnte – Von Peter Thaddäus Lang / Albstadt

Noch lange über das Mittelalter hinaus galt neben der Kreatur auch die soziale Ordnung als Gottes Werk. Sie wurde angesehen als ein hierarchisches Gebilde, streng nach Ständen gegliedert. An ihrer Spitze stand der Kaiser. Kurz vor der Reformation regierte zunächst Maximilian – eine strahlende Erscheinung, freundlich zu jedermann, gewinnend im Gespräch, furchtlos im Krieg, tapfer im Turnier, behend auf der Jagd, ein Ausbund ritterlicher Tugend. Dazuhin war er den schönen Künsten und den Wissenschaften zugetan und verstand sich trefflich auf den Bau von Geschützen, die er in großer Menge besaß und liebevoll mit Namen versah. Politische Entscheidungen traf er flugs, doch nicht immer zu seinem Vorteil. Nach Phantastischem und Abenteuerlichem stand ihm der Sinn – einmal trug er sich gar mit dem Gedanken, den Stuhl Petri zu besteigen.

Kummer bereitete ihm sein westlicher Nachbar, der König von Frankreich, der ihm die Herrschaft in Oberitalien streitig machte. Ständige Finanznot behinderte die Kriegszüge des Kaisers – nach mehrfach wechselnden Koalitionen mit Papst, England, Venedig und Spanien blieb er am Ende doch erfolglos und gab im Vertrag von Brüssel 1516 seine Vorrechte auf.

Unglücklich verlief auch seine Auseinandersetzung mit der Schweiz, die sich von der habsburgischen Herrschaft lösen wollte. Der mit übergroßer Erbitterung ausgetragene Schwaben- oder Schweizerkrieg führte nach mehreren verlorenen Schlachten faktisch zur Unabhängigkeit der Eidgenossen.

Größeres Glück war dem Kaiser beschieden bei seinen Bemühungen, durch Heiraten dem Hause Habsburg stärkeren Einfluß in Europa zu verschaffen. Auf diese Weise gelangten die Königreiche Kastilien und Aragon mit Neapel und Sizilien sowie auch Ungarn und Burgund in die Herrschaft seines Geschlechts.

Kaiser Karl V., Maximilians Enkel und Nachfolger, regierte somit über weite Teile des Abendlands. Geboren in Gent und aufgewachsen in Mecheln, tat er sich schwer, in die deutschen und spanischen Verhältnisse hineinzufinden und war deswegen in seinen frühen Regierungsjahren sehr stark abhängig von der Leitung seiner Berater.

Von seinem Großvater übernahm Karl nicht nur Länder und Titel, sondern auch die politischen Probleme. Insonderheit Franz I., der König von Frankreich, empfand die habsburgische Umklammerung im Westen und Osten unerträglich – militärische Auseinandersetzungen rückten immer näher. Unter Einbeziehung der alten Koalitionspartner kam es schließlich zum Krieg in Oberitalien. Durch seine Siege von Bicocca (1522) und Pavia (1525) gewann Karl zwar fürs erste die Oberhand, Franz jedoch ließ nicht locker. Ein Kriegszug folgte dem anderen, Siege und Niederlagen wechselten sich ab. Ein Friede von längerer Dauer wurde erst nach Karls Tod abgeschlossen, nämlich in Cateau-Cambresis 1559.

Im Innern des Reichs machten Karl die selbstbewußten und nach größerer Unabhängigkeit strebenden Fürsten zu schaffen. Das Reich besaß nur wenige zentrale Einrichtungen – zu diesen gehörte vor allem der Kaiser selbst, dann der Reichstag, der seit dem späten 15. Jahrhundert unregelmäßig alle paar Jahre an unterschiedlichen Orten zusammentrat.

Die Initiative hierzu ging immer vom Kaiser

aus: Er lud die Fürsten und Städte ein und legte ihnen eine „Proposition“ vor, eine Art Diskussionspapier über alles, was er besprochen haben wollte. Die Geladenen erörterten die Vorlage des Kaisers nicht im Plenum, sondern getrennt in drei ständisch gestaffelten Kurien. Der ersten Kurie gehörten die geistlichen und weltlichen Kurfürsten an, den Vorsitz hatte der Erzbischof von Mainz. Die zweite Kurie setzte sich aus den Fürsten zusammen. Hier saßen auf der weltlichen Bank die Herzöge, Grafen und Herren, auf der geistlichen Bank die Bischöfe, die gefürsteten Äbte und die Präläten. Die dritte hinwiederum bestand aus Reichsstädten.

Jede Kurie faßte eine schriftliche Stellungnahme zur kaiserlichen Proposition ab. Diese drei Schriftstücke mußten alsdann zu einem „einheitlichen Bedenken“ umgearbeitet werden, welches an den Kaiser zurückging, und nun galt es, einen Ausgleich zwischen Kaiser und Ständen zu finden. Der letztendlich erzielte Vergleich wurde dann als Reichstagsabschied verkündet.

Wenn diese schwerfällige und umständliche Prozedur auch von eindrucksvollem Gepräge begleitet war – die Fürsten reisten mit zahlreichem Gefolge an und ergingen sich in ausgelassenen Festen und Gelagen –, so blieb den Reichstagen größere Machtvollkommenheit versagt. Die Kompetenzen waren unklar, die Rechtskraft der Abschiede nicht eindeutig, die Stellung der Städte umstritten.

Dem offenkundigen Mangel an zentralen Reichsinstanzen suchte neben anderen vornehmlich der rührige Erzbischof von Mainz abzuwehren, Berthold von Henneberg. Auf dem Reichstag von Worms 1495 konnte er eine ganze Reihe von Neuerungen durchsetzen: den allgemeinen Landfrieden zur Eindämmung des chaotischen Fehdewesens, das Reichskammergericht und den „Gemeinen Pfennig“ als Reichssteuer. Fünf Jahre später kam das Reichsregiment hinzu, welches die Regierungsgeschäfte in Abwesenheit des Kaisers führen sollte, und die Einteilung des Reiches in sechs Kreise, wodurch dem Reich vor allem eine bessere Möglichkeit gegeben wurde, sich militärisch zu organisieren. Die meisten dieser Einrichtungen litten stark unter den machtpolitischen Eifersüchteleien von Ständen und Kaiser, einige kamen darüber völlig zum Erliegen. **Weit häufiger als die integrierenden Tendenzen im Reich wirkten die Bestrebungen der Fürsten, ihren eigenen Machtbereich abzurunden und auszubauen.**

Das Mittelalter hatte ein wirres Dickicht von Grafschaften, Abteien und Herzogtümern, von Hochstiften, Reichstätern und Propsteien, von Ritterschaften, Reichsdörfern und freien Städten geschaffen, die oftmals in Form von Exklaven und Enklaven miteinander vermischt waren. Dazu kam eine Unzahl verschiedener Exemtionen, Privilegien und Rechtsansprüche, die ein Herrscher in fremden Herrschaften besaß. Dabei zerfielen die Hoheitsrechte (wie Steuer-, Justiz- und Kirchenhoheit – als wesentlichste Bereiche – daneben auch andere wie Jagd-, Weide-, Wege-, Zoll-, Münz- und Marktrechte) in jeweils mehrere Unterkategorien: in den großen und den kleinen Zehnt, in hohe und niedere Gerichtsbarkeit, in die Kontrolle über das Kirchengut und das Recht, einen Priester zu ernennen oder einzusetzen, in das große und in das kleine Waidwerk nebst warmer und kalter Jäger-Atzung.

Ein Bauer mußte also im schlimmsten Fall mehr als einem Dutzend Herren dienen: Der eine nahm den Zehnt vom Korn, der andere vom Kraut, dem dritten lieb er Pferd und Rind, dem vierten baute er Weg und Steg, dem fünften folgte er in den Krieg, dem sechsten trieb er das Wild zur Jagd und er konnte von Glück reden, wenn ihn seine weiteren Herren bei dem allgemeinen Durcheinander vergessen hatten.

Seit dem späteren Mittelalter begannen die Fürsten und Herren, etwas Ordnung in dieses tolle Gewirre zu bringen. Entferntere Ländereien wurden gegen näher gelegene ausgetauscht und mit Rechtstiteln und Privilegien so gehandelt, daß sie sich in bestimmten Landschaften bündelten; die Herrschaftstitel wurden sorgsam aufgeschrieben und zu ihrer Wahrnehmung ein Heer von Rechtsgelehrten, Amtsleuten und Schreibern eingestellt. Kurz: Hier beginnt der moderne Verwaltungsstaat.

### Auch damals schon war Württemberg ein Musterland

Durch zielgerichtetes Taktieren und sparsames Haushalten konnten die Grafen früher als viele andere ihren Herrschaftsbereich zu einem verhältnismäßig geschlossenen Territorium ausbauen, das sie in Verwaltungsbezirke einteilten und mit einem Netz von Amtssitzen überzogen.

Sand in dieses Getriebe streuten hier wie anderswo lediglich die Landstände, nämlich die unter einem Reichsfürsten stehenden Städte und Ritter, Pröpste und Äbte. Sie achteten darauf, daß ihre Fürsten nicht allzu ausgabefreudig wurden. Die württembergischen Stände trotzten ihrem Herzog im Tübinger Vertrag von 1514 sogar eine schriftliche Fixierung ihres Mitspracherechts bei den Regierungsgeschäften ab.

Neben den machthungrigen und expansionswütigen Landesfürsten hatte es der niedere Adel schwer, seine rechtliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit zu behaupten, besonders im deutschen Südwesten. Viele der kleinen Ritter und Herren begaben sich als Verwal-

tungsleute, als Kavalleristen oder als Diplomaten in den Dienst höherer Standespersonen. Andere fanden eher Gefallen daran, an den Landstraßen vorüberfahrenden Warentransporten aufzulauern. Im deutschen Osten dagegen kümmerten sie sich zunehmend mehr um ihren Grundbesitz und oblagen der Landwirtschaft.

Wie man in der Zimmerischen Chronik, in den Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen oder auch sonstwo nachlesen kann, vertrieb sich ein Großteil des Adels die Zeit am liebsten mit Jagen und Reiten, mit Spielen und Raufen, mit Huren und Zechen, mit rohen Späßen und rüpelhaften Streichen.

**Der Hang zum Ungehobelten fand sich freilich auch in anderen Schichten. Dem Grafen Eberhard im Bart etwa bereitete es diebische Freude, wenn sich Bittsteller die Hand an einer zuvor stark erhitzten Türklinke verbrannten. – Als sprichwörtlich derb indessen galt der Bauernstand, die weitaus größte Bevölkerungsgruppe.**

In vielen Landstrichen verfügten die Bauern über einen gewissen Grad an Selbständigkeit bei der Verwaltung ihrer dörflichen Angelegenheiten. Dazu gehörten beispielsweise das Setzen von Marksteinen, das Schlichten kleinerer Streitfälle, die Art der Nutzung von Gemeindeland oder die Anstellung des Feldschützen und des Gemeindegirten.

Zu den Gemeindeversammlungen rief die Kirchenglocke; man traf sich alsdann unter der Dorflinde, vor der Kirche oder an einem anderen hierfür vorgesehenen Platz. Die Verhandlungen leitete der Schultheiß, der seltener von der Gemeinde gewählt, häufiger von der Obrigkeit ernannt war.

In wirtschaftlicher Hinsicht ging es den Bauern wohl nicht allzu schlecht, denn die Getreidepreise waren im Steigen begriffen. – Zeitliche und örtliche Schwankungen des Wohlstands liegen offen zutage: Ein Landmann auf der Alb hatte schon immer weniger zu heißen als sein Standesgenosse am Bodensee, Mißernten zogen allenthalben Hungersnöte nach sich,

die oft mehrere Jahre andauerten, wenn erst einmal das Saatgut als Brot und Brei verzehrt war. Die anderen Stände machten den Bauern das Leben recht sauer: Letztere wurden allseits verhöhnt und verachtet; sie wurden von ihren Grundherren durch immer zahlreichere und höhere Abgaben geschröpft. Eine weitere Belastung bildeten die mannigfaltigen Frondienste wie auch die Leibeigenschaft, die allerdings nur noch in Ostdeutschland handfeste Formen hatte. (Im Westen war sie häufig zu einer Abgabe reduziert, etwa als jährlich abzulieferndes Leibhuhn). Insonderheit machte den Bauern die Jagdleidenschaft des Adels zu schaffen, denn die Verfolgung des Wilds beschränkte sich nicht auf Wiesen und Wälder – bebautes Land wurde rücksichtslos zertrampelt. Brach das Wild in Gärten und Felder ein, durfte sich der Bauer nicht daran vergreifen, denn solches wurde als Wildfrevel streng geahndet.

Die vielfachen Lasten waren bei den sich wirt überkreuzenden Hoheitsrechten verschiedener Herren oft noch zu ertragen, weil nicht jeder von ihnen seine weit gestreuten Ansprüche auf Dienstleistungen und Abgaben völlig überblickte und mancher Untertan sich vor dieser oder jener Pflicht zu drücken wußte. Sobald aber die Herren anfangen, sich alles aufzuschreiben und genauestens Buch führen, konnte keiner mehr im Trüben fischen. Die Reglementierungswut der Obrigkeiten gefährdete zudem die dörfliche Selbstverwaltung.

## Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V. Vorläufiges Jahresprogramm – 1997 –

An alle Damen und Herren, die mit den nachfolgenden Veranstaltungen befaßt sind, wird die Bitte um Prüfung und Korrektur hinsichtlich

- Termin mit Tag und Uhrzeit
- Ort der Veranstaltung
- Benennung der Veranstaltung
- sonstige Hinweise (z. B. Bus – Pkw – Bahn)

|             |              |   |                             |                  |
|-------------|--------------|---|-----------------------------|------------------|
| Samstag,    | 11. 1.       | Helber                                      | Heimatismuseum Ebingen      | Heimatismuseum   |
| Mittwoch,   | 15. 1.       | Zekorn                                      | Kirchenmaler Blepp          | Landratsamt      |
| Samstag,    | 25. 1.       | NN  | Dia-Rückschau Burgund       | Landratsamt      |
| Mittwoch,   | 12. 2.       | Kratt                                       | Dia-Rückschau Trier         | Landratsamt      |
| Samstag,    | 27. 2.       | NN  | Dia-Rückschau Lübeck        | Landratsamt      |
| Samstag,    | 8. 3.        | NN  | Dia-Rückschau Oberaula      | Landratsamt      |
| Samstag,    | 22. 3.       | Kuhn  | Archäologie kleiner Heuberg | PKW              |
| Mittwoch,   | 9. 4.        | Klek  | St. Peter, Engstlatt        | PKW              |
| Samstag,    | 26. 4.       | Lang  | Stadtführung Ebingen        |                  |
| Donnerstag, | 1. – 4. 5.   | Willig                                      | Luzern – Locarno            | Bus              |
| Mittwoch,   | 14. 5.       | Walz (?)                                    | Wegzeichen des Glaubens     | Zehentscheuer BL |
| Sonntag,    | 8. – 14. 6.  | Kratt                                       | Graz                        | Bus              |
| Samstag,    | 28. 6.       | NN  | Die Alamannen, Stuttgart    | DB               |
| Samstag,    | 5. – 12. 7.  | Roller                                      | Innsbruck                   | Bus              |
| Samstag,    | 26. 7.       | Schimpf-Reinh.                              | Dudelsack-Volksmusik        | Zehentscheuer BL |
| Mittwoch,   | 13. 8.       | Munz  | Literatur-Lesung            |                  |
| Samstag,    | 16. – 23. 8. | Schneider                                   | Bodenwerder                 | Bus              |
| Mittwoch,   | 10. 9.       | Schimpf – Reinh.                            | Lenau                       | Zehentscheuer BL |
| Sonntag,    | 21. 9.       | Foth  | Breisach – Kaiserstuhl      | Bus              |
| Mittwoch,   | 8.10.        | Willig                                      | Buch: Klöster + Kläusen     | Landratsamt      |
| Sonntag,    | 19.10.       | Pemsel/Kratt                                | Walzburg                    | Bus              |
| Samstag,    | 15.11.       | Hauptversammlung<br>vorweg Ausschuß-Sitzung |                             |                  |

Im März und im April sollen jeweils noch eine eintägige Exkursion eingeschoben werden. Die mehrtägigen Exkursionen werden mit Angabe der Teilnehmerbeiträge gesondert ausgeschrieben. Zur Hauptversammlung erfolgt eine besondere Einladung in der Presse. Die einzelnen Veranstaltungen werden jeweils ca. 14 Tage vorher in der Presse bekanntgegeben. Änderungen bleiben vorbehalten. Um möglichst frühzeitige Anmeldung zu den Studienfahrten bittet die Geschäftsführerin Frau Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 95, Fax 9 10 98. Bei mehrtägigen Exkursionen schriftliche Anmeldung.

### Stammtische:

Balingen: an jedem 2. Mittwoch im Monat im Hotel Thum  
Albstadt: an jedem 1. Mittwoch im Monat im Café Wildt-Abt, Ebingen  
(siehe dazu auch Hinweise in der Presse)

### Mitgliedsbeiträge:

Die Heimatkundliche Vereinigung Balingen e. V. ist ein eingetragener Verein, der allen Interessenten offensteht. Der Mitgliedsbeitrag beträgt im Jahr DM 10,-. Anmeldungen sind zu richten an die Geschäftsführerin Frau Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 95, Fax 9 10 98.

### Was Wunder also, wenn die Bauern an Aufruhr dachten

Schon früh wetterleuchtete es: 1458 erhoben sich die Landleute im Erzstift Salzburg, 1460 im Hegau, 1462 wieder im Salzburger Gebiet. 1476 heizte der Pfeifer von Niklashausen die unzufriedene Stimmung des Volks im Tauberggrund noch weiter an, 1478 rumorte es in Kärnten, 1489 empörten sich die Züricher Untertanen, in Holland und in Ostfriesland wütete der sogenannte Brot- und Käsekrieg, dessen Name schon alles besagt. Unruhig waren um die Jahrhundertwende die Gotteshausleute der oberschwäbischen Abtei Ochsenhausen und viel Blut kostete 1514 der Aufstand des „Armen Konrad“ im Remstal.

Neben diesen vielen lokalen und meist nach kurzer Zeit abhebenden oder mit obrigkeitlicher Gewalt niedergeschlagenen Erhebungen existierte im gesamten Oberrheingebiet jahrzehntelang eine verschwörungsartige Bewegung, der Bundschuh. Seine Mitglieder trafen sich heimlich an entlegenen Orten, sie erkannten sich gegenseitig an bestimmten Zeichen und Grußworten. Ihr legendärster Anführer, Joß Fritz, war selbst ein Bauer, ein Untertan des Bischofs von Speyer. Wenn auch die Mächtigen vor dem Bundschuh zitterten, so blieb er doch ohne größere politische Wirksamkeit, denn alle bedeutenden Pläne wurden vorzeitig verraten. Waghalsig und schlau wie er war, konnte Joß Fritz den Häschern stets entweichen, suchte aber trotzdem unverdrossen das Volk aufzuwiegeln. Unter mancherlei Verstellungen und Verkleidungen tauchte er mal hier, mal da auf; erst während der großen Bauernunruhen verlor sich seine Spur.

Will man der Zimmerischen Chronik Glauben schenken, so begann der Bauernkrieg um „cleinfüeger ursach willen“. Die Stühlinger Bauern sollten für ihre Herrschaft nämlich Schneckenhäuser sammeln (aus welchem Grund auch immer). Dies war den Landleuten doch wohl zuviel der Schikane; der allgemeine Aufruhr nahm seinen Lauf. Im Nu wurden die Untertanen der benachbarten Herrschaften mitgerissen; kurz darauf beherrschten die Aufständischen den ganzen Südschwarzwald. Die Empörung griff weiter aus auf Oberschwaben, das Allgäu und Franken, auf Thüringen und Sachsen, auf Tirol, Salzburg und Steiermark.

Ihre Forderungen fixierten die Bauern schriftlich in einer Anzahl von Beschwerden.

briefen und Reformvorschlägen. Die weiteste Verbreitung fanden die „Zwölf Artikel“, das Programm der schwäbischen Bauern, eine im Vergleich zu manchen anderen Manifesten eher gemäßigte Schrift.

Im Südschwarzwald und im Odenwaldgebiet reichte die Macht der Empörer aus, die Territorialherren zur Annahme ihrer Forderungen zu zwingen. Rasch aber setzten sich letztere zur Wehr.

Im Süden besiegte Georg Trucheß von Waldburg (der „Bauernjörg“), in Mitteldeutschland Philipp von Hessen die Haufen der Bauern. Nach einem unerhört grausamen Strafgericht konnten die Herren um so fleißiger dirigieren und reglementieren; die bäuerliche Selbstverwaltung schwand mehr und mehr dahin.

Dem Machtbereich der Landesherren suchten sich schon während des Mittelalters in vielen Fällen auch die Städte zu entwinden. Ob es ihnen gelang, war freilich eine Frage der politischen Umstände. Kaiserliche Privilegien und wirtschaftliche Potenz spielten dabei eine wesentliche Rolle.

Die höchste Stufe städtischer Unabhängigkeit bestand in der Reichsunmittelbarkeit, d. h., die derart freien Städte hatten ausschließlich den Kaiser über sich. Dieser machte jedoch von seiner Oberherrschaft wenig Gebrauch.

Als Folge der Städtepolitik verschiedener mittelalterlicher Kaiser befanden sich reichsfreie Städte besonders häufig in Südwestdeutschland. Zu ihnen gehören neben unzähligen kleinen Kommunen wie Leutkirch, Isny, Lindau und Wimpfen auch ausgesprochene Großstädte wie Augsburg, Nürnberg und Straßburg. Andere Städte hatten zwar nicht den rechtlichen Status der Reichsunmittelbarkeit, ließen sich aber trotzdem von ihren Landesherren wenig dreinreden. Kommunen dieser Art lagen zumeist im Norden; unter ihnen Göttingen, Braunschweig, Wesel und Hanno-

ver. Verschiedene größere Städte – wie etwa Salzburg und Wien – hatten es hinwiederum nicht geschafft, sich aus der Gewalt ihrer Landesfürsten zu lösen.

Die unabhängigen Kommunen wurden eher oligarchisch und demokratisch regiert. Meistens befand sich die Herrschaft in den Händen weniger Patrizier- und Handwerkerfamilien, die obendrein untereinander eng versippt waren. Daran hatten auch die Zunftkämpfe des Mittelalters nicht überall viel geändert. Die Stadtregerungen verstanden sich – wie die Fürsten – als von Gott gesetzte Obrigkeiten. Das bekamen in erster Linie die Untertanen des städtischen Territoriums zu spüren, das oft nur aus einigen Dörfern bestand; gelegentlich hatten die Landgebiete allerdings das Ausmaß kleinerer Fürstentümer – wie beispielsweise im Falle von Ulm, Nürnberg und Rothenburg.

**Zu den größten Städten Deutschlands gehörten um 1500 Köln (35 000 Einwohner), Danzig (30 000) und Lübeck (20 000) im Norden sowie Nürnberg (36 000), Augsburg (25 000), Straßburg (25 000) und Ulm (19 000) im Süden. Im europäischen Vergleich waren diese Städte freilich eher mittelgroß: Paris hatte zu dieser Zeit runde 200 000 Einwohner; Venedig, Neapel und Mailand jeweils etwa 100 000.**

Nach den Vorstellungen der damaligen Deutschen aber stellte eine Gemeinde von mehr als 10 000 Einwohnern bereits eine Großstadt dar. Etwas über zwanzig Kommunen dieser Größenordnung waren um 1500 im Reich zu finden; Mittelstädte mit 2000 bis 10 000 Einwohnern (z. B. Konstanz, Würzburg, Tübingen, Ravensburg oder Biberach) gab es dagegen rund 200 und Kleinstädte (mit 1000 bis 2000 Einwohnern) ungefähr 900 (zu letzteren gehörte alles, was sich im Bereich des heutigen Zollernalbkreises damals „Stadt“ nannte).

Die Einwohnerschaft in den Städten gliederte sich hierarchisch. Den vornehmsten Rang nahmen die Patrizier ein. Oft hatten sie die entscheidenden Funktionen im Rat inne und

bestimmten damit den Gang der städtischen Politik; ihren im Fernhandel erworbenen Reichtum legten sie in Ländereien an; gelegentlich besaßen sie schloßartige Landsitze in der Umgebung der Stadt. Sie dünkten sich dem niederen Adel ebenbürtig und waren mit diesem auch mitunter versippt.

Den Patriziern folgten auf der sozialen Stufenleiter die in Handel und Gewerbe tätigen Bürger. Wie noch heute aus Straßennamen zu ersehen ist („Metzgerstraße“, „Badergasse“) lebten die einzelnen Berufsgruppen oft (aber nicht immer) zusammen in einer Straße oder in einem Stadtviertel. Aus den verfeinerten Herstellungsmethoden ergab sich eine weitgehende Differenzierung der Gewerbe; Die Gerber zum Beispiel hatten sich aufgeteilt in Rot- und Weißgerber, die Weber in Woll- und Leinenweber, die Bäcker in Süß- und Sauberbäcker, die Schmiede in Grob-, Fein-, Huf-, Kupfer-, Kessel- und Goldschmiede.

Seit dem 12. Jahrhundert waren Handwerk und Kommerz genossenschaftlich organisiert in den Zünften, die oftmals in ihrem Ansehen stufenweise aufeinander folgten, was etwa bei Prozessionen eine große Rolle spielte. Außerhalb der Zünfte war eine selbständige Berufsausübung nur in seltenen Fällen möglich; als Voraussetzung für die Mitgliedschaft wurden Bürgerrecht, eheliche Geburt und ein Vermögen in festgelegter Höhe verlangt.

Die Zünfte erfüllten viele der Funktionen, die heute von Kartellamt, Gewerkschaft, Arbeitsgericht, Handelskammer, Sozialamt und Berufsgenossenschaft wahrgenommen werden. Herstellungsmethode und Produktionsziffer, Mitarbeiterzahl und Preise waren genauestens festgelegt; Qualitätsprüfungen wurden teils von städtischen Behörden, teils von zünftischen Gremien durchgeführt. Lehrlinge und Gesellen, die sich von ihren Meistern ungerecht behandelt fühlten, konnten sich beim Zunftmeister beschweren, was sie oft und bisweilen auch mit Erfolg taten.

*Fortsetzung (Schluß) in der nächsten Ausgabe*

## „Die Liebe der Schwestern hat gesiegt“

Erschütterndes aus der Zeit unmittelbar nach Kriegsende / von Friedl Müller, Balingen – 2. Folge (Schluß)

An einem frisch aufgeschütteten Erdhügel fanden wir 18 offene Gräber, die mit Brettern abgedeckt waren. Wir mußten einige Gräber abdecken, bis wir einen rohen Holzarg entdeckten, auf dem der Name unseres Bruders stand. Ohne lange zu überlegen, holte ich mir eine Leiter, die in der Nähe stand, stieg in die Gruft hinunter und versuchte verzweifelt, den Deckel zu öffnen. Natürlich war er fest zugenagel, und ich konnte nur noch die Gladiolen als letzten Gruß darauflegen.

Traurig und bedrückt kehrten wir ins Lazarett zurück und bekamen dort von einer gütigen Schwester eine Bleibe für die Nacht. Als wir auf den schmalen Feldbetten lagen, fanden wir vor Leid und Erschöpfung keinen Schlaf und weinten verzweifelt. Hinzu kam noch die große Sorge um meine Schwester, die zitternd und fiebernd neben mir lag. Als sich am anderen Morgen herausstellte, daß sie tatsächlich eine Lungenentzündung hatte, wurde sie sofort in ein Krankenhaus eingeliefert.

Meine Gedanken kreisten unablässig um den toten Bruder. Mir war klar, daß ich nun alleine das fast Unmögliche schaffen mußte, solange die Gruft noch offen war, den Sarg herauszuholen und nach Hause zu bringen, denn mein Bruder sollte in der Heimat Erde begraben werden.

### Ein Wettlauf mit der Zeit

Auf dem Friedhof traf ich den Friedhofswärter, Herrn Kanetzki. Ich bat ihn flehentlich, die Gruft vorerst nicht zu schließen, und als ich ihm dafür ein großes Stück Schinken anbot, erklärte er sich bereit, mir noch eine kurze Frist zu gewähren. Nun begann ein Wettlauf mit der Zeit.

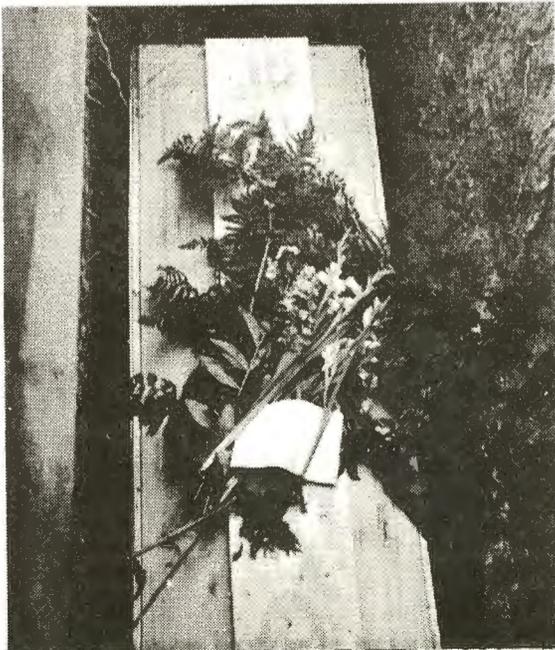
Ein Zugtransport war nicht mehr möglich, denn der Bahnbetrieb war inzwischen fast ganz zum Erliegen gekommen. Auch bei einem Fuhr- und Leichentransportunternehmen wurde ich abgewiesen. Nach langem Suchen war schließlich der Besitzer eines kleinen Lastwagens bereit, mir zu helfen. Als Entlohnung

sollte ich ihm allerdings 200 Liter Benzin und sieben Liter Öl besorgen. Das war nun leichter gesagt als getan. Wo sollte ich diese Dinge so schnell herbekommen?

Als ich beim amerikanischen Gouvernement vorsprach, zuckte man bedauernd die Schultern: „Tut uns leid, wir haben nicht einmal genug Benzin, um die notwendigsten Lebensmittel herbeizuschaffen!“ Ich ließ mich nicht entmutigen. Fest entschlossen, mich nicht abweisen zu lassen, ging ich zum Bürgermeister von Elberfeld und beantragte kurzerhand ein Grab in Ober- oder Unterbarmen und gleichzeitig einen Leichenpaß für eine spätere Überführung in den Heimatort. Ohne viele Formalitäten bekam ich alle Papiere, die ich brauchte und war natürlich sehr erleichtert.

Auf dem Rückweg durch das zerbombte Elberfeld mußte ich über meterhohen Schutt steigen. Nur mit größter Mühe fand ich meinen Weg durch die Stadt, denn man konnte so gut wie keine Straßennamen mehr lesen. Als ich endlich die Straße nach Kronenberg gefunden hatte, war dort eine Straßensperre aufgebaut, die von amerikanischen Soldaten bewacht wurde. Da ich ja nun weder einen Ausweis noch einen Passierschein hatte, mußte ich weitab von der Straße meinen Weg über Wiesen und Felder suchen.

Auf halbem Weg entdeckte ich plötzlich am Waldrand einen riesigen Schuppen, unter dessen Vordach einige Fahrzeuge standen. Ein Mann im weißen Arbeitsmantel lief geschäftig umher. „Versuchen kann ich's ja mal“, dachte ich. Beim Näherkommen entpuppte sich der Schuppen als Speditionsfirma, und ich er-



kannte auf dem Nummernschild eines Anhängers das Stuttgarter Kennzeichen III-H. Voller Hoffnung betrat ich das Büro und brachte mein Anliegen vor. Der Herr im weißen Mantel erklärte mir, daß der Anhänger einer Wuppertaler Firma gehörte und am nächsten Morgen über Stuttgart nach Wangen im Allgäu gefahren werde, um Lebensmittel für die Amerikaner zu holen. Auf der Hinfahrt würden viele Evakuierte mitgenommen, die nach Süddeutschland in ihre Heimatorte zurückkehren durften.

Vor Aufregung brach ich in Tränen aus und konnte fast nicht mehr sprechen, aber der Mann legte mir tröstend die Hand auf die Schulter und versprach mir, mich mit dem Sarg bis nach Stuttgart und zum Prag-Friedhof mitfahren zu lassen. Allerdings mußte ich ihm versprechen, die nötigen Papiere für den Transport zu beschaffen, denn bei einer Kontrolle könnte ohne diese Papiere sein Fahrzeug beschlagnahmt werden. Die Kosten betragen 200 Reichsmark.

### Den Sarg aus der Gruft geholt

Nun sollte aber bis vier Uhr nachmittags der Sarg schon hier bei der Spedition sein! Ich radelte so schnell ich konnte in die Stadt zurück und sprach wahllos alle möglichen Leute an, die in den Ruinen der zerstörten Häuser nach ihren Habseligkeiten suchten und den Schutt wegräumten. Großzügig verteilte ich die Schätze aus meinem Rucksack und im Handumdrehen stand ein Leiterwagen bereit, den mir die guten Menschen für meinen traurigen Transport zur Verfügung stellten. Es gelang mir tatsächlich mit Hilfe des Friedhofswärters, der schon ungeduldig auf meine Rückkehr gewartet hatte, den Sarg aus der Gruft zu heben und zur Spedition zu bringen. Es war für mich ein erschütterndes Erlebnis!

Um die Mitreisenden nicht zu beunruhigen, wurde der Sarg hinter hohen Öttonnen und Eisenteilen versteckt. Nun endlich, da dies alles geschafft war, ließ die nervliche Anspannung etwas nach und ich konnte beruhigt ins Lazarett zurückkehren, wo mich meine Schwester schon voller Sorge erwartete. „Ich werde auf keinen Fall hierbleiben“, sagte sie entschlossen, „ich lasse dich nicht alleine fahren, lieber sterbe ich!“ – „Ich fürchte, das wird nicht gehen, du hast ja noch Fieber“, widersprach ich ihr. Aber da kannte ich meine Schwester schlecht. Sie ließ sich nicht mehr davon abbringen, mich zu begleiten.

So verließen wir kurz nach Mitternacht Kronenberg, denn wegen der Straßensperre mußten wir ja wieder einen großen Umweg über die Felder einplanen. Als wir bei Anbruch der Dämmerung in Elberfeld ankamen, warteten schon viele Menschen auf das Fahrzeug. Ich hatte große Bedenken, wie so viele Menschen mitsamt ihren Taschen und Rucksäcken auf einem einzigen Lkw-Anhänger Platz finden sollten, und so schlug ich vor, daß ich ja mit dem Rad nach Hause fahren könnte. Als wir aber den Leuten von unserem Schicksal erzählten und sie bemerkten, wie erschöpft wir waren, widersprachen sie heftig und ließen uns bereitwillig zuerst auf den Anhänger steigen.

Wir setzten uns ganz nach hinten zu den Tonnen, hinter denen der Sarg versteckt war. Die Fahrt ging sehr langsam voran, denn das Fahrzeug war vollkommen überladen.

### Von Wuppertal nach Stuttgart

Beim Passieren der amerikanischen und englischen Zonen waren die Kontrolleure sehr rücksichtsvoll und ließen die Mitfahrenden in Ruhe.

Stunde um Stunde verging, und wir glaubten bis ans Ende der Welt zu fahren. Die Nacht

brach herein, und als wir gegen ein Uhr in Mainz ankamen, wurde unser Fahrzeug jäh gestoppt. Wir hörten scharfe Befehle und schon wurde die Plane zur Seite gerissen. Der Schein einer Taschenlampe glitt über die erschrockenen Gesichter der Reisenden. Wir sahen uns französischen Soldaten gegenüber, die die Menschen recht unsanft vom Fahrzeug herunterholten. Zwei Männer, die neben mir saßen und wußten, daß ich keine Papiere hatte, packten mich geistesgegenwärtig und hoben mich in eine leere Tonne hinein. Mein Rucksack flog hinterher und ich kauerte mich zitternd vor Angst nieder. Im Schein der Lampe suchten die Franzosen die Ladefläche ab, aber glücklicherweise kam keiner nach oben.

Nach einer Viertelstunde, die mir wie eine Ewigkeit erschien, durften alle Reisenden wieder aufsteigen; die Fahrt konnte weitergehen. Allerdings war die Ladung beträchtlich leichter geworden, denn die Franzosen hatten allen Leuten das Gepäck abgenommen!

Ohne weitere Zwischenfälle kamen wir am Morgen in Stuttgart an. Am Prag-Friedhof wurde der Sarg unter den erstaunten Blicken der Mitreisenden einfach auf die Straße gestellt. Meine Schwester blieb mit den Rädern und unserem Gepäck daneben sitzen, während ich zur Friedhofsverwaltung ging. Ich bat den Verwalter, meinen Bruder für ein bis zwei Tage in der Leichenhalle aufzunehmen, aber er entgegnete mir ganz entrüstet: „Ja glauben Sie denn, wir sind dazu da, hier einfach Leichen aufzunehmen, die uns irgendwer hierher bringt? Wo kämen wir denn da hin!“ Abweisend starrte er mich durch seine Brillengläser an und zeigte keine Spur von Entgegenkommen oder Verständnis für meine Lage.

### Im Zorn das Richtige gesagt

Sollten meine ganzen Bemühungen umsonst gewesen sein und der letzte Teil des Transportes nun an der Ablehnung dieses Mannes scheitern? Das durfte nicht geschehen und nun packte mich der Zorn! „Mein Bruder hat in diesem schrecklichen Krieg doch auch für Sie sein Leben eingesetzt und verloren, obwohl er ja noch ein halbes Kind war“, schleuderte ich ihm entgegen, „es wäre besser gewesen, man hätte Sie an seinen Platz gestellt und Ihre Eltern oder Geschwister stünden nun hier an meiner Stelle! Haben Sie denn kein Mitgefühl?“

Betroffen und verlegen schaute er mich an, dann nahm er wortlos einen Schlüssel vom Haken und deutete mir an, ihm zu folgen. Auf einem Handwagen holten wir den Sarg von der Straße herein und stellten ihn im Vorraum der Leichenhalle ab. Ein Friedhofswärter, der uns dabei zusah, bot uns an, diese Nacht bei ihm zu Hause Quartier zu nehmen und lud uns zum Nachtessen ein. Wir waren für dieses Angebot sehr dankbar, aber ich wollte zuerst noch vor Einbruch der Dunkelheit ein Fahrzeug für den Weitertransport besorgen. So ließ ich meine Schwester in der Obhut des freundlichen Mannes zurück und fuhr mit dem Rad in die Stuttgarter Innenstadt. Es hatte inzwischen heftig zu regnen begonnen und die klatschnassen Kleider klebten mir am Leibe. Von Haus zu Haus fragte ich mich nach einem geeigneten Fahrzeug durch, aber alle Mühe war vergeblich.

Da erinnerte ich mich glücklicherweise an die Zeit, in der ich bei der Tübinger Chronik gearbeitet hatte. Damals lernte ich einen Herrn kennen, der in der Stadt ein Bestattungsunternehmen besaß. Kurzentschlossen radelte ich zurück nach Tübingen. Vielleicht hatte ich diesmal Glück!

Inzwischen war es schon wieder später Abend geworden, und wieder einmal machte mir die Sperrstunde einen Strich durch die Rechnung. Ich kam nur bis Waldenbuch und

mußte dort ein Nachtquartier suchen. In einem Gasthof fand ich eine herzengute Wirtin, die mich unentgeltlich aufnahm. Ich hatte inzwischen kein Geld mehr und auch der Proviant aus meinem Rucksack war aufgebraucht, denn alle Menschen, die mir auf meiner dramatischen Reise in irgendeiner Weise geholfen hatten, waren von mir mit Speck, Eiern, Butter oder Honig belohnt worden.

Die Wirtin setzte mir einen großen Teller Bratkartoffeln vor und ich ließ es mir tüchtig schmecken. Diese letzte Nacht verbrachte ich in einem herrlichen Bett; am frühen Morgen machte ich mich auf den Weg nach Tübingen. Im Bestattungsinstitut begrüßte mich Herr Enslin voller Freude, und als ich ihm unter Tränen meine Geschichte erzählte, sagte er mir sofort zu, meinen Bruder aus Stuttgart abzuholen.

In der Zwischenzeit war auch meine Schwester nicht untätig geblieben. Da die Hitze in den vergangenen Tagen fast unerträglich geworden war, drang schon Leichengeruch aus dem Sarg, in dem mein armer Bruder lag. Kurzentschlossen ließ meine Schwester einen provisorischen Sarg anfertigen und meinen Bruder darin umbetten. Dann bestellte sie den Fahrer, der uns seine Hilfe angeboten hatte und nun begann der letzte Teil des traurigen Transports.

Ich war inzwischen von Tübingen aus weiter in Richtung Balingen gefahren; als ich kurz vor Hechingen war, hielt plötzlich ein Lastwagen neben mir, auf dem meine Schwester neben dem Sarg saß. Ich konnte zusteigen, und so erreichten wir nachmittags gegen vier Uhr das Elternhaus. Die Türen waren verschlossen, denn der Vater war mit dem Pferdewerk auf Land gefahren und die Mutter arbeitete auf dem Feld. So mußten wir den Sarg erst einmal in die Scheune stellen.

Ich lief aufs Feld hinaus, um die Mutter zu holen. Als sie mich von weitem kommen sah, lief sie mir freudestrahlend entgegen. Aber da sah sie meine verweinten Augen und wußte ohne zu fragen, was geschehen war.

In der Scheune warf sie sich verzweifelt weinend über den Sarg und wir konnten sie lange Zeit nicht davon wegbringen. Als der Vater zurückkam und die schlimme Nachricht erfuhr, war auch er vor Kummer und Schmerz wie versteinert. Es war furchtbar, mitansehen zu müssen, wie die Eltern litten. Der einzige Sohn, ihre ganze Hoffnung für die Zukunft, war tot. Geopfert wie so viele andere in einem grausamen Krieg!

Zwei Tage später trugen wir den Sohn und Bruder zu Grabe. Unser alter Dekan Pfeleiderer erzählte mit bewegten Worten von den Schwierigkeiten, unter denen wir den Bruder nach Hause gebracht hatten und sprach von einem Wunder, das wir beiden Mädchen vollbracht hätten. Er schloß den Begräbnisgottesdienst mit den Worten: „Die Liebe der Schwestern hat gesiegt!“

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Fridl Müller  
Geislinger Straße 57, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

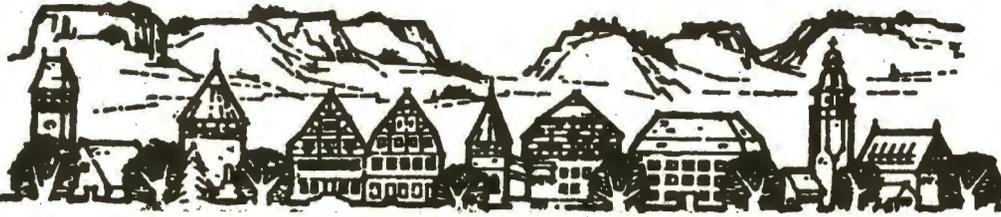
Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 43

31. Dezember 1996

Nr. 12

## Die Reformation – eine Grenze zwischen den Epochen

Eine Analyse des Umfelds, auf dem sie wachsen konnte – Von Peter Thaddäus Lang / Albstadt – 2. Folge (Schluß)

Wie die städtischen Akten erkennen lassen, waren sich die Zünfte untereinander nicht immer grün. Die Gürtler etwa stritten sich mit den Schmieden wegen der Gürtelschnallen, die Büchsenmacher mit den Tischlern wegen der Holzschäfte oder die Steinmetze mit den Mauern wegen der Wiederverwertung der Steine von abgerissenen Gebäuden.

Solchergestalt achtete jedes Handwerk sorgsam auf seine Rechte und hielt stolz auf seine Ehre, welch letzteres einigen Berufsgruppen reichlich schwer gefallen sein dürfte. Die Abdecker und Henker, mancherorts auch die Töpfer, Müller und Schäfer, galten als „unehrlich“, was bedeutete, daß man den geselligen Umgang mit ihnen mied. Dies war zudem auch rechtlich festgelegt: Die „Unehrlichen“ durften lediglich innerhalb des eigenen Berufsstandes heiraten und nur ganz bestimmte Wirtshäuser oder Badstuben aufsuchen. Sie hatten ihre eigene Ecke in der Kirche und ihren Begräbnisplatz am Rande des Friedhofs.

Trotz dieser Stellung an der Peripherie der städtischen Gesellschaft erfreuten sich die Henker einer gewissen Achtung. Aus den Körpern der Hingerichteten gewannen sie Salben und Tinkturen. Menschenfett beispielsweise hielten die Zeitgenossen für ein wertvolles Heilmittel, das ausschließlich durch den Scharfrichter bezogen werden konnte. Außerdem verfügten die Henker über ein besseres anatomisches Wissen als mancher Bader oder Wundarzt (so makaber uns das heute erscheinen mag). So schreibt denn der große Mediziner und Gelehrte Paracelsus, er habe von den Scharfrichtern viel gelernt.

Neben all den Genannten tummelten sich in der Stadt viele, die ihr Brot im Dienste des Magistrats verdienten: die Gassenknechte, Büttel, Torwächter und Stadtpfeifer, die Wagmeister, Marktaufseher, Amtsdienner und Stadtschreiber, die Zöllner, Spitalmägde, Brunnenmeister und Feuerbeschauer. Zum Teil standen diese Leute in hohem Ansehen. Die Stadtschreiber hatten die Universität besucht und bezogen Spitzgehälter; der Brunnenbau galt als hohe Kunst – erfahrene Brunnenmeister wurden mitunter auch an benachbarte Städte ausgeliehen.

Die niedersten Chargen des städtischen Personals gehörten zur Unterschicht; zum großen Heer der Knechte, Mägde, Tagelöhner und Handlanger. Sie lebten meist im Hause ihrer Dienstherrn und erhielten außer freier Kost und Kleidung ein so geringes Entgelt, daß es ihnen selten möglich war, eine Ehe einzugehen. Wie sie mit ihren sexuellen Problemen zurecht kamen, das beginnt sich die deutsche Geschichtswissenschaft erst seit einigen Jahren zu fragen.

### Balingen und Ebingen waren Kleinstädte

Die Unterschicht ergänzte sich demnach



Bauern bei der Arbeit (1502).

kaum aus sich selbst; sie erhielt ständig Zuzug aus der ländlichen Umgebung der Stadt. So verließen denn manche Kuhmagd und mancher Stallknecht ihre dörfliche Heimat, um in der Stadt ihr Glück zu suchen. Pestepidemien und Wirtschaftswachstum sorgten dafür, daß ihre Arbeitskraft Verwendung fand. Bei größeren Konjunkturschwankungen war die Existenz dieser Menschen aufs schlimmste gefährdet.

**Ganz am unteren Rand der Gesellschaft irrllichterten die Tunichtgute und Gaukler, die Taugenichtse und Bettler, die Hausierer, Landstreicher und Straßenmusikanten, die Dirnen, Diebe und Hehler – zwielichtiges Gesindel, das sich jede Obrigkeit vom Halse zu schaffen suchte.**

Ihre Bedeutung erlangten die Städte durch Handel und Warenproduktion. Über Lübeck zum Beispiel wurden Kupfer und Eisen von Schweden weiter nach Westen transportiert; von Köln ging der Handel mit Rheinwein in die nördlicheren Regionen Deutschlands und dann weiter in die skandinavischen Länder. Nürnberg tat sich hervor durch die Verarbeitung von Metallen, Augsburg und Ulm durch die Barchentweberei und Ravensburg durch seine Papiermühlen. Die Masse der Kleinstädte dagegen (und hierzu gehörten, wie gesagt, unter vielen anderen auch Balingen und Ebingen) versorgte lediglich das jeweilige Einzugsgebiet mit Waren.

Der Fernhandel hatte überall dort große Bedeutung erlangt, wo er länderübergreifend organisiert war. Im hohen Norden Deutschlands beherrschte fraglos die Hanse das kommerzielle Geschehen. Als Städtebund mit hauptsächlich wirtschaftlichen Zielen besorgte sie den Warenaustausch zwischen den Nordsee- und den Ostseeländern. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hatten sich rund 160 Städte ihr angeschlossen. So entstand ein weites Netz, das bis Wiborg (bei St. Petersburg) im Nordosten, bis Lemberg im Südosten, bis Nürnberg im Süden und bis Dinant (an der Maas) im Westen reich-

te. Innerhalb dieses Verbunds hatten besonderes Gewicht Riga, Danzig, Bremen und Köln; eine Art Leitfunktion aber kam Lübeck zu.

Weiter noch waren die hanseatischen Kontore und Faktoreien über Europa gestreut: Sie befanden sich in Rußland (Nowgorod, Smolensk, Witebsk), im skandinavischen Raum (Bergen, Kopenhagen, Uppsala, Göteborg u. v. a.), in England (vor allem York, Boston und London) und in Flandern (Brügge). Seit dem späten 15. Jahrhundert begann der wirtschaftliche Einfluß der Hanse in diesem weiten Bereich zurückzugehen. Die Konkurrenz der Niederländer und der Briten machte sich bemerkbar.

In Süddeutschland führten mehrere Familiengesellschaften den Fernhandel an. Von ihren Zentralen in Augsburg und Nürnberg verbreiteten sie ihre Filialen, Faktoreien und Agenturen über das ganze Abendland. Solch weitreichende Verbindungen hatten die Handelshäuser der Imhof und Adler, der Paumgartner und Höchstetter (um nur einige zu nennen). – Ihnen allen überlegen an wirtschaftlicher Machtfülle jedoch waren die Welser und Fugger. Deren Niederlassungen lagen dichter beieinander als die der übrigen Handelshäuser und erstreckten sich in wesentlich entferntere Landstriche, nämlich vom Balkan (im Falle der Fugger) bis nach Portugal und von Dänemark bis nach Süditalien.

**Sie alle hatten irgendwann einmal ganz klein angefangen**

Meist begann der wirtschaftliche Aufstieg damit, daß ein Handwerker nebenher auch noch Handel trieb: der Wirt mit Wein, der Fleischer mit Vieh, der Schneider mit Stoffen. Aus Gelegenheitsgeschäften wurden regelmäßige Transaktionen, weitere Waren wurden in das Sortiment aufgenommen, der geographische Radius vergrößerte sich. Zum Fernhandel kamen Speditionsgeschäft und Bankgewerbe; über größere Finanzaktionen stieg man in die Montanindustrie ein. Die Fugger ließen sich als Gegenleistung für ihre horrenden Darlehen an die Habsburger umfassende Schürfrechte in Österreich, Ungarn, Oberitalien und Mitteldeutschland geben, wodurch sie schließlich monopolartig den Markt beherrschten.

Die Liaison mit den Thronen führte dann auch zum Niedergang der großen Handelsgesellschaften, weil die Gekrönten unentwegt und unersättlich nach Geld hungerten und sich immer weniger in der Lage sahen, ihre Schulden abzuzahlen oder sonstigen Ausgleich zu schaffen.

Ein weiterer Grund liegt in der Verlagerung des europäischen Wirtschaftsgeschehens aus Mittelmeer, Nord- und Ostsee in den Atlantik. Verursacht wurde diese Verschiebung durch die Entdeckung der Neuen Welt.

Für längere Fahrten im offenen Meer waren als technische Voraussetzungen erforderlich ein Schiffstyp von ausreichender Seetüchtigkeit – die Karavelle – und außerdem navigatorische Hilfsmittel: Kompaß, Astrolabium und Jakobsstab.

**Während sich die Spanier bis 1492 darauf konzentrierten, die Araber aus der iberischen Halbinsel hinauszudrängen, machten sich die Portugiesen schon früh daran, erobernd und entdeckend nach Süden auszugreifen. Ihren Blick hatten sie in diese Richtung gelenkt, seit sie 1415 Ceuta – Gibraltar auf der afrikanischen Seite gegenüberliegend – gewonnen hatten.**

Ihr Vordringen war bestimmt von der Kreuzzugsstradition und von der vagen Hoffnung, mit dem sagenumwobenen Priesterkönig Johann Kontakt aufzunehmen und auf diese Weise einen Bundesgenossen im Rücken der Ungläubigen zu finden. Als weitere Motive der Portugiesen können sicherlich auch Wißbegier gelten wie auch der Wunsch, sich wirtschaftlich zu bereichern. Der Priesterkönig sei unermesslich reich, hieß es: Man suchte Gold. Nachdem der Landweg nach Indien abgeriegelt war, schnellten die Preise für orientalische Luxusartikel und Gewürze gewaltig in die Höhe. Insbesondere nach Gewürzen bestand eine enorme Nachfrage, nicht nur, um den Speisezettel abwechslungsreicher zu gestalten, sondern auch, weil sie gelegentlich zur Herstellung von Medikamenten verwendet wurden und außerdem den Reichen zum Renommieren dienten.

### Angst vor dem Magnetberg

Langsam nur wagten sich die portugiesischen Schiffe immer weiter nach Süden, der Küste Afrikas entlang. Die Seeleute fürchteten sich vor Nebeln, vor Untiefen und vor allerhand grausigen Meeresungeheuern; sie hatten Angst vor dem Magnetberg, der alle Nägel aus den Schiffen herauszuziehen drohte und vor einer immer stärker werdenden Hitze; es grauste sie bei der Vorstellung, das Wasser könne eine gallertartige Konsistenz annehmen (denn das mußte ja wohl so sein, sonst flösse das Wasser am Rande der Erdscheibe irgendwo hinunter).

Freilich nahm jeder neue Vorstoß diesen Geschichten etwas von ihrem Schrecken. So erreichten die Portugiesen 1434 Kap Bojador, 1441 Kap Blanco und 1445 Kap Verde; sie gelangten 1471 zur Goldküste, 1481 zur Kongo-mündung und 1485 zur Walfischbai. Bis zur Südspitze des Kontinents kam der portugiesische Seefahrer Bartholomeo Diaz im Januar 1488. Er wäre wohl noch weiter gesegelt, wenn ihn seine meuternden Matrosen nicht zur Umkehr gezwungen hätten.

Bevor aber portugiesische Seefahrer weiter bis Indien vordringen konnten, hatte die Konkurrenz einen triumphalen Erfolg erzielt: Dem in spanischen Diensten stehenden Christoph Kolumbus war es gelungen, auf dem direkten Seeweg nach Westen Land zu finden. Die zwischen Spanien und Portugal schon bestehenden Verhandlungen über die Grenzen der Interessenssphären mußten nun eilig vorangetrieben werden. Beide Seiten einigten sich unter der Vermittlung des Papstes 1494 im Vertrag von Tordesillas. Daß die Demarkationslinie Südamerika in einen östlichen und in einen westlichen Teil spaltete, war den Vertragspartnern dabei nicht bewußt, denn von dieser Landmasse hatten sie noch keine Kenntnis.

Unter den Mitbringseln des Kolumbus befanden sich keine Gewürze und auch Gold nicht in den erwarteten Mengen – in wirtschaftlicher Hinsicht enttäuschten seine Fahrten. Die Portugiesen setzten ihre Entdeckungszüge desto unverdrossener fort; Vasco da Gama landete 1498 in Calicut und erreichte damit das von vielen Seefahrer-Generationen angestrebte Ziel – Indien. Als er 1499 mit kostba-

ren indischen Waren in Lissabon eintraf, brach eine wahre Euphorie aus: In kurzen Zeitabständen schickten die Portugiesen Flotte um Flotte nach Indien; sie legten wehrhafte Stützpunkte an und schafften sich die lästige Handelskonkurrenz der Araber in einer Seeschlacht vom Halse. Nachdem sie sich im zweiten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts auf den Molukken festgesetzt hatten, beherrschten sie den Gewürzhandel vollkommen.

Unterdessen waren die Spanier nicht untätig geblieben. In der Karibik machten sie sich Insel um Insel untertan, sie gelangten auf das Festland und standen 1531 an der Pazifikküste des neuen Kontinents. Was weiter geschah, wird jedem bekannt sein, der als Kind Abenteuerbücher gelesen hat: Angetrieben von Ruhmsucht und Raffgier, ausgestattet mit einer so faszinierenden wie abstoßenden Mischung aus Durchhaltevermögen, Tollkühnheit, Brutalität und Falschheit unterwarfen Cortès das Aztekenreich und Pizarro das Reich der Inkas.

Dort in Südamerika fanden die Spanier das ersehnte Edelmetall. Zunächst brachten sie es in wilden Raubaktionen an sich; später gingen sie zu systematischem Abbau der Silber- und Goldvorkommen über. Die Ureinwohner dienten ihnen als billige Arbeitskräfte. Unter diesen hatten die Kolonisatoren furchtbar gewütet und innerhalb weniger Jahre ganze Völker ausgerottet. Dagegen wetterten die spanischen Missionare schon früh, aber nur mit geringem Erfolg. Das Verhalten dieser Geistlichen steht wohl in Zusammenhang mit den Reformen, durch welche der Kardinal und Großinquisitor Ximenez de Cisneros dem spanischen Kirchenwesen zu frischer Blüte verholfen hatte.

### Bischöfe als Landesfürsten

In Deutschland hingegen lag manches im argen. Seit ottonischer Zeit waren die Bischöfe zu Landesfürsten geworden – als Inhaber des Krummstabs herrschten sie über ein mehr oder minder großes Territorium. Sie entstammten fast ausschließlich dem Adel und huldigten denselben Lustbarkeiten wie ihre weltlichen Brüder und Vettern. So waren sie auf der Sauhatz häufiger anzutreffen als beim Gebet, bei Gastmählern und Gelagen öfter als am Tisch des Herrn. In der Kathedrale sah man sie selten, denn sie weilten lieber auf ihren Landsitzen.

Zur Vergrößerung ihrer Macht und auch aus dynastischen Gründen regierten manche von ihnen in mehreren Bistümern gleichzeitig. Solche Oberhirten kümmerten sich dann gewiß noch weniger um ihre geistlichen Obliegenheiten. Die kirchlichen Geschäfte wurde an Generalvikare, Domherren und Archidiakone delegiert; diese betrachteten ihre Ämter meist nur als Einnahmequellen, ohne sich viel um die damit verbundenen Aufgaben zu scheren.

Die Domkapitel, ursprünglich dazu bestimmt, ihrem Bischof zur Seite zu stehen, verfolgten vielfach ihre eigenen Interessen und sahen argwöhnisch darauf, daß jener ihnen nicht in die Quere kam. Wie bei den Königswahlen, so ließen auch die Domkapitulare den neu gewählten Bischof eine Wahlkapitulation unterzeichnen, wodurch sich die bischöflichen Rechte von Wahl zu Wahl schmälerten.

Die meisten Domherren stammten ebenfalls aus dem Adel – die dicken Kathedralpfründe boten die beste Möglichkeit zu einer standesgemäßen Versorgung nachgeborener Söhne. Ihr Lebensstil unterschied sich kaum von dem ihrer Oberhirten; mit Vorliebe tafelten und bekehrten sie auf den Schössern ihrer Verwandten. Um ihr Einkommen zu verbessern, benutzten sie ihren ganzen Einfluß, möglichst viele Pfründe zu ergattern. Die Pflichten, die mit solchen Finanzquellen einhergingen – wie Seelsorge und Messelesen – ließen sie von schlecht bezahlten Altaristen und Kaplänen erfüllen.

**Diese wiederum sahen sich oft aus blanker Existenznot gezwungen, mehrere Meßstiftungen und Pfarreien gleichzeitig zu betreuen oder sich nach einem Nebenerwerb umzusehen. In den Städten, wo die Kirchen und Kapellen dicht beieinander lagen, sammelte sich auf diese Weise ein geistliches Proletariat an, das in größeren Kommunen nach Hunderten zählte.**

Auf dem Land waren die Geistlichen wegen der größeren Entfernung zwischen den einzelnen Gotteshäusern eher auf ein weltliches Zubrot angewiesen – als Lehrer, Schreiber oder als Notar. Die allermeisten aber widmeten sich der Landwirtschaft und beackerten ihr Pfarrland selbst. Wenn sie dazuhin mit ihrer Köchin Kinder zeugten, so sparten sie sich Knecht und Magd. Der Pfarrer unterschied sich demnach von den Bauern häufig nur dadurch, daß er sonntags in der Kirche die Messe las, und dies auch nicht immer nach den Regeln der Kirche. Manchem war das Latein zum unverständlichen Gebrabbel geraten, die Bibel zu einem Buch mit sieben Siegeln, die Theologie zu einem unbekanntem Fremdwort.

In den Ordensgemeinschaften sah es nicht viel besser aus. Durch fromme Stiftungen und Schenkungen waren die Klöster ständig reicher geworden, viele herrschten über Dutzende von Dörfern und weite Ländereien. Der Askese tat dies großen Abbruch, Prasserei und Wohlleben zogen in die Klostermauern ein, Gebet und Andacht gerieten in Vergessenheit. Statt Keuschheit schienen die Regularen mitunter Unkeuschheit gelobt zu haben. Die Bettelmönche standen in dem Ruf, sie hätten nicht nur Gott und milde Gaben im Sinn; viele Frauenkonvente waren als Lasterhöhlen verschrien.

Indes gab es Lichtblick und Hoffnung im allgemeinen Verfall. Einzelne Bischöfe bemühten sich um eine Besserung der kirchlichen Zustände, doch machte ein störrischer Klerus alle Reformansätze bald wieder zunichte. Aus eigenem Antrieb schlossen sich eine Reihe von Benediktinerklöstern zu Reformkongregationen zusammen – im Norden und Westen Deutschlands entstand die Bursfelder Kongregation, im Süden scharten sich reformwillige Konvente um die Klöster in Kastl (Oberpfalz) und Melk (bei Wien). Unter den Franziskanern und Augustiner-Eremiten bildeten sich die Flügel der Observanten, die wieder streng auf ihre Regeln achteten.

### Das Volk lechzte nach religiöser Betätigung

Damit hatten aber nur kleinere Teile im Kirchenanzen zu den ursprünglichen Idealen zurückgefunden. Der Gesamteindruck blieb mehr als betrüblich. Das Volk aber lechzte nach religiöser Betätigung. Die frommen Bruderschaften erlebten ihre Blütezeit, neue Andachtsübungen und Gebete kamen auf, die Stiftungen und Schenkungen an kirchliche Institutionen häuften sich, das Wallfahrtswesen gedieh prächtig, die Zahl der im Volk verehrten Heiligen wuchs – kurz: Allenthalben zeigte sich eine tief empfundene, inbrünstige Religiosität.

Sie war freilich verbunden mit herzhafter Daseinsfreude. Die Kirchenfeste boten Anlaß zu übermütiger Belustigung, und Pilgerfahrten gerieten bisweilen zu ausschweifenden Vergnügungsreisen. Auch handfeste Wirtschaftsinteressen gingen mit der Frömmigkeit einher. Legionen von Künstlern und Handwerkern fanden ihr Brot im Dienste der Kirche; der Ablaßhandel wurde vielfach zum reinen Geldgeschäft.

Die frommen Bräuche wucherten wild; nur zum Teil gingen sie auf kirchliche Initiative zurück. In vielen Bereichen unterstützte oder duldete die Kirche volkstümliche Anschauungen – sie weihte Glocken, trieb Teufel aus und segnete Fluren und Vieh. Sie schritt nur dort

ein, wo Glaubenssätze oder die Ehrfurcht vor dem Heiligen angetastet schienen. Die Verwendung von geweihten Kerzen, Bildchen oder Palmzweigen in allen erdenklichen Lebenslagen war gestattet; mit der geweihten Hostie aber durfte keinerlei Hokuspokus getrieben werden.

**Bei der unübersehbaren Vielfalt herrschender Praktiken mußten kirchliche Stellungnahmen zwangsläufig schwankend und uneinheitlich ausfallen. Die von der Kirche gezogenen Grenzen zwischen Religion und Aberglaube blieben dem zufolge unscharf.**

Zudem änderte sie ihre Einstellung in mancher Hinsicht: Das ganze Mittelalter hindurch wurde der Hexenglaube kirchlicherseits als Götzendienst verdammt, bis Papst Innozenz VIII. 1484 in seiner Bulle „Summis desiderantes affectibus“ die Hexen als Realität akzeptierte. Damit schien die Kirche in gewisser Weise einer allgemeinen Geister-, Dämonen- und Wundergläubigkeit nachzugeben oder ihr steuern zu wollen.

Kaum jemand zweifelte daran, daß überall teils gute, teils böse übernatürliche Wesen den Gang der Natur und die Geschicke der Menschen bestimmen. Durch Fasten und Beten, durch Segnen und Beschwören, durch Zaubern und Verhexen suchte man sie zu beeinflussen.

Die Wissenschaftler gingen davon aus, daß alle Teile der Schöpfung ihren besonderen Sinn haben und zueinander in Beziehung stehen; sie richteten ihr Trachten und Sinnen darauf, dies zu ergründen und den Menschen damit zu dienen. Dergestalt verquickten sich Zahlen-, Buchstaben- und Wortmystik auf seltsame Weise mit Mathematik und Philologie; in entsprechender Manier waren Astronomie und Physik, Theologie und Medizin mit allerlei magischem Beiwerk vermengt.

Dem Fortgang wissenschaftlicher Erkenntnis (in unserem heutigen Sinn) waren enge Grenzen gesetzt, weil man sich nicht von der eigenen Beobachtung, sondern von den Autoritäten antiker und mittelalterlicher Gelehrsamkeit wie auch von der Heiligen Schrift leiten ließ. Was aber nun die rechte Erkenntnis sei, das bestimmte letzten Endes die Kirche.

Diese wurde freilich von mancherlei Gebrechen geplagt und war deshalb schwach und schwerfällig geworden. Die zahllosen Mißstände verringerten ihr Ansehen und zehrten auch an ihrer Lebenskraft. Es fiel ihr immer schwerer, die überall stärker brodelnde Religiosität zu lenken. Die Unzufriedenheit wuchs, kritische Stimmen ertönten häufiger und lauter.

### Die 95 Thesen aus Wittenberg

In diesem siedeheißen Klima veröffentlichte der allseits bekannte Wittenberger Theologieprofessor seine nicht minder bekannten 95 Thesen. Was zunächst wohl nur als akademische Disputation gedacht war, verbreitete sich schnell über weite Teile Europas und verdichtete sich allmählich zu einer „neuen Lehre“.

Luthers Gedankengut kam unter die Leute hauptsächlich durch die vielerorts massenhaft aufgelegten Flugschriften, die alle Stände mit Fleiß und Interesse lasen (oder sich vorlesen ließen). Teils unabhängig von Luther, teils im Chore mit ihm wurden in solchen Pamphleten die Priesterehe, der Laienkelch und die Auflösung der Klöster gefordert, wurden die Abschaffung von Heiligenkult, Ablass und Papsttum begehrt, wurden die Rückkehr zum Text der Schrift, zu einfachem Glauben und zur christlichen Urgemeinde verlangt. All das war untermischt mit apokalyptischen, antirömisch-nationalen, sozialrevolutionären und vielen wirr-mystischen Tönen.

**Mit einem Wort: Der ganze lang angestaute Unmut über alle erdenklichen Mißstände kam nun zur Entladung.**

In diesem wilden Konzert gab Luther das Leitmotiv ab. Seinen Namen führten alle im

Munde, die aus irgendwelchen Gründen unzufrieden waren, auch wenn sie von theologischen Dingen überhaupt nichts verstanden.

Das konnten Bauern sein, aber auch genauso gut Ritter oder Handwerker. In den Städten fanden solche Einstellungen am meisten Anklang; das Volk scharte sich um Prediger, die Neues und Kritisches verkündeten. Wie Pilze schossen jetzt allenthalben lokale Reformatoren aus dem Boden.

Die Magistrate jedoch witterten Aufruhr und verboten derlei Kanzelrednern das Wort. Sobald allerdings der Druck von unten die etablierten Gewalten zu gefährden schien und Luther auch in den Reihen der Mächtigen genügend Anhänger hatte, dann stellte sich die Obrigkeit selbst an die Spitze der Bewegung und krepelte das Kirchenwesen ihres Machtbereichs um. Dabei fielen allerlei Späne: Renitente Pfarrer und Mönche mußten weichen, Bilder und Orgeln wurden zerstört. Mancher fromme Brauch blieb freilich erhalten wie Ohrenbeichte und Ave-Läuten, Fastentage oder Apostelfeste.

Früh schon hatten sich verschiedene Reichsstädte der Reformation angeschlossen – zwischen 1524 und 1529 Magdeburg, Lindau, Nürnberg und Reutlingen, Memmingen, Esslingen und Konstanz, Lüneburg, Braunschweig, Hamburg und Straßburg, dazu die Fürstentümer Kursachsen, Hessen, Braunschweig-Lüneburg und Ansbach-Bayreuth. Im nächsten Jahrzehnt folgten Württemberg, Pommern und Brandenburg sowie eine Flut weiterer Städte wie Biberach, Ulm, Lübeck, Isny, Heilbronn, Bremen, Augsburg und viele andere.

Die Obrigkeiten fanden Gefallen an der kirchlichen Umgestaltung, denn sie konnten sich nun den ganzen Kirchen- und Klosterbesitz aneignen und außerdem die Leitung des örtlichen Kirchenwesens an sich bringen. Neues aufzubauen war allerdings wesentlich schwieriger als Altes abzuschaffen. – Verhältnismäßig einfach ließen sich noch die kirchlichen Finanzen reorganisieren. Nunmehr flossen alle Einkünfte in eine zentrale Kasse (den „Gemeinen Kasten“) und wurden von dort aus verteilt für Baumaßnahmen, für Wohlfahrt und Gehälter.

Ein weitaus größeres Problem bildete die Versorgung der Gemeinden mit Geistlichen. Da die Zahl neugläubiger Theologen zunächst recht gering war, mußten sich die noch kaum eingerichteten Kirchenbehörden auf Schulmeister und Handwerker stützen, die sich nicht immer als geeignet erweisen sollten. Die daraus resultierenden Übelstände entsprachen in mancher Hinsicht jenen der alten Kirche. Auch beim Kirchenvolk war einiges nicht im Lot.

Viele Bürger und Untertanen hatten über Gott und Kirche nicht weiter nachgedacht und verhielten sich indifferent, andere wollten ganz beim alten Glauben bleiben, wieder andere stimmten Luthers Lehre nur teilweise zu, manche bildeten sich originell oder eklektizistisch ihre eigene Meinung oder fühlten sich zu anderen Anschauungen hingezogen, zu irgendwelchen Schwarmgeistern und Spiritualisten wie Kaspar Schwenckfeld oder Sebastian Franck, zu den Antitrinitariern oder zu den Wiedertäufern.

Letztere hatten eine relativ große Anhängerenschaft gefunden. Sie waren anzutreffen in Tirol, am Oberrhein, in Südwestdeutschland und in Sachsen, besonders häufig aber in Mähren, in den Niederlanden, in Ostfriesland und in Westfalen.

### In Käfigen sterben lassen

Dort, in Münster, gewannen sie 1534 die Mehrheit im Rat, gestalteten das Gemeinwesen um nach streng biblischen Grundsätzen und errichteten ein demokratisch-kommunisti-

ches Täuferreich. Es hatte allerdings nur kurzen Bestand. Im Verein mit dem vertriebenen Bischof eroberte nach langer Belagerung Landgraf Philipp von Hessen die Stadt. Ein furchtbares Strafgericht brach über die Besiegten herein. Die Anführer der Täufer wurden in Käfigen am Kirchturm hochgezogen, wo sie nach Tagen und Wochen starben. Diese Hinrichtungsart war nicht nur äußerst grausam, sondern zudem noch höchst ehrenrührig, denn auf diese Art wurden sonst nur Päderasten zum Tode gebracht. – Die Käfige sind heute noch zu sehen.

So streng gingen die Obrigkeiten aber selten vor, um bei ihren Untertanen Einheitlichkeit im Glauben zu erreichen. Meist genügten schon kleinere Repressalien und Strafdrohungen; bei ganz Widerspenstigen half allemal das probate Mittel der Landesverweisung.

Freilich dauerte es noch viele Jahrzehnte, bis alles in geregelten Bahnen lief. Auch sollte noch einige Zeit vergehen, bis die alte Kirche sich zur Selbsterneuerung aufraffte. Ein großes Reformkonzil war schon für 1534 in Mantua geplant und wurde immer wieder vertagt, bis sich die Konzilsväter endlich 1545 in Trient versammelten. Als Antwort auf Luther kamen die Beschlüsse des Konzils – 1563 verkündet – reichlich spät. Sie bildeten aber nichts desto weniger eine solide Grundlage zur äußeren und inneren Reform.

### Literatur:

- Andreas, Willy, Deutschland vor der Reformation, Berlin 7. Aufl. 1972  
 Aubin, H./Zorn, W. (Hrsgg.), Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte Bd. 1, Stuttgart 1971  
 Burckhardt, Jakob, Die Kultur der Renaissance in Italien, hrsg. v. Max Wegner, Schloss Laupheim 1950  
 Elton, G. R. (Hrsg.), New Cambridge History Vol. II: The Reformation 1520-1559, Cambridge 1958  
 Friedell, Egon, Kulturgeschichte der Neuzeit, 3 Bde., München 1927-1932  
 Hassinger, Erich, Das Werden des neuzeitlichen Europa, Braunschweig 2. Aufl. 1966  
 Huizinga, Johan, Herbst des Mittelalters, Stuttgart 11. Aufl. 1975  
 Janssen, Johannes, Geschichte des deutschen Volkes Bd. 1/I, Freiburg/Br. 1876  
 Lang, Peter Thaddäus, Die Ulmer Katholiken im Zeitalter der Konfessionsbildung: Lebensbedingungen einer konfessionellen Minderheit, Frankfurt/M. 1977  
 Mieck, Ilja, Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit, Stuttgart 1970  
 Potter, G. R. (Hrsg.), New Cambridge History Vol. I: The Renaissance 1493-1520, Cambridge 1957  
 Zeeden, Ernst Walter, Deutsche Kultur in der frühen Neuzeit, Frankfurt/M. 1968  
 Zeeden, Ernst Walter, Hegemonialkriege und Glaubenskämpfe (Propyläen Geschichte Europa Bd. 2), Frankfurt/M. 1977  
 Zwetsloot, Hugo, Kirche und Kultur in Europa Bd. I (mehr nicht erschienen), Greifswald 1931

## Zum Tod von Rudolf Töpfer

Ganz überraschend ist am 10. Dezember 1996 Postamtsrat a. D. Rudolf Töpfer im Alter von 82 Jahren gestorben. Töpfer, Jahrgang 1914, geboren in Leipzig, trat 1935 in den Postdienst ein und war von 1962 bis 1977 Amtsvorsteher beim Balingen Postamt. Auch noch im Ruhestand blieb er der Post und ihrer Geschichte treu. Für seine Fachbücher hat er mehrere Auszeichnungen erhalten. Den Leserinnen und Lesern der „Heimatkundlichen Blätter“ ist Rudolf Töpfer als Chronist und Autor bestbekannt, namentlich von seiner im Jahr 1994 gelaufenen Fortsetzungsserie „Das Balingen Postamt auf seinem Weg in schweren Zeiten“. Wir werden dem profilierten Sachsen, der das Schwabenland zu seiner Wahlheimat machte, ein ehrendes Gedenken bewahren. R.

# Heimatkundliche Blätter

## Inhaltsverzeichnis 1996

| Seite   | Seite   | Seite |
|---|---|-------|
| Thema:  | dolf Linder)  | 1024  |
| 1945-1949: Chaos und Neuanfang (Vortrag von Dr. Wilhelm Foth)                           | Zum Gedenken an Friedrich Roemer (Dr. Andreas Zekorn)   | 1025  |
| Von der Nikolaus-Kapelle zur Stadtkirche in Balingen (Eugen Gröner)                     | Fronleichnamspzession in Tailfingen (Hans Daub/Dr. Peter Thaddäus Lang)   | 1026  |
| Vogel des Jahres: Der Kiebitz (Dr. Karl-Eugen Maulbetsch)                               | Historische Bäume in Balingen (Waldemar Rehfuß)   | 1027  |
| Von der Nikolaus-Kapelle zur Stadtkirche in Balingen/2. Folge und Schluß (Eugen Gröner) | Gemalte Alt-Balinger Tracht (Friedrich Hottenroth)  | 1029  |
| 1945-1949: Chaos und Neuanfang/2. Folge (Dr. Wilhelm Foth)                              | Menschen, Maschen und Maschinen - das Albstädter Textilmuseum (Susanne Goebel/Wilhelm Conzelmann)                                 | 1030  |
| Vom Umbau des Balinger Bahnhofs 1911 (Hannes Schneider)                                 | Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb/1. Folge mit: Heidensteinhöhle (Jürgen Scheff)                                | 1031  |
| 1945-1949: Chaos und Neuanfang/3. Folge und Schluß (Dr. Wilhelm Foth)                   | Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb/2. Folge mit: Heidensteinhöhle/Schluß sowie Großer Hohler Fels                | 1033  |
| Von Wersig und Kehl, Badenska und Kohlraisle (Rudolf Linder)                            | Heimatliebe vor 100 Jahren (Eugen Gröner)   | 1034  |
| Brücke aus sog. Flußstahl (Hannes Schneider)  | Das Schicksal der Deutschen in Rußland (Hannelore Sommerer)   | 1035  |
| Die ehemalige Feste Plettenberg und das Schloß in Dotternhausen (Dr. Andreas Zekorn)    | Aus der Geschichte des Palmbühls (Pfarrer Ketterer)   | 1036  |
| Rosenfeld - Feld zwischen Rausen (Manfred Seeger)                                       | Die evangelischen Geistlichen in Ebingen seit der Reformation (Dr. Peter Thaddäus Lang)   | 1037  |
| Von Wersig, Kehl, Badenska und Kohlraisle/2. Folge und Schluß (Rudolf Linder)           | Stein bei Hechingen und das Rosenfelder Römerbad (Dekan Karl Hartmann)  | 1039  |
|   | Die Entwicklung der Ebinger Industrie bis zur Weltwirtschaftskrise (Stephan Link)   | 1041  |
|   | Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb/3. Folge mit: Kleiner Hohler Fels/Hüttenkirchle/Bernlochhöhle (Jürgen Scheff) | 1042  |
|   | Stein bei Hechingen und das Rosenfelder Römerbad/2. Folge und Schluß (Dekan Karl Hartmann)  | 1044  |
|   | „Die Liebe der Schwestern hat gesiegt“ (Fridl Müller)   | 1045  |
|   | Namen von Land und Rand (Rudolf Linder)   | 1047  |
|   | Die Reformation - eine Grenze zwischen den Epochen (Dr. Peter Thaddäus Lang)  | 1049  |
|   | Vorläufiges Jahresprogramm 1997   | 1050  |
|   | „Die Liebe der Schwestern hat gesiegt“/2. Folge und Schluß (Fridl Müller)   | 1051  |
|   | Die Reformation - eine Grenze zwischen den Epochen (Dr. Peter Thaddäus Lang)/2. Folge und Schluß                                  | 1053  |
|   | Johann Friedrich Speidel (Waldemar Rehfuß)  | 1056  |

## Johann Friedrich Speidel

Gedanken zu seinem 80. Todestag - Von Waldemar Rehfuß, Balingen

**Am 14. Dezember jährte sich zum 80. Mal der Todestag von Johann Friedrich Speidel. Nun, war dieser, wie er sich später nannte Friedrich Speidel. Es war der erste Fotograf in unserer damals noch kleinbürgerlichen Stadt Balingen.**

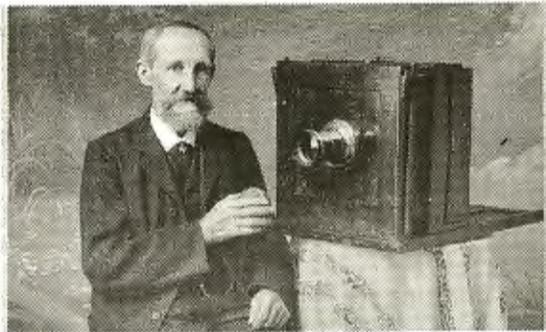
Als gelernter Handschuhmacher erkannte er schon früh seine besondere Neigung zu allem Neuen. Die Fotografie hatte bereits die „ersten Sohlen ihrer Kinderschuhe“ durchgelaufen. Das Glas-Negativ, als eine große Errungenschaft, war schon entwickelt. In dieser Zeit faßte unser Friedrich Speidel den Entschluß, sich dieser Kunst des „Abmachens“ zuzuwenden. In Ebingen war damals bereits Fotograf Pfähler tätig, und so machte sich Friedrich Speidel bei ihm sach- und fachkundig. Zurückversetzt in die Jahre 1858-60, war hierzu schon ein gewisser Aufwand erforderlich, da bekanntlich die Bahn erst runde 20 Jahre später nach Ebingen fuhr. Es blieb nur die Postkutsche. Dies war jedoch für unseren Friedrich Speidel kein Hindernis und er hat sein angestrebtes Ziel auch erreicht.

Bereits am 1. April 1860 als kaum 21-jähriger machte er sich selbständig. Er eröffnete, wie eingangs erwähnt, an der neuen Straße, die später in Bahnhofstraße umbenannt wurde, sein Geschäft.

Im „Volksfreund“ vom Januar 1872 finden wir folgendes Inserat: „Meine fotografische Anstalt, in welcher täglich von Vormittags 11 Uhr bis nachmittags 4 Uhr Aufnahmen stattfinden, empfehle ich bestens und sichere neben Anfertigung guter Bilder billige Preise zu.“

Es war für ihn nicht leicht, mit dieser neuen Kunst seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Aus einer mündlichen Überlieferung ist mir bekannt, daß ein Ehepaar aus einer Nachbargemeinde in Koffer und Korb ihren „Sonntagsstaat“ nach Balingen zu Verwandten getragen haben. Dort wurde die Garderobe gewechselt, damit zu Hause niemand von dem Vorhaben des Fotografierens etwas erfuhr.

Um den ständigen Neuerungen folgen und auch bei etwas schlechteren Lichtverhältnissen ebenfalls noch Aufnahmen machen zu können, ließ Friedrich Speidel bereits im Jahre



1887 auf seinem Haus ein großes Glasdach bauen. Das Tageslicht war zu jener Zeit die einzige Lichtquelle; dazu kam damals ein noch sehr niedrig empfindliches Negativmaterial. Einer eventuellen „Verwacklung“ bei Porträtaufnahmen vorzubeugen, gab es damals rückwärtige Kopfstützen, welche aber so plaziert wurden, daß sie auf dem Bild nicht zu sehen waren.

Für Außenaufnahmen, und davon sind noch viele erhalten, mußte der überdimensionierte Apparat mit einem entsprechenden Leiterwägel transportiert werden. Dies taten mit großem Eifer seine Kinder und später noch die Enkel. Es waren nur Kontaktabzüge möglich. Dementsprechend waren auch die hierzu erforderlichen Glasplatten in Größe und Gewicht. Besonders beliebt waren damals auch die jährlichen Aufnahmen der Konfirmanden an der Außenfront des Gasthauses „Adler“. Auch mit der Reprotechnik muß sich Friedrich Speidel beschäftigt haben. So ist heute noch die Reproduktion eines Eckenfelder-Bildes von Balingen erhalten.

Seine größten handwerklichen Erfolge erlebte Speidel jedoch im Jahr 1895. Die von ihm gemachten Aufnahmen vom damaligen Hochwasser im Eyachtal waren zugleich auch sein Einstieg in die Reportage-Fotografie. Die da-

mals in technischer Hinsicht als eine Meisterleistung zu bezeichnenden Bilder brachten ihm allerhöchste Anerkennung seiner Majestät des König Wilhelm II. ein. Von nun an tragen alle seine Aufnahmen auf der Rückseite diese Widmung. Als äußeres Zeichen des Dankes erhielt er dazu am 12. September 1895 eine goldene Nadel, die er zu besonderen Anlässen trug.

Über 50 Jahre führte er treu und seinem Beruf ergeben sein Geschäft. Im Jahr 1913 übergab er es an den Fotomeister Hans Schmid, welcher im selben Hause noch bis 1930 weitergearbeitet hat. Als im ersten Weltkrieg Hans Schmid einrücken mußte, nahm Frau Schmid die Hilfe des betagten Kollegen Speidel gerne an. Gerade in jenen Tagen wollte doch mancher ins Feld gerufene Soldat noch eine Aufnahme für die Angehörigen machen lassen. Doch lange durfte er nicht mehr helfen. Bereits am 14. Dezember 1916 wurde er mitten aus seinem geliebten Fotografenstand aus dieser Welt abgerufen.

Waldemar Rehfuß, Balingen

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen  
Waldemar Rehfuß  
Hirschbergstraße 32, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.